Navid Kermani

ALBUM

Das Buch der von Neil Young Getöteten | Vierzig Leben | Du sollst | Kurzmitteilung

HANSER

Navid Kermani

ALBUM

Das Buch der von Neil Young Getöteten | Vierzig Leben | Du sollst | Kurzmitteilung |

HANSER



Hanser E-Book

Navid Kermani

Album

Das Buch der von Neil Young Getöteten
Vierzig Leben
Du sollst
Kurzmitteilung

Carl Hanser Verlag

ISBN 978-3-446-24690-4
© Carl Hanser Verlag München 2014
Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Greiner & Reichel, Köln

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen
finden Sie unter www.hanser-literaturverlage.de
Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder folgen Sie uns auf Twitter:
www.twitter.com/hanserliteratur

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Das Buch der von Neil Young Getöteten

Vierzig Leben

Du sollst

Kurzmitteilung

Das Buch der von Neil Young Getöteten

تقدیم به همسر دلسوزم کتایون ام آیدا

Ich will Kinder, ich will nicht mich.
Friedrich Nietzsche

Als wolle Gott ihr die Erkenntnis einbleuen, daß sie das Paradies verlassen habe, als wolle er ihr die Erinnerung rauben oder, schlimmer noch, die Geborgenheit zu einer bloßen Erinnerung gerinnen lassen, bekam meine Tochter regelmäßig abends um acht oder halb neun Blähungen. Das Wort hört sich harmlos an, aber wer einmal ein Neugeborenes in den Händen getragen hat, das sich vor Schmerzen windet, dessen Gesichtszüge sich zu tausend Falten verzerren, wer sich, und sei es für zehn Minuten bloß, diesem dünnen Kreischen ausgesetzt hat, muß zynisch sein, um die Welt zu tolerieren. Ich hatte vorher nicht gewußt, was Blähungen exakt sind und daß es für sie, wenn sie bei Neugeborenen auftreten, einen feststehenden Begriff, den der *Drei-Monats-Kolik,* gibt. Drei Monate der Folter standen meiner Tochter also bevor. Keiner hatte uns vorgewarnt, und wen immer wir alarmierten, niemand schien ihre Qualen ernst zu nehmen. Die Beteuerungen unserer Hebamme, der Großeltern und Freunde, daß Blähungen bei vielen Säuglingen aufträten und kein Anlaß zur Beunruhigung seien, erschienen mir euphemistisch und roh. Meine schreiende Tochter durch die Wohnung tragend, beschuldigte ich die Menschheit, sich den tatsächlichen Konditionen ihres Daseins zu verschließen, und Gott des Verbrechens an der Menschlichkeit. Was, wenn nicht ein Neugeborenes, das anders als Erwachsene oder sogar Kinder den Schmerz nicht abmildern kann, indem es die Empfindung durch die relativierenden Instanzen des Bewußtseins schickt, was, wenn nicht die Blähungen seiner Tochter, sollte einen Vater beunruhigen, nicht weil er sich ernstlich um ihre Gesundheit sorgte, sondern vielmehr weil er das Elend alles Irdischen in ihr zappelnd verkörpert sieht?

Der Schock war um so größer, als die erste Zeit mit meiner Tochter bis auf einzelne panische Anfälle völlig friedvoll und schon die Geburt für meine Tochter (nicht für meine tapfere Frau) viel sanfter verlaufen war, als ich es mir vorgestellt hatte. Nur wenige Sekunden hatte sie (meine Tochter, nicht meine Frau) geschrien. Dann schaute sie uns aus Riesenaugen ruhig an, ein

wenig abwartend, ein wenig prüfend; so seht ihr also aus, schien sie zu denken. Seither kenne ich den Geschmack der Seligkeit. Ich habe meine Tochter an jenem frühen Morgen, von der Ernsthaftigkeit ihres Blicks gefesselt, wohl fast eine Stunde lang wiegend durch den spärlich beleuchteten Kreißsaal getragen und ihr so leise, daß nur sie es hörte, *Turaluraluralu* der deutschen Gruppe *Trio* vorgesungen, aber das gehört eigentlich nicht hierhin, weil ich ein Buch über Neil Young schreibe und dieser erst ins Leben meiner Tochter trat, als sie ihn brauchte (früher glaubte ich, daß man Neil Young immer braucht, aber inzwischen denke ich, man kommt die ersten paar Tage auch ohne ihn über die Runden).

Die Blähungen begannen, wenn meine Erinnerung nicht trügt, etwa zehn Tage nach der Geburt. Ich war mit meinem besten Freund ausgegangen und brachte ihn auf einen Wein noch mit nach Hause, als wir meine zermürbte Frau und meine winselnde Tochter auf dem Sofa vorfanden. An diesem Abend witzelte ich noch ausgiebig über ihr mütterliches Unvermögen und meine väterliche Aura, weil meine Tochter sich auf meinem Arm beruhigte, doch am nächsten und übernächsten und auch am dritten Abend wirkten meine Hände kein Wunder mehr, und ich mußte feststellen, daß ich am ersten Abend wahrscheinlich nur zur rechten Zeit, nämlich gegen halb zwölf, nach Hause gekommen war, da meine Tochter ihre seitdem tägliche Tortur soeben überstanden hatte.

Die folgenden Abende waren niederschmetternd. Wie ich in unserer zweigeschossigen Wohnung rauf und runter trabte und vergeblich die unterschiedlichsten Haltemöglichkeiten und Griffe probierte, hielt mich nur die Verpflichtung am Leben, meiner Tochter beizustehen, und außerdem die Aussicht, daß der Schmerz nach ziemlich exakt drei Stunden nachlassen und die Koliken in drei Monaten überwunden sein würden. Aber der Gedanke, meiner Tochter diesen Trost nicht mitteilen zu können, quälte mich. Sie zu tragen und zu liebkosen hatte wohl seine Wirkung, oft hörte sie auf zu kreischen, wimmerte nur noch oder verstummte für einige Minuten; aber schon ihr angespanntes Gesicht ließ erkennen, daß das Unbehagen anhielt. Scheißwelt! Das Büchner-Zitat von uns armen Musikanten und unseren Körpern als den Instrumenten meldete sich jeden Abend zu Wort: »Sind die

häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?« Ich hatte es in meiner Arbeit über die islamische Mystik aufgegriffen, weil diese ein ähnliches Motiv kennt. Aber das hier, die Töne, die ein ungutes Schicksal aus meiner Tochter herauspfuschte, das war kein Motiv, das war so real wie ein Auto oder wie Zahnweh.

Ich stand mit meiner Tochter in der Mitte meines Arbeitszimmers, als mir am vierten Blähungsabend die Idee kam, Musik zu hören; vielleicht würde es sie ablenken, überlegte ich, ohne der Hoffnung viel abzugewinnen. Aber etwas anderes hatte ich ohnehin nicht zu tun, und schaden würde es gewiß nicht. Einem Impuls folgend, entschied ich mich sofort für Neil Youngs *Last Trip To Tulsa,* das letzte Stück auf seiner ersten Soloplatte: eine schier endlose Wiederholung der immer gleichen, von sekundenlangen Pausen unterbrochenen Akkorde zu einem grandiosen Text, den ich bis heute nicht verstanden habe. Das Brüchige, das Assoziative, das Zufällige ist hier, wie später so oft in seiner Musik und seinen Texten, zum Prinzip erhoben, die herkömmliche Liedstruktur der äußeren Form nach bewahrt, von innen jedoch zertrümmert. Das Gewand einer Folkballade tragend, mit der akustischen Gitarre als einzigem Instrument, ist *The Last Trip To Tulsa* in Wahrheit das mal meditative, mal schroffe Rezital einer Lyrik, die sich bewußt dem Reimzwang sowie den Assonanzen und Dissonanzen der Sprache unterwirft und eben dadurch mit jeder Strophe in eine andere Richtung treibt, mit jedem Vers eine Überraschung erlebt. Das hat etwas von Kinderreimen und ebenso vom Zungenreden; wenn ich die Verse höre, stelle ich mir vor, wie Neil Young auf dem Bett seines Hotelzimmers sitzt, die Westernstiefel ausgestreckt auf dem gestärkten Bettuch, eine ordentliche Dröhnung hinter der Stirn, und den Silben und rhythmischen Lauten lauscht, die aus den immer gleichen Akkorden seiner Gitarre hervortreten, den Reihen gleichlautender Vokale wie dem /e/ in *the servicemen were yellow* oder dem /a/ in *but i was afraid to ask,* den Anfangs- oder Endkonsonanten wie dem /g/ in *gasoline was green* oder eben dem /t/ in *last trip to tulsa.* Daß Neil Young im Booklet alle Buchstaben des Liedtextes klein

und die Strophen fortlaufend, ohne Zeilenwechsel also, schreibt, folgt der Logik des Textes.

Keineswegs war ich so vermessen anzunehmen, meine Tochter bereits am Ende ihrer ersten Lebenswoche in die literarästhetischen und lautmalerischen Nuancen der kanadischen Avantgardelyrik einweisen zu können. Was mich bewog, gerade *The Last Trip To Tulsa* aufzulegen und nicht eines der vielen harmonischen, selbst Frauen und Kindern zugänglichen, mitunter zugegeben seichten, vereinzelt – ich bekenne es, um gar nicht erst den Verdacht aufkommen zu lassen, ich sähe die Dinge nicht objektiv – peinlichen Lieder (etwas anderes als Neil Young stand nicht zur Debatte, allenfalls *Turaluralu* wäre in Erwägung zu ziehen gewesen, sofern ich die CD besessen hätte, obgleich es vorzusingen ich bereits ohne Wirkung erprobt hatte), was mich bewog, war die Stimme, die jämmerlich hohe, regelmäßig ins Weinerliche kippende, für einen Sänger, zumal für einen Rocksänger eigentlich unmögliche Stimme, die viel zu schmal, fast fistelig ist, diese Stimme eines Kafkaschen Hungerkünstlers, die für jeden Unempfänglichen neuralgisch sein muß und mir nun schon so viele Jahre die boshaftesten Bemerkungen von Bekannten und Brüdern beschert, wohingegen ich wie wahrscheinlich jeder seiner Fans sie mehr als alles andere an ihm liebe. Neil Youngs Stimme kommt in diesem Stück im Reinzustand zur Geltung, wegen der minimalistischen Instrumentierung, aber auch weil er die meiste Zeit ganz leise singt, nicht durchgehend an der Grenze zum Flüstern, wohl aber jenseits der Grenze zum Selbstmonolog. Es ist für ein Lied, das sich doch fast immer an ein Publikum, an eine Mehrzahl von Adressaten richtet, tatsächlich eine ungewöhnliche kommunikative Situation, insofern Neil Young in dieser Aufnahme gleichsam für sich selbst singt oder allenfalls noch für jemanden, der neben ihm auf dem Bett sitzt (zum Beispiel mich), Schulter an Schulter gegen die Rückwand gelehnt. Seltene Schattierungen seiner Stimme treten so zutage, dunkle, zärtliche und rauhe.

Das Stück beginnt damit, daß Neil Young zwei-, dreimal mehr oder weniger planlos in seine Gitarre drischt, um sie daraufhin, wie zur Entschuldigung, kaum hörbar zu streicheln. Weil dieses Intro im Gekreische

meiner Tochter vollständig unterging, drehte ich den Lautstärkeregler weit nach rechts. Und dann stand aus heiterem Himmel die Stimme im Raum, behutsam, fast schüchtern und doch lockend, wie schon angedeutet an der untersten Grenze des noch Stimmlichen, aber durch den Lautsprecher eben doch äußerst laut, viel zu laut für ein Baby.

> well i used to drive a cab you know, heard a siren scream, pulled over to the corner and fell into a dream. there where two men eating pennies and three young girls who cried, »the west coast is falling. i see rocks in the sky.« the preacher took his bible and he laid it on the stool. he said »with the congregation running, why should i play the fool?«

Nach einigen Sekunden der Erstarrung wollte ich bereits zum Verstärker eilen und den Regler zurückdrehen, aber in eben jener Zeit zwischen der Einsicht, die Musik leiser stellen zu müssen, und dem Impuls, zum Regal zu gehen, im Verlaufe dieser zehntelsekundenwährenden Zeitlosigkeit zwischen zwei Gedankeneinheiten wurde meine Tochter still. Ich bemerkte das sofort, und zwar nicht, weil sie verstummte – dazu war die Musik zu laut und ich zu sehr von ihr in den Bann gezogen –, vielmehr weil ihr Körper sich beruhigte. Ich bemerkte es an meinen Händen, auf denen sie seitlich lag, ihre Brust auf der linken, ihr Unterleib auf der rechten, ich bemerkte es an meinen beiden kleinen Fingern, die ihren Bauch berührten, an den Nerven im Polster meiner Fingerspitzen.

> well i used to be a woman you know, i took you for a ride. i let you fly my airplane, it looked good for your pride. 'cause you're the kind of man you know, who likes what he says. i wonder what it's like to be so far over my head. well the lady made the wedding and she brought along the ring. she got down on her knees and said, »let's get on with this thing.«

Das ganze knapp zehnminütige Stück über blieb sie ruhig, auch inmitten des Sturmes, der in der Mitte der Fahrt zweimal unversehens hereinbrach und uns dem Tosen eines windgepeitschten Meeres aussetzte, dem harten, schrillen Klang der mit aller Wucht geschlagenen Saiten und dem Kreischen

eines ohnehin viel zu hohen Tenors – selbst von diesem Intermezzo des Hardrock auf der akustischen Gitarre oder eben jenem Bildnis des Punkers als jungem Mann ließ sich meine Tochter keine Sekunde aus der Ruhe bringen. Cool wie ein alter Seemann auf dem Ozean der Neil Youngschen Musik trotzte sie dem Lärmgewitter, bis wir wieder sanftere Gewässer erreichten. Neil Young hat diese metallene Seite, dieses periodisch auftretende Beharren darauf, sich den Harmonien zu verweigern, für das ich ihm durch alle Auszeiten der Harmlosigkeit hindurch die Treue gehalten habe wie sonst nur dem 1.FC Köln (aber der ist schließlich auch das Real Madrid des Westens). Viele seiner stärksten Stücke und seine besten Alben entwickeln sich aus der Spannung zwischen der Lust zum Zertrümmern und seinem unglaublichen Gespür für gute Melodien, die er allein aufgrund seiner Stimme aufrechterhalten kann, die weder hart noch hübsch, sondern ganz einfach fistelig ist und damit keiner der beiden Tendenzen nachgibt. Es gab Tourneen von ihm, da liefen zwischen den Stücken Endlosbänder mit Maschinengeräuschen und mußten die Roadies – aus medizinischen, nicht aus optischen Gründen – Sicherheitshelme mit Ohrenschützern tragen. Das Mini-Album *Eldorado* zum Beispiel, das er am Ende einer solchen Tournee, nämlich 1989 in einer lächerlich geringen Stückzahl und ausschließlich in Japan und in Australien, veröffentlichte, das also außer dem harten Kern nur Japanern und Australiern bekannt ist, gehört eben deshalb zu seinen drei, vier Platten, die als Gesamtkunstwerk herausragen. Das ist Lärm wie aus einer Fabrikhalle, aber eine Fabrikhalle, durch die der erste Frühlingswind weht. Auf *Eldorado* kommt dieses Spannungsverhältnis am klarsten zum Ausdruck, aber ähnlich ließe es sich für die besten regulären Alben sagen, für *Everybody Knows This Is Nowhere* aus dem Jahr 1969, für *Zuma* und *Live Rust* aus den Siebzigern oder seine späten Glanzstücke *Ragged Glory, Weld* und *Sleeps With Angels,* alles Platten übrigens, die er mit den Rabauken von Crazy Horse aufgenommen hat, jener Garagencombo, die fast so falsch spielt, wie Neil Young singt (»drei Männer und ebenso viele Akkorde«, hat ein Journalist sie mal beschrieben).

Ich war selbst nicht darauf vorbereitet gewesen, daß Neil Young aus der Versunkenheit des Anfangs heraus plötzlich seine Stimme zu einer

durchdringenden Deklamation über seine Vergangenheit (er war damals 22 Jahre alt) als Folksänger erhob, begleitet von der Gitarre wie von einer Alarmglocke; so genau war mir das Stück nicht gewärtig, und vor allem hatte ich es vorher noch nie so laut gehört.

> i used to be a folk singer, keeping managers alive, when you saw me on a corner and told me i was jive. so i unlocked your mind you know to see what i could see. if you guarantee the postage, i'll mail you back the key. well i woke up in the morning with an arrow through my nose. there was an indian in the corner trying on my clothes.

Neil Young mochte mit einem Indianerpfeil in der Nase erwacht sein, aber wir beide, meine Tochter und ich, waren noch immer in das Spiel seiner Gitarre und Stimme versunken, und so begann ich instinktiv, nachdem ich sie bisher in der Musik nur gewiegt hatte, mit ihr zu tanzen (ein Außenstehender hätte vielleicht einen anderen Begriff benutzt, etwa »herumhampeln« oder »schwankend stolzieren wie ein betrunkenes Kamel«). Mein Oberkörper schwappte wie der Bug eines Ozeandampfers bei Windstärke zwölf nach vorne und wieder zurück, während uns meine Füße in schweren Ausfallschritten durch das Arbeitszimmer lenkten. Sah man von den Schritten ab, mochte die Darbietung an tanzende Derwische erinnern, die sich außer in Konya keineswegs so pittoresk drehen, sondern die Ekstase meist im Stand, mit wippendem Leib heraufbeschwören, oder an das kopfschüttelnde Publikum eines Heavy-Metal-Konzerts, nur bewegte ich mich ungleich langsamer, nicht in Zeitlupe, aber doch so, als hingen an meinen Gliedern weit mehr als nur die 3450 Gramm meiner Tochter. Im Rausch befand ich mich nicht, weshalb ich mich erinnere, mir darüber bewußt gewesen zu sein, daß sie nicht über Gebühr durchgeschüttelt wurde, da sie gleichsam in der Mitte des Bootes lag; vielmehr konzentrierte ich mich bis in die Haarspitzen auf die Musik und ihre Wirkung. Dieser Zustand der extremen Wachheit, des Daseins im Heideggerschen Sinn, für den die östliche Philosophie freilich unverdächtigere Bezeichnungen gefunden hat, er war beinah selbst schon rauschhaft, indem er das Gegenteil davon war, wie

zwei Bögen, die vom selben Punkt ausgehen und sich am anderen Ende zum Kreis wiedertreffen. Hätte ich eine abwehrende Regung meiner Tochter gespürt, es hätte nicht länger als eine Sekunde gedauert, bis die Musik leiser oder ausgestellt gewesen wäre. Aber ich spürte, nein, ich wußte um ihr Wohlbehagen; nicht durch eine Regung, die ich an meinen Fingern wahrnahm, teilte sie es mir mit, es war mehr wie eine Gedankenübertragung, als ob ihr Gehirn dem meinen eine SMS gesandt hätte. Sie fand also die dritte Strophe von *Last Trip To Tulsa* auch zumindest passabel. Daß sie allerdings das Versonnene, das Sehnsuchtsvolle des Beginns vorzog, nahm ich wahr, als mit den letzten Silben der Strophe der Grundton des Stückes wiederkehrte. Sie genoß es fühlbar, als Neil Youngs zunächst wortloser Gesang an das Paradies erinnerte, das vergangene und zukünftige. Mein Arbeitszimmer durchsegelnd, wiegte ich sie wie in der ersten Stunde ihres Lebens.

Im ersten Satz dieses Buches hatte ich geschrieben, daß die Geborgenheit meiner Tochter zu einer bloßen Erinnerung gerann; daß wir uns erinnern, hielt ich, da ich über die Koliken meiner Tochter nachdachte, für das Schlimmste, was Gott uns antut. Aber eben, beim Schreiben des letzten Absatzes, habe ich gemerkt, daß die Erinnerung zu versöhnen oder wenigstens zu trösten vermag. Das ist ein Widerspruch, und zuerst habe ich den Schluß gezogen, der erste Satz sei falsch und müsse geändert werden. Aber dann ist mir erst klargeworden, was er wirklich bedeutet, daß er nämlich den Prozeß des Gerinnens, des Zur-Erinnerung-Werdens zum Thema hat, der so grausam wie ein Sterben oder Gebären ist, indes *The Last Trip To Tulsa* meine Tochter die Erinnerung zum ersten Mal kosten ließ – sie war angekommen in unserer Welt, in unseren Armen. Die gesungenen Vokale Neil Youngs und vielleicht auch meine Bewegungen, meine mit ihr schwingende Nähe, bildeten die Geborgenheit ab, und indem sie in das Bild eintrat, trat sie aus dem Schmerz heraus. Das war ein anderer Zustand als nach der Geburt, anders als *Turaluralu,* als das Paradies noch in der Gegenwart lag. Es war Vergegenwärtigung, ihre erste Wiederkehr, es war der Beginn der Zeit. Wann immer ihre Uhr begonnen hatte zu laufen – jetzt hörte sie sie ticken. Deshalb sang Neil Young vom Tod.

> well i used to be asleep you know, with blankets on my bed. i stayed there for a while ’til they discovered i was dead. the coroner was friendly and i liked him quite a lot. if i hadn’t ’ve been a woman i guess i’d never have been caught. they gave me back my house and car and nothing more was said.

Aber dann begann die Gitarre gleich einer Zirkustrommel, die den gewagtesten Akt des Abends ankündigt, eine rasche Folge des immergleichen Wirbels, zu denen Neil Young eine Serie von langgezogenen Indianer-Ouuuhs ausstieß, bis ein neuerliches, nein, das eigentliche Gewitter ausbrach.

> well i was driving down the freeway when my car ran out of gas. pulled over to the station but i was afraid to ask. the servicemen were yellow and the gasoline was green. although i knew i couldn’t i thought that i was gonna scream. that was on my last trip to tulsa just before the snow. if you ever need a ride there be sure to let me know.

Das war nun wirklich schwerer Tobak für ein Neugeborenes; Neil Young sang wie von einer Tarantel gestochen und schlug in die Saiten seiner akustischen Gitarre wie Oskar Matzerath auf die Blechtrommel. Hätte mich jemand beobachtet, er hätte annehmen müssen, nicht bloß dieser irre Sänger mit der Piepsstimme, sondern auch ich sei von der Tarantel gestochen worden, denn diesmal tanzte ich nicht bloß in den gleichen Bewegungsabläufen, sondern auch fast so schnell wie das Publikum eines Heavy-Metal-Konzerts. Gleichzeitig war ich nahe daran, dem Spektakel ein Ende zu bereiten, zur nächsten Strophe zu springen oder die Lautstärke zu senken, aber etwas sagte mir, ich solle es lassen und mich weiter der Musik hingeben, solange meine Tochter kein Zeichen gab. Ich spürte, daß sie diesem Lärm nicht allzu lang gewachsen sein würde, wollte aber nicht zu früh abbrechen. Und tatsächlich sollte auch der zweite, heftigere Sturm rechtzeitig vorübergehen und uns noch achtsamer zurücklassen für die Stille der letzten Strophe.

> well i was chopping down a palm tree when a friend dropped by to ask if i would feel less lonely if he helped me swing the axe. i said »no, it's not a case of being lonely we've had here. i've been working on this palm tree for eighty seven years.« he said »go get lost« and walked toward his cadillac. i chopped down the palm tree and it landed on his back.

Neil Young war, als er diesen Text verfaßte, höchstens 22 Jahre alt, wahrscheinlich jünger, doch das selbstironische Zähnefletschen, das er dem Leben zeigt, die grimmig-fröhliche Stimmung, die sich in den Versen vermittelt, kenne ich sonst nur aus Samuel Becketts älteren Tagen. In der Geschichte ist nahezu alles enthalten, was Neil Youngs Poesie und seine Haltung zur Musik und zum Leben ausmacht. Da ist jemand damit beschäftigt, eine Palme zu fällen, und ein anderer kommt vorbei und fragt ihn, ob er sich weniger einsam fühlte, wenn sie gemeinsam die Axt schwängen. Schroff weist ihn der Besuchte zurecht und ironisiert ihn gleichzeitig, indem er auf den therapeutischen Ton der Frage mit einer Diagnose antwortet, deren Begründung gar keine zu sein scheint und die so paradox ist wie eine indische Weisheit: »Nein, wir haben hier keinen Fall von Einsamkeit vorliegen. Ich arbeite seit 87 Jahren an dieser Palme.«

Natürlich ist jemand, der 87 Jahre mit einer Palme verbringt – wie jeder andere Mensch – allein, und weil er sich dessen bewußt ist, ist er es noch mehr. Aber die Einsamkeit scheint diesem Holzfäller so selbstverständlich und unausweichlich, daß er weder mit ihr hadert noch sich der Illusion hingibt, die Gemeinschaft mit anderen Menschen würde etwas an seiner Einsamkeit ändern. Mit solchen Lappalien hält er sich schon lange nicht mehr auf, denn er hat zu tun. Er muß sich um eine Palme kümmern.

Neil Young hat sich seine gesamte Karriere hindurch als Arbeiter vorgestellt, oder genauer: als Vorarbeiter einer Mannschaft von Arbeitern, die sich Crazy Horse nennt, als jemand, der den Auftrag hat, einen bestimmten Groove, ein bestimmtes musikalisches Gefühl zu erzeugen, ähnlich einem Bäcker, der für sein Schwarzbrot berühmt ist, oder einem Farmer, der eine besondere Art von Mais zu züchten hat, weil sie nur auf seinem Acker wächst. Nicht nur sind seine Texte voller Anspielungen auf das

Motiv der Handarbeit, des Pflügens, des harten Ackerns – schon die Besetzungsliste manches seiner Alben läßt mich klare amerikanische Landluft riechen: Namen wie Spooner Oldham, Joe Yankee, Rufus Thibodeaux, Hargus »Pig« Robbins oder Oscar Butterworth verweisen in eine Welt, die noch mit dem ersten Hahnenschrei aufwacht und mit dem Absatteln der Pferde zu Bette geht. Die karierten Baumfällerhemden, die Neil Young wie eine Jacke über dem T-Shirt und der schon lange, bevor es Mode wurde, zerfransten Jeans trägt, die buschigen Koteletten, die Heuballen auf der Bühne, die vielen Coverphotos, die ihn und seine Band auf Bauernhöfen zeigen, seine wiederkehrenden Reminiszenzen an die Country-Music und sein Engagement für verarmte amerikanische Bauern, das manchmal gebrochene, manchmal unerträgliche *Home Sweet Home* der Texte, sie alle sind Zeichen der Bodenständigkeit, des einfachen Lebens und der disziplinierten Plackerei, die im denkbar größten Kontrast zu seinem flatternden Gesang, dem Krawall seiner Gitarre und der längsten Strecke seines eigenen Lebensweges stehen. In David Lynchs *Straight Story* ist ebenso wie in *Last Trip To Tulsa* ein Bildnis Neil Youngs als alter Mann gezeichnet. Ein Greis wird er sein, der tut, was er zu tun, was er immer schon getan hat, nämlich tagein, tagaus zum Marsch durch die Seelenwelt zu blasen. Mehr ist das Leben nicht, aber das ist das ganze Leben.

Und dann kommt dieser Idiot von Freund, Manager, Musikkollege, Fan, Nachbar oder Mitmensch und fragt, ob der Holzfäller weniger einsam wäre, wenn er ihm hülfe. Das ist eine Frage, so naheliegend und abwegig, wie sie nur Mitmenschen fragen können. In einer Zen-Geschichte wird von Milarepa erzählt, der überall nach Erleuchtung gesucht, aber nirgends eine Antwort erhalten hat, bis er eines Tages einen Greis, der einen schweren Sack auf der Schulter trägt, langsam einen Bergpfad herabsteigen sieht. Milarepa erkennt sofort, daß dieser Greis das Geheimnis weiß, nach dem er so viele Jahre verzweifelt gesucht hat, und rennt ihm nach.

»Alter, bitte sage mir, was du weißt. Was ist Erleuchtung?«

Der Greis lächelt ihn an. Dann läßt er seine schwere Last von der Schulter gleiten und richtet sich auf.

»Ja, ich sehe!« ruft Milarepa. »Meinen ewigen Dank! Aber bitte erlaube mir noch eine Frage: Was kommt nach der Erleuchtung?«

Abermals lächelt der Greis, bückt sich und hebt seinen schweren Sack wieder auf. Er legt ihn sich auf die Schulter, rückt die Last zurecht und geht seines Weges.

Ich stelle mir vor, Milarepa, dem so etwas natürlich nicht zuzutrauen ist, würde dem Greis eine beleidigte, höhnische Bemerkung hinterherwerfen. Vielleicht würde der Beschimpfte, ohne zu reagieren, weiterziehen, vielleicht aber würde er Milarepa auch ohne viel Aufwand eine Lektion erteilen, die dieser bis an sein Lebensende nicht vergäße. Wenn er garstig genug, stark und mit dem kindlichen Spaß an gemeinen Streichen ausgestattet wäre, vielleicht würde er Milarepa die Last, die er ein Leben lang getragen hat, einfach an den Kopf werfen. Was sich, abgesehen vom Humor, darin ausdrückte, wäre seine Freiheit. Der Holzfäller, der zum letzten Hieb ausholt, während der ungehaltene Besucher zu seinem Cadillac zurückgeht, hätte längst die Möglichkeit gehabt, die Palme zu fällen. Jahrein, jahraus hat er sich um sie gekümmert, wahrscheinlich hat er sie selbst gepflanzt, gewässert und zum Schluß seine Axt in sie geschlagen. Gefällt hat er sie jedoch bis zu dem Kairos nicht, da ihr Sinn sich erfüllte. Man kann sagen: Hätte er die Palme nicht großgezogen, wäre niemand gekommen, um ihn mißzuverstehen, und es hätte keinen Sinn gehabt, sie zu fällen. Aber das könnte man über alle Dinge des Lebens sagen, das nicht sinnlos, sondern sich selbst Sinn ist.

Daß die Verse – wie alle guten Texte Neil Youngs – offen genug sind, sie anders zu deuten, versteht sich; so ist es reizvoll, sich vorzustellen, der Holzfäller sei eher jung, seine Antwort daher noch spöttischer und das Ende der Geschichte um so böser. Ich habe nur notiert, was die Strophe mir selbst sagt. Ihr zu lauschen, hatte ich Gelegenheit genug. Mit dem Ende des letzten Wortes, das Neil Young nur noch ins Mikrophon haucht und gleichzeitig das Ende des Stückes und der CD ist, begann meine Tochter wieder unruhig zu werden. Sie schrie nicht sofort, aber sie regte sich und fing nach dreißig Sekunden oder einer Minute an, regelrecht zu zappeln. Sie hätte gewiß geschrien, wenn ich ihr Neil Young noch länger vorenthalten hätte.

Interessanterweise beruhigte sie sich auch diesmal erst, als seine Stimme erklang, nicht schon mit dem Klang der Gitarre.

In drei Stunden kann man den *Last Trip To Tulsa* etwa sechzehn Mal hören, und mit sehr viel weniger gab sie sich nach ihrem initialen Hörerlebnis nicht zufrieden. Am dritten Abend fragte meine Frau, halb scherzhaft, halb im Ernst, ob man unsere Tochter nicht auch mal schreien lassen solle, schließlich stärke das angeblich die Lungen. Am vierten Tag begannen unsere Nachbarn, die zunächst erleichtert gewesen sein dürften, daß ich ein Mittel gefunden hatte, um die neue Mitbewohnerin zu besänftigen, mir auf dem Flur zufällig von anderen CDs vorzuschwärmen, und zwei Tage später schenkte mir die junge Frau aus dem Stockwerk unter uns, eine angehende Opernsängerin, die mich mit ihren Tonleitern selbst schon zur Weißglut getrieben hat, sogar eine Kassette deutsch geträllerter amerikanischer Kinderlieder. *Jingle Bells* gehörte ohnehin nicht zu den Melodien, die ich für ein Neugeborenes angemessen fand, aber von einem Chor penetrant fröhlicher deutscher Blagen vorgetragen, ist es so schauderhaft, wie nach Aussage der ignoranten unter meinen Freunden – also den meisten – Neil Young sein soll.

Dabei wäre ich durchaus bereit gewesen, ab und an mal, sagen wir einmal am Tag, etwas anderes als Neil Young aufzulegen, und ich habe mein Entgegenkommen mehrfach unter Beweis gestellt. Aber meine Tochter vermochte weder Mahlers Vierter Symphonie noch melodischem Pop aus Afrika etwas abzugewinnen. Sie bestand auf Neil Young und quittierte jeden anderen Klang mit einem Schreikonzert, das Fußballkommentatoren gellend nennen würden. Ich habe für die geschilderten Reaktionen Zeugen. Mehreren Freunden, die bei Bedarf öffentlich zu nennen ich absolut bereit bin, habe ich die Wirkung Neil Youngs auf meine Tochter unter objektiven Bedingungen demonstriert. Was immer sie für absurde und herabwürdigende Erklärungen für das Phänomen fanden (eine genetisch bedingte Hörstörung, dringend zu untersuchendes Anzeichen für eine geistige Behinderung, Gehirnwäsche durch permanente Beschallung im Mutterbauch und ähnlich Abstruses) – niemand konnte den Effekt, der nachweislich nur bei Neil Young auftrat, leugnen. Um meine These

wissenschaftlich zu untermauern, bedürfte es weiterer empirischer Untersuchungen, dennoch bin ich mir beinah sicher, daß speziell die hohen Frequenzen in der Stimme Neil Youngs auf Neugeborene beruhigend wirken, nicht nur auf meine Tochter. Ich vermute, daß der Klang der Stimme an die Vergangenheit der Neugeborenen rührt.

Ohnehin waren die Klagen unserer Umwelt über die Einseitigkeit des abendlichen Musikprogramms maßlos überzogen, da meine Tochter, wie sich im Verlaufe schon der ersten Woche herausstellte, keineswegs zwingend *Last Trip To Tulsa* zu hören verlangte, sondern auch andere Lieder goutierte, solange Neil Young sie sang. Es stand mir also im Prinzip ein ganzer Kosmos zur Verfügung, um die Abende musikalisch zu gestalten. Gewiß kamen in diesem Stadium noch keine Brecher wie *Cocaine Eyes, Sedan Delivery* oder *Pressure* in Frage, und ich mußte mich in der Auswahl auf die eher ruhigen Stücke Neil Youngs beschränken. Aber man muß sich keineswegs vorstellen, ich hätte ihr nur akustische Lieder vorgespielt. *Helpless* zum Beispiel mochte sie sehr gern, dabei hat es ein echtes Schlagzeug und einen elektrischen Baß. Na gut, man kann *Helpless* nicht eben flott nennen (»Recorded in San Francisco about 4 AM, when everybody got tired enough to play at my speed«, hat Neil Young, handschriftlich wie immer, im Booklet von *Decade* notiert), aber *Prime Of Life* aus *Sleeps With Angels,* mit dem ich einen vollständigen Heiligabend bei den Schwiegereltern bestritten habe, geht wirklich ab. Ich wäre normalerweise nicht auf die Idee gekommen, es aufzulegen, doch an dem Abend stellte ich um acht Uhr fest, daß ich meine eigenen CDs vergessen hatte und als einzige Aufnahme Neil Youngs *Sleeps With Angels* verfügbar war, die ich meiner Schwägerin als Weihnachtsgeschenk mitgebracht hatte, eine Platte, von der ich annehmen durfte, daß sie eine Achtzehnjährige mit Vorlieben für Grunge, Rap und Metal ansprach, die aber selbst ich nicht ohne Not einer Vierwöchigen vorgespielt hätte. Zu meiner Überraschung mochte meine Tochter die CD, und am meisten *Prime Of Life,* obwohl das Album ruhigere Stücke enthält. Der exzellente, fliegend-fliehende Rhythmus, der unter dem sanft gehaltenen Gesang und einer berückend einfältigen Flöte liegt, muß in Kombination mit meinen Bewegungen einen Groove erzeugt haben, der exakt dem Pulsschlag

meiner Tochter entsprach (der Puls von Babys schlägt bekanntlich schneller als der von Erwachsenen). Selbst meine Schwiegermutter rief mir nach der elften oder zwölften Wiederholung zu, das sei ja ganz schön. Anschließend wies sie verlegen auf ihre Anneliese-Rothenberger-CD hin, die jedes Jahr an Weihnachten auf große Resonanz bei der Familie stoße und wenigstens in Teilen durchaus rhythmisch und eingängig zu nennen sei. Ich nickte ihr von Musikkenner zu Musikkennerin zu und rief, daß ihr Enkelkind in spätestens anderthalb Stunden schlafen werde. Der Abend hat dazu geführt, daß die außergewöhnliche Empfänglichkeit meiner Tochter für Neil Young und mein mindestens ebenso außergewöhnlicher Tanz der Nachwelt als Videoaufzeichnung erhalten sind. Freilich sind wir auf dem Film die meiste Zeit nur als beweglicher Flecken im Hintergrund zu sehen; nur wenn meine Schwägerin die Kamera führte, gelangen dank kühner Schwenks über die abwehrenden Hände meiner Schwiegermutter und das fahle Gesicht meiner Frau hinweg faszinierende Großaufnahmen, die zu gegebener Zeit auch ihrer wissenschaftlichen Auswertung zugeführt werden sollten. Die Tonqualität der Kassette ist, nebenbei bemerkt, erstaunlich gut, meine Verwandtschaft bis auf Wortfetzen nicht zu hören, so daß ich seitdem, wenn mein CD-Spieler einmal ausfallen sollte, auf Video ausweichen könnte, um meiner Tochter Neil Young vorzuspielen.

Aufregend war es, zu verfolgen, wie sie ihre Favoriten wechselte. An die Stelle von *Last Trip To Tulsa* trat nach einigen Wochen *Helpless,* das wiederum von *Sugar Mountain* abgelöst wurde, dem Urstück Neil Youngs über die Kindheit, das er an seinem 19. Geburtstag verfaßt und auf einem Sony-Heimgerät aufgenommen hat. Vier Strophen hat das Lied, wie das Jahr Jahreszeiten, und einen Refrain, der dem Wunderbaren des Wandels den Verlust des Vergangenen entgegenhält.

Oh, to live on Sugar Mountain
With the barkers and the coloured balloons,
You can't be twenty on Sugar Mountain,
Though you're thinkin' that you're leavin' there too soon,
You're leavin' there too soon.

It's so noisy at the fair
But all your friends are there
And the candy floss you had
And your mother and your dad.
(Oh, to live on Sugar mountain…)

There's a girl just down the aisle,
Oh, to turn and see her smile.
You can hear the words she wrote
As you read her hidden note.
(Chorus)

Now you're underneath the stairs
And you're givin' back some glares
To the people who you met
And it's your first cigarette.
(Chorus)

Now you say you're leavin' home
'Cause you want to be alone.
Ain't it funny how you feel
When you're findin' out it's real?
(Final chorus twice)

Sein Vater, dem wir die beste Biographie Neil Youngs verdanken, schrieb einmal, daß die herzzerreißende Schönheit von *Sugar Mountain* sich so wenig erklären lasse wie das Lächeln der Mona Lisa, ein zwar nicht origineller, aber korrekter Vergleich, dem ich nur hinzufüge, daß meine Tochter bis heute, sobald ich ihr das Lied vorspiele oder -singe, mindestens ebenso rätselhaft lächelt. An den Weihnachtsfeiertagen hörten wir dann jeweils drei Stunden lang *Prime Of Life,* auf das über den Jahreswechsel *My Heart* und *A Dream That Can Last* folgten. Es sind die beiden Stücke, die *Sleeps With Angels* eröffnen und beschließen, zwei Wiegenlieder, zu denen ein übersteuertes Klavier im Saloonstil klimpert. Später entzückte sich meine

Tochter an *Pocahontas,* genauer gesagt, an der noch besseren elektrischen Version aus *Year Of The Horse,* dem Livealbum von 1997. Das war die Zeit, als ich das Gefühl hatte, von jetzt an könnten wir zusammen richtig rocken.

Pocahontas gehört zu einer Serie von Liedern, mit denen Neil Young das indianische Amerika heraufbeschwört und selbst unter allen Rockmusikern zum Mythologen seines Kontinents geworden ist. Die Eroberung durch die Weißen gerät ihm zur wiederkehrenden Metapher für das zentrale Motiv seiner Kunst: den Verlust des Paradieses. Gleich, ob es sich um die Liebe, die Geschichte, die Politik, die Musik, seine eigene, mit der Hippie-Bewegung verwobene Biographie oder die Kindheit handelt, immer sind es ein ernüchterndes, verhängnisvolles Heute und ein unschuldiges, sagenumwobenes Gestern, das er in Umkehrung der Hegelschen Dialektik beschwört. Das ist so allgemein, wie es sich anhört. Wenn es zwei Topoi gibt, die sich durch die Geschichte des menschlichen Geistes ziehen, sind es die Liebe (und mit ihr die Geburt) und der Zerfall (und mit ihm der Tod). Die Grundform des ersten ist das Gedicht, die des zweiten das Epos. Alle Epik, die griechische nicht anders als die indische oder persische, ist aus dem Gedanken entstanden, daß die große Zeit vorbei sei. Gerade jene Epochen, die wir rückblickend für ihren kulturellen Reichtum bewundern, huldigen der Logik des Niedergangs – man muß sich nur an das Weh und Ach erinnern, unter dem Goethe und Schiller die Lage der deutschen Sprache und Literatur in ihrer Zeit besprechen. Es ist kein Zufall, daß Neil Young immer wieder die Form der Ballade aufgegriffen hat, musikalisch wie textlich, die epische unter den Liedformen. Alle seine Balladen preisen das Untergegangene, doch ist das Sentimentalische nur ein Gewand, das den Drang schillernd kleidet, das Mögliche gegen das Wirkliche zu erinnern. Das eben unterscheidet seine Haltung vom Konservativen und schafft gleichzeitig die Ambivalenz zu diesem, denn nicht immer ist zu unterscheiden, ob das Vergehende zu bewahren oder das Verlorene zu beklagen gesucht wird. Daß er das Mögliche in einer konkreten Vergangenheit ansiedelt, gibt seinem Aufbegehren einen konservativen Zug, der in den ernstgemeinten Ausflügen in die Welt und die Musik des Country und einzelnen reaktionären Äußerungen in Interviews seine Entsprechung in Neil Youngs Leben hat. Ich

nenne es das Heideggersche an ihm, und es ist mir als solches, isoliert betrachtet oder in seiner Musik isoliert zum Klang gebracht, suspekt. Daß er sich jedoch der Funktion der Vergangenheit als eines Anderen bewußt ist und die Verklärung selbst reflektiert, daß er noch in der einzigen Strophe seines gesamten Werkes, in der er das Vergangene im Präsens, den *Sugar Mountain* als Gegenwart besingt, daß er selbst in dieser Hymne auf die Kindheit deren Angst und Unbehagen nicht übersieht: »It's so noisy at the fair«, das rettet ihn – meistens – vor der Nostalgie: »And the homeland we've never seen.« Nicht um das Gewesene geht es ihm, sondern um den Verlust. Das ist Adorno in ihm, der Heidegger eben deshalb so emotional attackiert hat, weil dieser an etwas Echtes rührte, aber es handzahm machte, so wie derjenige, der mit der Religion ringt und hadert, auf die Weichspülungen der zeitgemäßen Kirchen und des New Age als eine zu billige Antwort schimpft. Die starken und die schwachen Momente in Neil Youngs Musik, die ein Pendant in seinen oft kritischen, bisweilen jedoch restaurativen Versen und Wortmeldungen zur Politik haben, unterscheide ich für mich anhand der beiden Philosophen: wo er – und sei es in Westernstiefeln – Adorno folgt und wo er hippiemäßig in Heidegger abgleitet.

> Aurora Borealis
> The icy sky at night
> Paddles cut the water
> In a long and hurried flight
> From the white man to the fields of green
> And the homeland we've never seen

Ich gebe zu, daß Adorno, der ohnehin diese Art von Musik verabscheute, wohl kaum je einen »Versuch, *Pocahontas* zu verstehen«, unternommen hätte. Aber nun gut, es handelt sich ja auch nicht um Weltliteratur, sondern um einen Rocksong, nicht um klassische Neue Musik, sondern um neue Volksmusik. Und das Bild, das Neil Young mit fünf Pinselstrichen von den Indianern zeichnet, die unter dem Nordlicht (»Aurora Borealis«) in ihren

Kanus vor dem Weißen fliehen, und der sechste Strich, der das Untergegangene ins Utopische wendet, das ist schon fabelhaft, es ist zugleich einfach, präzise und plastisch. Das Weinerliche der Stimme treibt die Schwermut des Textes auf die Spitze, während das Stück gleichzeitig durch das Leiernde seiner Melodie abgehalten wird, in die reine Betrübnis zu schlittern. Gewiß, *Pocahontas* ist ein Klagelied auf den negativen Urmythos des heutigen Amerika, aber es ist seinem musikalischen Charakter nach und, wie sich herausstellt, auch in seinem Text keine Elegie, es hat nichts von den Trauer- und Schmerzensgesängen der religiösen Passion. Eher ist man auf einen Bänkelsänger verwiesen, der auf einem belebten Platz in einer durchschnittlichen amerikanischen Großstadt die Geschichte Amerikas erzählt. Das gilt für die erste Version von 1979 auf *Rust Never Sleeps*. Die Einspielung auf dem *Unplugged*-Album von 1993 hat eben das Elegische, das die erste Version glücklich nur gestreift hatte; fast singt Neil Young nicht das Lied, sondern sinniert darüber, wie er es früher einmal gesungen hat. Das gefällt beim ersten Hören, aber das Stück verliert dadurch, so will es mir inzwischen scheinen, an Schärfe, Wucht und Tiefe. Es plätschert an einem vorbei. Alles, was *Pocahontas* auf *Unplugged* verliert, gewinnt es im *Year Of The Horse* dreifach und vierfach zurück. Die Lakonie, die der Melodie und dem Text zugrunde liegt, ist hier eine grimmige, brutale, sie ist so metallen wie die Instrumentierung, und genauso singt Neil Young, die Zähne gefletscht zu einem trotzigen Grinsen.

Wenn sich die ersten Gitarrenriffs aus einer quietschenden Rückkopplung als dröhnende Fanfare erheben und anschließend ein harter Baß, ein klares Schlagzeug und die mächtige, dunkle Rhythmusgitarre von Frank »Poncho« Sampedro zu einem Beat einsetzen, der nur anfangs gemächlich wirkt und unerbittlich nach vorne peitscht, mag man seinen Ohren, die von *Pocahontas* ganz anderes gewohnt sind, kaum glauben; aber je länger das Stück andauert, desto mehr reißt es mit, und je öfter man es hört, um so deutlicher wird, daß die elektrische die eigentliche Fassung des Liedes ist, mag Neil Young auch zwanzig Jahre gebraucht haben, bis er es herausfand. Der treibende Rhythmus, die herrlich klirrende Leadgitarre und sein furios grollender Gesang nehmen *Pocahontas* den größten Teil seiner Romantik;

nicht mehr ein Klagelied ist es, nicht mehr ein Bänkelgesang, sondern eine Abrechnung. Der junge Mann, der es einst gesungen hat, ist erwachsen geworden, er lamentiert nicht mehr, er stellt fest. Er ist selbst ein Indianer:

They killed us in our teepees
And they cut our women down
They might have left some babies
Cryin' on the ground
But the firesticks and the wagons come
And the night falls on the settin' sun.

Vielleicht war der Sänger eines der Babys und lebt nun das ewige Leben, um die Geschichte seines Volkes vor dem Vergessen zu bewahren, denn die dritte Strophe wechselt mit der Zeitebene auch die Perspektive. Wie in einem Film, der mit einer Rückblende beginnt, von der man zunächst nicht weiß, daß es sich um eine handelt, und dann plötzlich den Zurückschauenden vorstellt, oder wie eine Kamera, die zunächst eine Kinoleinwand ohne deren Ränder zeigt und dann das Gesicht des Helden, der im Kino sitzt, so schwenkt die folgende Strophe vom Erinnerten auf den, der sich erinnert. Das Geniale an diesem Wechsel ist, daß er sich mitten in der Strophe und völlig unscheinbar vollzieht, so daß man zunächst überhaupt nicht versteht, wo man sich befindet. Von der ersten auf die zweite Zeile überspringt der Text ein ganzes Jahrhundert, er hebt in der Prärie an und landet »schräg gegenüber der Bank«, inmitten der heutigen Großstadt, wo niemand fremder sein könnte als ein Indianer, dem doch früher einmal dieses Land gehörte, hier also, auf dem Bürgersteig einer belebten Straße, wo die Taxis quer über seine Füße fahren, hat man, so könnte man es beim zweiten Mal lesen, den Büffel geschlachtet oder schlachtet ihn täglich.

They massacred the buffalo
Kitty-corner from the bank
Taxis run across my feet
And my eyes have turned to blanks

In my little box at the top of the stairs
With my Indian rug and a pipe to share

Die Strophe ist eine surreale Skizze der Entfremdung, wie Marx und Fanon sie nicht hätten schärfer zeichnen können, ein Bild der Gewalt, die von der Zivilisation ausgeht. Und wieder endet sie, wie schon die erste Strophe, indem sie sich von der Situation abwendet und aus deren Gegenwart tritt: mit dem verzweifelten, rührenden Bemühen, sich an dem Vergangenen festzuhalten und der augenblickweisen Versöhnung eine Chance zu wahren: »With my Indian rug and a pipe to share«. Doch dieses Vergangene, so stellt sich in der nächsten Strophe heraus, ist für den Sänger ein bloßes Konstrukt, eine Fläche, auf die er seine Sehnsucht projiziert, die Sehnsucht nach einem anderen Leben. Erneut wechselt der Text die Ebene und kehrt zurück in die Zeit, als die weiße Zivilisation in das natürliche Leben der Indianer einbrach. Weil der Text nun preisgibt, eine Vorstellung, nicht eine Darstellung zu sein, erscheint er, und mit ihm sein Ich, ein weiteres Mal in einem neuen Licht. Darin gleicht er einem Vexierbild, das den Betrachter auf viele Fährten führt, bevor es sich erschließt, wenn es denn überhaupt die eine richtige Fährte angelegt hat.

I wish I was trapper
I would give a thousand pelts
To sleep with Pocahontas
And find out how she felt
In the mornin' on the fields of green
In the homeland we've never seen

Als Beschreibung der Vertreibung, mit der alle Geschichte einsetzt, fing das Lied an. Anschließend entpuppte der Beschreibende sich zunächst als jemand, der selbst von der Katastrophe betroffen gewesen war, dann als ein Nachfahre der Indianer, der in einem unbehaglichen Heute lebt und die Katastrophe ins Gedächtnis ruft, und am Ende als jemand, für den der indianische Mythos das Gleichnis seiner eigenen Sehnsüchte oder das

schlechthin Andere zum Bestehenden ist, als ein Weißer wahrscheinlich, als jemand wie Neil Young. Wie bei einer Zwiebel schält sich das literarische Ich heraus. Interessanterweise wünscht es sich nicht, ein Indianer, sondern ein Trapper zu sein. Damit bewahrt es sich zum einen seine Ambivalenz – bei dem Ich könnte es sich doch um einen Indianer oder dessen Nachfahren handeln, um ein Opfer der Geschichte also, das sich wünscht, den Eroberern anzugehören – und benennt zum anderen präzise den Kern dessen, wonach die Menschheit seit dem Verlust des Paradieses strebt: mit dem jetzigen Bewußtsein den Zustand der Natürlichkeit wiederzuerlangen, als Erwachsener Kind zu sein. Nicht bloß will der Sänger mit der Indianerprinzessin Pocahontas schlafen – dann würde er davon träumen, selbst ein Indianerhäuptling zu sein –, sondern ein Trapper, ein Weißer will er sein, der mit ihr schläft, und zwar nicht, weil es sich so schön anfühlt, sondern um zu begreifen, wie sie, die Indianerin, fühlt, »am Morgen auf den grünen Feldern / In der Heimat, die wir nie gesehen haben«. Es ist immer und immer wieder die gleiche Bewegung, auf die die Menschen hoffen: den Kreis zu durchschreiten, um durch die Hintertür wieder ins Paradies einzutreten, das aber nicht mehr das gleiche sein wird, weil man selbst nicht mehr der Gleiche ist. Das ist Neil Youngs Leben, das ist seine Musik mit ihren immer neuen, manchmal beinah verkrampft, ja, manisch wirkenden Aufbrüchen, von hier wird erkennbar, warum er zugleich der Nostalgiker und der Ruhelose unter den Rockmusikern ist, der jede Veränderung als Verlust besingt, aber den Stillstand fürchtet wie der Teufel das Weihwasser: »It's better to burn out than to fade away.« Hier wird erkennbar: *Sugar Mountain* und *Rust Never Sleeps* gehören zusammen, Heimweh und Fernweh sind zwei Saiten derselben Gitarre. Es kann nur besser gewesen sein, es muß besser werden als das, was ist.

Daß das Objekt der Begierde gerade Pocahontas ist, die Tochter des Häuptlings Powhatan, die den Frieden zwischen den Indianern und den englischen Siedlern vermittelte, weist auf die Sehnsucht nach Versöhnung und auf das Verlangen, die Vergangenheit zu wiederholen, um ihre Fehler zu vermeiden. Der Einbruch in das Paradies wird nicht als solcher beklagt, er hätte nur anders verlaufen sollen, so wie Neil Young in anderen Liedern

nicht das Erwachsenwerden oder den Prozeß der Zivilisation bedauert, sondern die Brutalität, mit der beides sich vollzog. Wenn es geschehen mußte, hätte es anders geschehen müssen.

> And maybe Marlon Brando
> Will be there by the fire
> We'll sit and talk about Hollywood
> And the good things there for hire
> Like the Astrodome and the first teepee
> Marlon Brando, Pocahontas and me.

Die letzte Strophe ist die schönste, weil sie dem Text jene Leichtigkeit einhaucht, die längst in der Melodie liegt. Wenn wir schon bei Versöhnung sind, können wir da nicht auch Marlon Brando mit in die Runde nehmen, weil er im Western so toll spielt? Sie säßen dann am Lagerfeuer und würden über Hollywood plaudern, über den schönen Tand, den es dort zum vergänglichen Vergnügen gibt, Kinofilme zum Beispiel, und den glücklichen Ausgang von Geschichten. Bestimmt würden sie auch darüber reden, was mit den Indianern geschehen und nicht wiedergutzumachen ist. Und Pocahontas, die Indianerprinzessin, wäre ebenfalls dabei, und das wirkliche Indianien machte es sich neben dem projizierten bequem und nähme den Projizierenden mit in die Runde: Marlon Brando, Pocahontas und ich am Lagerfeuer – ein witzigeres, bescheideneres, selbstironischeres Bild der Utopie ließe sich nicht malen.

Die Begeisterung für *Pocahontas* hat lange angehalten. Sie setzte ein, kurz nachdem meine Tochter die Koliken überwunden hatte, und legte sich erst gegen Ende unseres Aufenthaltes im Ausland, wo ich beruflich zu tun hatte. Fast fünf Monate lang waren *Pocahontas* und *Human Highway,* das auf *Year Of The Horse* gleich im Anschluß folgt, die Musik, zu der sie einschlief. Die Kombination der beiden Stücke scheint sich vollständig an elterlichen Belangen orientiert zu haben. Für einen Vater wie mich, der seiner Tochter etwas Gutes tun und sie den Rock 'n' Roll fühlen lassen möchte, gleichzeitig aber gezwungen ist, sie zu Bett zu bringen, könnte die Abfolge nicht besser

gewählt sein, denn nachdem wir zu *Pocahontas* den am Tag angestauten Emotionen zu ihrem Recht verholfen hatten, fing das akustische Gedudel von *Human Highway* uns auf, schunkelte es uns beide in zärtliche Träume und sie weiter in den Schlaf. Je nachdem, wie aufgekratzt oder erschöpft sie war, benötigten wir mehrere Durchgänge, damit sie bettreif wurde, und oft – wenn ich das Gefühl hatte, daß sie den Punkt, von dem an der Schlaf sich Bahn bricht, erreicht hatte, aber noch einen kleinen Anstoß brauchte, um ihn zu passieren – wiederholte ich nur *Human Highway*. Meine Frau konnte es nicht fassen, wie perfekt das allabendliche Musikprogramm seine Funktion selbst in Ausnahmesituationen, bei Krankheiten oder auf Reisen, erfüllte, zumal ihre Versuche mit afrikanischen Weisen oder anderem ethnologischem Material regelmäßig scheiterten oder sich zumindest endlos hinzogen, bis sie endlich von ihrem multikulturellen Starrsinn ließ. Mit Neil Young hat sie es nie probiert. Es herrschte, obwohl nie ausgesprochen, von Anfang an ein Einverständnis darüber, daß Neil Young ein Code bleibt, mit dem meine Tochter und ich kommunizieren. Meine Frau hätte auch kein Gefühl dafür gehabt, welches Stück in welchem Zustand notwendig war, und sie hätte wohl auch niemals die Geduld aufgebracht, über einen solch langen Zeitraum hinweg immer wieder dieselben paar Noten zu hören. Und meine Tochter bestand nun einmal zwischen ihrem dritten und sechsten Monat auf *Pocahontas* und gerade auch auf *Human Highway,* obwohl ich von letzterem selbst keineswegs angetan und es eher dem Zufall zu verdanken war, daß wir überhaupt darauf stießen. Es lag einfach daran, daß das Stück auf *Pocahontas* folgt. Wahrscheinlich gibt es in solchen, den (vor dem Einschlafen) letzten Dingen keine Zufälle. So viele andere von Neil Youngs langsamen, sanften Stücken sind mir näher, und mir selbst hätte ich *Human Highway,* weil es zu simpel und gleichzeitig nicht simpel genug ist, nicht in solcher Regelmäßigkeit zugemutet, aber in Verbindung mit dem vorangegangenen *Pocahontas* und meiner müden Tochter auf dem Arm war es doch wundervoll. Zu der Zeit hatte meine Tochter übrigens die Position, in der sie anfänglich Neil Young zu hören pflegte, längst aufgegeben. Sie lag nicht mehr seitlich nach vorne blickend auf meinen Händen, sondern

vergrub ihren Kopf entweder in der Kuhle zwischen Brustkorb und Schultergelenk oder an meinem Hals.

Als problematisch erwies sich im Ausland – ich hätte es mir vorher denken können –, daß ich keine vernünftige Anlage zur Verfügung hatte und die CD in den Laptop legen mußte, dessen Lautsprecher immerhin so schlecht nicht sind. Andere Stücke Neil Youngs kann man unter Umständen, wenn anders es sich nicht einrichten läßt, leise hören – *Pocahontas* gehört in der Live-Version nicht zu ihnen. Aber weil sie es bereits gut kannte, bevor wir für drei Monate in ein fernes Ausland flogen, hat es zunächst doch geklappt. Mein Laptop war laut genug, um die Erinnerung, nein: die akustische Vorstellungskraft wachzurufen, und das genügte in den ersten sechs, sieben Wochen. Gegen Ende unseres Aufenthaltes bemerkte ich jedoch Abnutzungserscheinungen. Das abendliche Klangerlebnis verlor seine Einzigartigkeit und Magie. In den letzten zwei oder drei Wochen unseres Aufenthaltes schob ich *Year Of The Horse* nur noch sporadisch in den Laptop. Rein akustische Stücke, in denen die Stimme Neil Youngs mehr im Vordergrund stand, waren noch eher geeignet, meiner Tochter zu gefallen. Es war eine schwierige Zeit, wie man sich inzwischen wohl ausmalen kann, die zweite Krise im Verhältnis zur übrigen Welt und die erste leichte Enttäuschung im Verhältnis zu Neil Young. Dieser büßte seine Wirkung nicht völlig ein, doch zauberte er, so leise gestellt, nicht mehr.

Zum Glück kehrten wir bald schon nach Deutschland zurück; ich hatte unseren Flug sogar eigens umgebucht, um eine Woche früher wieder bei *Pocahontas* zu sein. Der Moment, da ich am Tag nach unserer Ankunft (ich wollte nichts überstürzen) mit meiner Tochter im Arbeitszimmer vor der Anlage stand, war ein ganz großer. Ich legte *Year Of The Horse* in das Gerät, tippte den sechsten Titel an und schob den Lautstärkeregler des Verstärkers nach rechts. Da war es, aus satten, zufriedenen Boxen, die meine Tochter damals noch nicht mit ihren Fingernägeln ruiniert hatte: die quietschende Rückkopplung, die trillernde Fanfare und der unglaubliche Rhythmus, nicht zu schnell, nicht zu langsam, zu dieser durchdringenden, etwas leiernden Melodie, die Neil Young klirrend auf seiner Gitarre spielt. Und dann begann er zu singen. In diesem Nu, da sich Neil Youngs Stimme zum »Aurora

Borealis« erhob, wirklich erst dann waren wir endlich zu Hause angelangt. Diese Erfahrung war so stark, daß sie später einmal in mein akademisches Schaffen einfloß. Ich mußte einen Vortrag zum Begriff Heimat halten, und so versuchte ich, der für dieses Thema über keinerlei Vorbildung verfügte, dem aufgeklärten Publikum sowie den übrigen Experten für Trans-, Multi- und Postnationales zu erklären, daß ich mich heimisch fühle, wo Neil Young gespielt wird. Sie fanden das, glaube ich, nicht kompliziert genug. Hätte ich eine literaturwissenschaftliche Analyse von Neil Youngs Texten über den Verlust der Geborgenheit und die Fremdheit im Leben hinzugefügt, vielleicht wären sie zufrieden gewesen.

Ich habe selten so ausgiebig über Neil Youngs Texte nachgedacht wie in den letzten Tagen über *Pocahontas* oder zuvor über *The Last Trip To Tulsa*. Bei den Liedern waren es meist einzelne Verse oder Strophen, die ich aufschnappte, reflektierte, mir merkte. Es kam vor, daß ich ein Wort oder einen Satz falsch verstand und mich dadurch zu abenteuerlichen Deutungen verstieg. »Pocahontas« zum Beispiel war mir als Begriff völlig schleierhaft, bis ich mir das Booklet vornahm, den Text studierte, ein Lexikon zu Hilfe holte und erfuhr, daß es sich um eine berühmte Indianerprinzessin, eine historische Figur also, handelt. Ich hatte wohl angenommen, daß Pocahontas eine Frau sei, die mit den Indianern in irgendeiner Verbindung stand, aber um wen es sich handelte und wie genau sie hieß, das konnte ich nur vermuten und beflügelte eben deshalb meine Phantasie. Statt Pocahontas hörte ich immer etwas wie Procol Harum, den Namen dieser englischen Band, was ich mir nicht erklären konnte, so daß das Wort mir zum Synonym für die Schönheit und das Geheimnis einer fernen Frau geriet. »With my Indian Rug and a pipe to share« mißverstand ich als »With my Indian Love and a fight to share«, was das literarische Ich natürlich in einem völlig anderen Licht erscheinen läßt und zu ganz neuartigen Deutungen Anlaß gibt, die ich dem geneigten Leser aber vorenthalten möchte, da es selbst mir übertrieben erscheint, ihn mit den Interpretationen solcher Verse zu behelligen, die Neil Young gar nicht verfaßt hat (es handelt sich hier schließlich nicht um ein Buch über mich). Im selben Lied blieb »Aurora Borealis« eine seltsam klingende Buchstabenfolge, ähnlich wie die Siglen am

Anfang mancher Koransuren, und statt »teepee« hörte ich »TV«: die guten Dinge, die es in Hollywood zum Ausleihen gibt, wie den Astrodome und den ersten Fernseher – auch nicht schlecht. Ganz genau verstand ich allerdings die einzige Zeile, die zweimal auftaucht: »In the homeland we've never seen.« Zusammen mit der Vorstellung von Marlon Brando, der sagenumwoben schönen Indianerin und Neil Young am Lagerfeuer reichte das bereits, um dem Text einen lebenslangen Platz in meinem Gedächtnis zu sichern. Wenn ich damals meiner Tochter *Pocahontas* vorsang, waren es immer die erste und die letzte Strophe, die ich in Ausschnitten und fehlerhaft vortrug, immer wieder die Heimat, die wir nie gesehen haben, und das Lagerfeuer, das am Ende eines schlechten Tages oder Lebens ein wenig zu versöhnen vermag, weil es viel weniger als eine Versöhnung ist, ein erschöpfter Frieden allenfalls.

Noch Monate, nachdem ich meine Tochter kennengelernt hatte, gab es bis auf *Are You Ready For The Country?* kein Lied, dessen Text ich vollständig auswendig beherrschte. Das habe ich erst gemerkt, als ich ihr Neil Young vorsingen wollte, und es überraschte mich selbst. Von nennenswertem Nachteil war das nicht, denn man kommt, wie ich herausgefunden habe, mit ein paar Zeilen aus *Sugar Mountain, Only Love Can Break Your Heart* oder *Lotta Love* schon ziemlich weit, sollte gerade keine Anlage zur Hand und dennoch ein Baby zu beruhigen sein. Kleinen Schreihälsen scheint die Wiederholung der immer gleichen paar Akkorde und Worte nicht aufzustoßen, im Gegenteil (vermutlich bin ich nicht der erste, dem das auffällt). *Are You Ready For The Country?* mochte ich meiner Tochter nie vorsingen, ich halte es für eines der überflüssigen Stücke Neil Youngs. Daß ich den Text behalten habe, ist erstaunlich. Das Lied stammt von seiner ersten Platte, die ich je bewußt gehört habe, nämlich von *Harvest,* die mein Bruder als einzige von Neil Young besaß. Es ist bis heute sein populärstes Album, das einzige, mit dem er es je zur Nummer eins der Charts brachte; mit äußerstem Befremden mußte ich konstatieren, daß ein Stück daraus, *Heart Of Gold,* in den Flugzeugen von *Swissair* als Hintergrundmusik Fron tat (mögen sie pleite gehen dafür). Meine Sympathien für *Harvest* waren da bereits Jahre verflogen; lange Zeit war es mir sogar schier unerträglich, die

Platte zu hören, weil sie so soft ist und die übrige Welt von Neil Young nur dieses eine Album zu kennen scheint. Gleich, wo man hinkommt, wird das Bekenntnis zu ihm mit der Bemerkung konfrontiert, das sei doch der mit *Harvest,* woraufhin die Falschen ihre Zustimmung bekunden und die Richtigen einen als Anhänger handtuchweicher Mädchenmusik aufziehen oder, schlimmer noch, im stillen als solchen abtun. Wenn sie spotten, kann ich mich unter Hinweis auf die zahlreichen Kracher Neil Youngs und seine große Anhängerschaft unter Punk-, Grunge- und jeder neuen Generation von Independentmusikern, die schon mehrere Platten zu seinen Ehren aufgenommen haben und ihn überhaupt für den Allergrößten, für ihren Paten halten, wehren. Aber wenn sie ihre Irritation für sich behalten, stehe ich wie bedeppert da.

Jedenfalls gefiel mir damals, als ich *Harvest* im Zimmer meines Bruders hörte, *Are You Ready For The Country?* besonders gut. Auch wenn ich heute die Banalität des Stückes deutlich wahrnehme und es zu den schwächeren eines ohnehin nicht herausragenden Albums zähle, spricht die Vorliebe für mich, finde ich, denn es ist der einzige Titel auf *Harvest,* der nach Rock 'n' Roll klingt. Mit den Jahren habe ich zwar herausgefunden, daß *Are You Ready For The Country?* eine ziemlich abgefederte Fassung dessen bot, was in der Welt der Rockmusik möglich ist, und sich anhört, als würde eine Country-Band versuchen, mal so richtig die Post abgehen zu lassen, aber seinerzeit kannte ich nicht so viel anderes. Meine Brüder besaßen Platten von Leonard Cohen, Genesis, Yes oder Pink Floyd. Letztere mögen wohl auch härtere Töne beherrschen, aber so ein einfach gestrickter, geradliniger Rock 'n' Roll ist deren Sache nicht (es gab einzelne Titel von Pink Floyd, die in die Richtung gehen, und die erfreuten sich dementsprechend meiner besonderen Wertschätzung als Kind).

Ich kann nicht sagen, daß ich damals, ich war acht oder neun Jahre alt, Neil Young schon verfallen war; ich hatte immer Phasen, in denen ich einzelne Alben oder Gruppen mochte, und im nachhinein muß ich gestehen, daß es insgesamt tatsächlich eher Pink Floyd waren, die mich durch diese Phase zwischen Kindheit und Pubertät begleiteten. Bis mir an meinem zwölften Geburtstag die Klassenkameraden gemeinsam *The Wall* schenkten

(das wohl am häufigsten, nämlich vier- bis fünfmal täglich vollständig genutzte Geschenk, das ich je erhalten sollte), war meine absolute Lieblingsplatte *The Dark Side Of The Moon*. Unter all den Gruppen, die ich bis zu meinem Abitur hörte, sind Pink Floyd neben Led Zeppelin und natürlich Neil Young die einzigen, die sich meine Verehrung bewahrt haben (Pink Floyd mit Roger Waters, versteht sich, nicht die Greise, die in der Generation Golf unter diesem Titel firmieren). Die alles andere verzehrende Liebe zu Neil Young setzte später ein, mit vierzehn etwa, als ich auf *Rust Never Sleeps* stieß, was einen Quantensprung in meiner nicht bloß musikalischen Bewußtseinswerdung hervorrufen sollte; bis dahin war er einer von mehreren, sich ablösenden Favoriten. Jetzt, da ich das schreibe, fällt mir ein, daß ich mir meine eigenen wöchentlichen oder monatlichen (an die Frequenz erinnere ich mich nicht mehr) Top Ten aufzustellen pflegte, die ich auf sorgfältig gesammelten Zetteln vierfarbig festhielt. Ich sehe auch der Tatsache ins Auge, daß sich Mike Oldfield und manch andere Räucherstäbchen in diese Liste verirrten, sogar über einen sehr langen Zeitraum hinweg. Den Spitzenplatz machten allerdings durchweg Neil Young und Pink Floyd aus, bevor sich ersterer endgültig durchsetzte und ich die Liste dann auch bald aufgab, weil sich auf den vorderen Rängen ohnehin nichts mehr tat.

Es gab also immer Phasen, in denen eine Platte oder eine Band mein Leben dominierte, so wie ein junger Mann sich oft verliebt, bevor er sich auf eine Frau einläßt und Kinder zeugt. Anders als in der erotischen Liebe hatte ich in der musikalischen allerdings niemals das Gefühl, die Monogamie sei eine Konvention, die, wenn überhaupt, aus pragmatischen Gründen zu befolgen sei. Und eine dieser Phasen meiner musikalischen Casanoverei, eine sehr frühe, bestand eben aus *Harvest*. Ich hörte die Platte rauf und runter, sooft mein Bruder sein Zimmer verließ. Wenn er allein im Zimmer war, wollte er immer nur lernen, aber hatte er Freunde bei sich, schlich ich mich zum Plattenspieler und legte klammheimlich *Harvest* auf. Das gelang auch deshalb relativ oft, weil ich unter seinen Freunden einen Verbündeten hatte, Matthias, seinen späteren Schwager. Er war für mich ein Star, was keineswegs nahelag, wenn man ihn kannte, da der etwas dickliche Matthias

mit seiner Metallbrille und den damals schon lichten Haaren nach allem aussah, nur nicht nach dem Helden eines Zehnjährigen. Die seltsamsten Freundschaften und Sympathien ergeben sich bei mir, nur weil jemand dem gleichen Fußballverein oder derselben Musik anhängt wie ich. Es ist nicht nur, daß wir ein gemeinsames Gesprächsthema haben, und zwar eines, das mich im Gegensatz zu fast allem anderen, was die Leute sich und mir gewöhnlich zu sagen haben, tatsächlich interessiert; Menschen, zu denen ich sonst nicht den geringsten Bezug hätte, werden mir lieb, da sie etwas sehr Intimes mit mir gemeinsam haben. An das Gesicht, die Stimme, die Größe eines Vereinskameraden meines Bruders, der mit ihm überhaupt nichts zu tun hatte und nicht einmal in der gleichen Mannschaft spielte, mit dem ich im Leben vielleicht zwei Sätze am Rande eines Aschenplatzes gewechselt habe, kann ich mich erinnern, seinen Lebensweg von der Übernahme des väterlichen Kioskes bis zum Umzug seines Kioskes habe ich verfolgt, seinen Namen behalten, nur weil ich als kleiner Junge erfuhr, daß er Anhänger des 1.FC Köln ist. Erst vor kurzem habe ich ihn aus den Augen verloren: Als ich zu meinen Eltern fuhr und wie immer an dem Ladenlokal vorbeikam, sah ich, daß er seinen Kiosk aufgegeben hatte, und ich sorgte mich um ihn.

Was ich beschreibe, beschränkt sich keineswegs auf den Fußball oder die Musik. Es ist eine allgemeine Erfahrung. So wenig verbindet uns, wenn wir ehrlich sind, mit anderen Menschen, so mangelhaft sind unsere Möglichkeiten, das Wenige mitzuteilen und zu erfahren, daß ich die einzelnen Stellen, an denen wir uns berühren, als schmerzhaft und glücklich empfinde, daß ich sorgsam mit ihnen umgehe, sie mögen unscheinbar, sie mögen winzig sein, wenn sie nur wirklich sind. Und Fußball ist in meinem Leben wirklich, und Neil Young auch, und ebenso Pablo Neruda, Adorno und meine Barthaare: Bevor ich anfing, mich naß zu rasieren, war meine Haut nach jeder Rasur zum Hals hin wund und rot. Ich kann mich an einen Verkäufer in einem Fiat-Zentrum erinnern, von dem ich etwas wissen wollte, wahrscheinlich wegen des blauen Mirafioris, meines allerersten Autos, das mich schon als Siebzehnjährigen heimlich den Berg rauf und runter kutschierte, auf dem wir wohnten, vielleicht auch, weil ich mich nach einem neuen gebrauchten Mirafiori erkundigen wollte, als der alte es nicht

mehr schaffte. Er, der Verkäufer, hatte einen Schnurrbart, eine Halbglatze, die er mit ein paar eigens unbeschnittenen Seitenhaaren zu verbergen suchte, und trug ein gelbkariertes Sakko. Meine eigenen Haare waren dagegen schulterlang und nach dem Modell Jimi Hendrix frisiert, meine Kleidung bestand aus einer blauweiß gestreiften Latzhose und mehreren viel zu weiten handgestrickten, bunten Pullovern (es kann also nicht Sommer gewesen sein). Zuerst hatte ich den längsten Pullover, der die Oberschenkel bedeckte, angezogen, darüber den zweitlängsten und so weiter. Voller Stolz schaute ich, so eingeschränkt mein Blickfeld auch war, durch die winzige Nickelbrille, die mir der Augentest für den Führerschein beschert hatte (−0,5 Dioptrien, gerade genug). Vor dem Schaufenster strahlte mein Mirafiori *(Rust Never Sleeps!),* für den mein Vater vergebens viel Geld bot, nur damit ich ihm erlaubte, mir ein anderes Auto zu kaufen. Das Bemühen meines Vaters dürfte einen Grund auch in dem *Fuck the Army*-Aufkleber gehabt haben, der schräg über dem D-Zeichen angebracht war und eine Schildkröte abbildete, die es mit einem Militärhelm trieb. In unserer gutsituierten Nachbarschaft mußte das unglaublich cool und provokant wirken, dachte ich. Ich stand vor diesem Verkäufer, der trotz meines Erscheinungsbildes sehr bemüht war, möglicherweise, weil er meinen Vater kannte, genau kann ich es nicht mehr sagen, und während wir sprachen, fiel mir auf, daß er das gleiche Problem mit dem Rasieren hatte wie ich. Die Haut unterhalb seiner Gesichts war so rot und wund wie die meine. Es erscheint Außenstehenden – und zumal Frauen – gewiß nebensächlich zu sein, aber wenn nach jeder Rasur die Haut brennt und ausschlägt, macht sich das im Leben selbst dann bemerkbar, wenn man sich um seines revoluzzerhaften Aussehens willen nur alle zwei Wochen rasiert. Und im Leben dieses Mannes spielte die Rasur eine ebensolch ärgerliche Rolle wie in meinem Leben. Die Entdeckung, daß uns etwas verband, rührte mich so sehr an, daß ich Mühe hatte, das Gespräch fortzusetzen. Ich weiß noch genau, daß mir jener Gedanke, den ich soeben dargestellt habe, im Laufe der Unterhaltung mit dem Fiat-Verkäufer erstmals durch den Kopf ging: Was uns verbindet, ist wertvoll, gleich, was es ist. Es war bloß meiner Feigheit geschuldet, daß ich den Verkäufer nicht darauf ansprach; von einem Neunzehnjährigen wäre das allerdings auch zuviel

verlangt gewesen. Nur einer hat mit neunzehn noch und wieder vom *Sugar Mountain* herabgesehen.

Matthias teilte als einziger weit und breit meine Leidenschaft, mehr noch: Er besaß sämtliche Platten von Neil Young. Er hatte sie alle. Keine einzige fehlte (wenigstens behauptete er das, mir selbst mangelte es seinerzeit am Überblick). Mir, dem Zehnjährigen, kam das wie ein Wunder vor. Mit nichts anderem hätte er mich, der ich nicht einmal zu der einzigen in unserem Haus befindlichen Neil-Young-Platte ungehindert Zugang hatte, stärker beeindrucken können. Durch Matthias lernte ich Alben wie *On The Beach, Zuma* oder das damals gerade erschienene *American Stars 'n' Bars* kennen, von denen auf unserem Berg sonst bestimmt niemand etwas gehört hatte. Noch heute unterhalten wir uns, sobald wir uns bei Feierlichkeiten oder im Haus meines Bruders sehen (was selten vorkommt), so gut wie ausschließlich über die jüngste Entwicklung Neil Youngs, nur daß ich die Gemeinsamkeit heute, da das Leben uns in gegensätzliche Richtungen getrieben hat, viel bewußter als etwas Rettendes empfinde: Es hilft, ein Gespräch, das sich sonst nur in Platitüden erginge, zu überstehen, es sogar vergnüglich und nützlich zu finden, ja es beinah allen anderen Gesprächen des Familientreffens vorzuziehen. Matthias machte mich später auch auf *Rust Never Sleeps* aufmerksam, also auf die beiden Platten und vor allem den Film, den ich mir mit dreizehn oder vierzehn, nachdem er im Fernsehen gelaufen war und ich ihn aufgenommen hatte, täglich nachmittags im Wohnzimmer anschaute. Das war ein völlig neuer Sound für Neil Young und mich, das erste Mal, daß seine Musik nach Metall klang: seine überlegte und überlegene Antwort auf den Punk (sagte Matthias, ich selbst hatte das Wort kaum je gehört, fand aber, daß er recht hatte; später las ich, daß Johnny Rotten Neil Young als sein einziges musikalisches Vorbild bezeichnet hat). Ich beugte mich über die Rückenlehne des grünen Sofas, hinter dem sich der Einbauschrank mit dem Fernseher befand (und heute noch im Haus meiner Eltern befindet), so daß die Entfernung zwischen Augen und Bildschirm kaum mehr als dreißig oder vierzig Zentimeter betrug. In der einen Hand hielt ich die Fernbedienung des Fernsehers, um die Musik leiser zu stellen, sobald meine Mutter auftauchte, in der anderen die des Videorekorders, von

der ich ausgiebig Gebrauch machte, um besonders eindrucksvolle Szenen durchschnittlich zwanzig Mal hintereinander zu studieren. Die Show war mir ein faszinierendes Mysterium; warum der Film etwa die gesamte zwanzigminütige Umbaupause zeigte, wollte sich mir partout nicht erschließen, so konzentriert ich auch den Roadies, die aus einem unerfindlichen Grund als Kapuzenmänner verkleidet waren, bei der Arbeit zuschaute. Auch von den Texten verstand ich, obwohl der Film deutsch untertitelt war, wenig, aber was ich verstand, beeindruckte mich tief (zum Beispiel die Zeile »I am just a dreamer and you are just a dream« aus *Like A Hurricane,* na ja, meine literarischen Ansprüche waren andere als heute). *Rust Never Sleeps* war meine Initiation. *Harvest* hatte ich zu dieser Zeit, ich deutete es bereits an, längst hinter mir gelassen.

Inzwischen kann ich *Harvest* wieder hören. Vor allem *Out On The Weekend* zieht mich jedesmal in eine bittersüß gelöste Stimmung zwischen Wehmut und Aufbruch, deren Auslöser im Text Neil Young einmal präzise und doch selbst überrascht erklärt hat: »Ich sage im zweiten Teil des Verses wirklich, daß ich glücklich bin; ich sage, ich bin vollständig glücklich, indem ich ›Can't relate to joy, he tries to speak and can't begin to say‹ sage. Das bedeutet nichts anderes, als daß ich so glücklich bin, daß ich es nicht einmal mehr herausbringen kann. Aber es klingt nicht glücklich. So, wie ich es geschrieben habe, klingt es traurig.« Er ist glücklich, aber er ist traurig, das ist es: *Out On The Weekend* ist ein vollkommenes Lied, um abzuhauen oder wenigstens in den Urlaub zu fahren, mit einem Freund oder allein, auf jeden Fall ohne die Liebste, die man vermissen muß; ein Lied für die Tage, an denen man traurig ist, ohne einen Grund zu haben, und zugleich glücklich, obwohl man das Leben schrecklich findet. Die beiden Anfangsstrophen mit ihrem Wunsch, nach L.A. zu verschwinden, sind für mich zum Sinnbild für jene nicht übermächtigen, alltäglichen Sehnsüchte nach einem anderen Leben geworden, einer anderen Dimension der Liebe, die ich niemals verwirkliche, ohne deswegen bestürzt zu sein.

Think I'll pack it in and buy a pick-up
Take it down to L.A.

Find a place to call my own and try to fix up.
Start a brand new day.
The woman I'm thinkin' of – she loved me all up
But I'm so down today.
She's so fine she's in my mind. I hear her callin'.

Meiner Tochter habe ich *Out On The Weekend* oft vorgesungen, bemüht, zwischen den Zeilen den Rhythmus aus Schlagzeug, Baß und akustischer Gitarre nachzubilden. Weil ich niemals über die beiden ersten Strophen hinauskam und selbst diese nur zur Hälfte beherrschte, begnügte ich mich jedesmal nach einigen vergeblichen Anläufen mit der gesummten Melodie und dem gezischten Rhythmus, die ich abwechselnd vortrug. Irgendwann hatte ich genug von meinem Summen und Zischen, beendete stillschweigend meinen Boykott und kaufte die CD. Es war ein schöner Moment, als *Out On The Weekend* meiner Tochter zum ersten Mal aus dem Lautsprecher entgegenkam, da es sie sichtbar erstaunte. Etwas erkannte sie wohl wieder, ohne es einordnen zu können. Lange hielt ihr Staunen nicht an, und seitdem geschah es niemals mehr, daß sie in besonderer Weise auf das Stück reagierte, wenn sie es auf CD hörte. Von mir gesungen, gehört *Out On The Weekend* dagegen weiterhin zu den vier oder fünf Liedern, mit denen ich meine Tochter beglücke, obwohl ich den Text noch immer nicht auswendig gelernt habe. Ich halte *Harvest* nicht für ein starkes Album, weil es zu rund, zu abgeschliffen, gerade in der Betrübnis kommod ist und, bis auf das eine Mal, als meine Tochter es zum ersten Mal auf CD hörte, kaum irritiert, doch hat es einige gute Titel und einen, der an eine bestimmte Stelle in meinem Brustkorb rührt.

See the lonely boy, out on the weekend
Trying to make it pay.
Can't relate to joy, he tries to speak and
Can't begin to say.

Aus dem Ausland zurückgekehrt, an *Pocahontas* gewöhnt, konnten wir uns weiter in die Welt des Rock 'n' Roll wagen, uns ihrer Mitte nähern. Mit dem nächsten Stück, das sich unseren Ohren bot, waren wir bereits bei *Cortez The Killer* angelangt, einem echten Knaller also, der herrlichsten Ballade der Rockgeschichte. Sie enthält alles, was Neil Young ausmacht, die zarten Berührungen und den Grimm, die Ton gewordene Hilflosigkeit im Gesang und trotzig aufheulende Gitarren, das Thema des verlorenen Paradieses und die Suche danach, die Schönheit und die Erhabenheit, den Schrecken, die Lust und das sich abzeichnende Nichts. Mit *Cortez The Killer* beginnt die Mystik Neil Youngs.

Wieder war es ein sogenannter Zufall, durch den wir auf ein Lied stießen, das meiner Tochter im richtigen Moment das Richtige sagte. Trotz der Bekanntschaft mit *Pocahontas* hätte ich die Zeit noch nicht für reif gehalten, sie mit *Cortez* oder einem anderen Stück aus dem Album *Weld* vertraut zu machen, das ich deswegen gar nicht erst zu Hause aufbewahrte. *Weld* klingt nach Krieg. Die Musik entstand auf einer Tournee, die mit dem Zweiten Golfkrieg zusammenfiel, und nimmt dessen Echo auf. Sie ist gewalttätig, schrill wie aufeinanderschlagendes Eisen und, wie Neil Young selbst sagte, »laut wie ein abstürzendes Flugzeug« – so laut, daß er sich eine Ohrenentzündung zuzog und eine Reihe von Konzerten absagen mußte. Die Biographen schildern, wie er und Crazy Horse, anstatt zu proben, vor den Auftritten die CNN-Bilder auf sich wirken ließen und anschließend bebend auf die Bühne traten. Vor allem die gräßlich verzerrte Version von Dylans Bürgerrechtshymne *Blowin' In The Wind,* die Neil Young allein mit kreischernder E-Gitarre singt, verweist darauf, wie wenig von Peace & Love der Woodstock-Ära und also auch von seinem eigenen Pastell übriggeblieben war. Der Krieg beherrscht die meisten Stücke und verwandelt selbst die sanfteren wie *Crime In The City* in harten Rock; es gibt keine akustischen Verschnaufpausen, nur ein Ausschnaufen am Ende mit dem gemütlichen *Roll Another Number*, das als Zugabe gespielt wird. In zwei Liedern, die aufeinanderfolgen, sind Vertreibung und Völkermord im Text selbst das Thema. Und ausgerechnet eines davon, *Cortez The Killer,* sollte meine Tochter erwählen, einige Monate ihres Lebens zu untermalen. Ein Requiem.

Neil Young hat *Cortez* – Bootlegs nicht mitgerechnet – dreimal aufgenommen: das erste Mal 1975 im Studio für *Zuma,* vier Jahre später auf *Live Rust* und schließlich 1991, ebenfalls live, auf *Weld,* und von Jahr zu Jahr ist die Komposition wie ein guter Wein kräftiger, vollmundiger, ausdrucksstärker geworden, und wie manche Menschen ist sie von Jahr zu Jahr unerbittlicher und sensibler geworden. Schon mit der Fassung auf *Live Rust,* die erstmals nach Metall klingt, hatte sich *Cortez* als einer meiner drei, vier liebsten Rocksongs etabliert. Dann erlebte ich den Song, peinvoll und wundervoll in die Länge gezogen, 1987 in der Kölner Sporthalle, wo ich unmittelbar vor der Bühne stand. Die Gewalt ebenso wie die Faszination, die von dem Stück ausging, erschütterten mich. In seinem Spiel wie auch in seiner gesamten Präsenz auf der Bühne teilte sich mir nackte Verzweiflung mit: Wie ein Berserker drosch Neil Young auf die Saiten ein, als wolle er der Komposition alle Melodik austreiben, um dann wieder zu stocken, scheinbar um die Gitarre zu liebkosen, in Wirklichkeit aber, wie sich herausstellte, um sie nur anders, subtiler, zu quälen. Das gesamte Konzert war merkwürdig verschlossen: Crazy Horse unaufmerksam und lustlos, Neil Young bockig, zwischen den Liedern von aggressiver Fröhlichkeit, die offenkundig etwas verdecken sollte, und im Spiel selbst wie ein Boxer, der auf einen Sandsack schlägt, um eine erlittene Niederlage zu vergessen. Wie ich aus den Biographien erfahren habe, lag ich mit meinem Eindruck nicht ganz falsch; die Tournee durch Europa muß die frustrierendste in Neil Youngs Laufbahn gewesen sein; die Konzerte waren nicht ausverkauft, er hatte Ärger mit der Plattenfirma, die ihn zu kommerziell nutzbaren Platten drängte und gleichzeitig nicht aus dem Vertrag entließ, er fühlte sich miserabel und lag zudem mit seiner Band, die er nach acht Jahren zum ersten Mal wieder zu sich gerufen hatte, über Kreuz, weil sie regelmäßig die Arrangements vergaß und noch verkehrter als gewohnt spielte – eine rundherum enttäuschende Angelegenheit also, in deren Folge er allerdings nach Jahren des mal kreativen, mal ungenießbaren Experimentierens zu jenem neuerlichen Höhenflug ansetzte, der bis heute anhält. Ich bin niemand, der ein Konzert von Neil Young schlecht findet, und gerade die Härte und brutale Exzentrik, mit der er die Gitarre behandelte, hätte mir eigentlich gefallen. Doch ich war

beunruhigt, denn etwas stimmte nicht. Ich glaube im nachhinein, daß es das Moment der Disziplinierung war, das Neil Young fehlte, um sich in den Rausch zu spielen. Alle Ekstase setzt die Zügelung voraus. Sosehr er sich bemühte, so wild er musikalisch um sich schlug, blieb er doch außen vor. Seine eigenen Stücke wiesen ihn ab. Das Erstaunliche aber war, daß unter all den Stücken, die Neil Young an diesem für alle Beteiligten verhältnismäßig unerquicklichen Abend (natürlich nur im Verhältnis zu anderen seiner Konzerte) zu verwüsten suchte, ausgerechnet *Cortez* sich als unverwüstlich erwies, ja, daß es im Vergleich zu den bisherigen Fassungen an Intensität noch gewann. Die Verbindung, die aus der wunderschönen, klagenden Melodie, dem betulichen Rhythmus, den jammernden Gitarrenriffs und Neil Youngs dünner Stimme entsteht, ist so stark, daß jede Erschütterung sie nur stabiler erscheinen läßt. Vermutlich hat Neil Young gespürt, daß *Cortez* aus dem restlichen Konzert wie ein Gletscher aus einer Tiefebene herausragte, und es deshalb ins Endlose ausgedehnt, auf weit über zwanzig Minuten.

Auf der Doppel-CD *Weld* gelang ihm schließlich die Fassung, die drei Jahre zuvor schon nur angeklungen war. Sie bewahrt die unbedingte Emotionalität, die mich in Köln überwältigt hat, zwängt sie aber in ein verhältnismäßig kunstvoll gestaltetes Arrangement (im Verhältnis zu anderen seiner Arrangements), das er und Crazy Horse einzuhalten versuchen, als hinge davon ihr Leben ab – fast gelingt es ihnen sogar. Selbst wo es dröhnt, wo es scheppert, schreit und jammert, ist die Musik schön wie das Plätschern eines Baches im Garten Eden. Ja, wie Wasser, das um so schneller fließt, je mehr man es einengt, so katapultiert die Komposition ihn und seine Band zu jener Stelle, an der Rausch und Bewußtsein sich berühren. Ich bin nicht vom Fach, und mir fehlt das musikalische Vokabular, um zu benennen, was in diesen knapp zehn Minuten passiert. Mir kommt es wie Magie vor, was Neil Young mit seiner Gitarre treibt; als verliefen deren Saiten quer durch meine Seele, bringt mich nach einer kurzen Weile jeder Ton, den er anschlägt, zum Beben.

Das Thema von *Cortez The Killer,* einem Lied, das es nach seiner Veröffentlichung tatsächlich geschafft hat, verboten zu werden, ähnelt dem von *Pocahontas*. Erneut beschreibt Neil Young die Invasion Amerikas und

die Vernichtung der indianischen Zivilisation, doch diesmal aus einer anderen Perspektive. Nicht eine Indianerin ist die Titelfigur, vielmehr ein Eroberer, Hernando Cortez, der am 8. November 1511 in Tenochtitlán, der Hauptstadt des Aztekenherrschers Moctezuma, einzog.

He came dancing across the water
With his galleons and guns
Looking for the new world
And that palace in the sun.

Anders als in *Pocahontas* gibt Neil Young der Schilderung des indianischen, in diesem Fall aztekischen, Amerika breiten Raum, aber indem er es idealisiert, macht er es als das schlechthin Andere kenntlich. Auch hier ist nicht das Paradies, ist dessen Vernichtung das Thema:

They carried them to the flatlands
And they died along the way
But they built up with their bare hands
What we still can't do today.

Cortez ist epischer als *Pocahontas* angelegt, linearer; der Text wechselt nicht die Erzählebenen, verzichtet auf jenen Grimm, der als Humor durchgehen könnte, und läßt das literarische Ich und dessen Situation im Heute außen vor. Erst am Schluß springt Neil Young unvermittelt in eine andere Zeit, wodurch er auch diesem Stück, das im Text und in der Musik eine Totenklage von antikem Ausmaß ist, einen utopischen Zug einhaucht. Das Moment der Überraschung ist um so größer, als Neil Young die letzte Strophe mit der vorherigen verschränkt, indem er ohne Atem zu holen weitersingt, so daß es fast wie Trotz wirkt, den zu demonstrieren er sich beeilt, bevor das Lied zu Ende geht.

And I know she's living there
And she loves me to this day
I still can't remember when

Or how I lost my way.

Wegen dieser Strophe ist *Cortez The Killer* ein Epos über die Menschheit: ihr unlogisches Festhalten daran, daß das, was ist, nicht alles und Erlösung möglich ist, daran, daß wir geliebt werden, ein Glaube so realistisch wie die Existenz einer verborgenen aztekischen Prinzessin im heutigen Mexiko-City; die Katastrophe des Anfangs als schemenhafte Erinnerung, die Verstrickung in eine Schuld, von der wir nicht einmal genau wissen, worin sie besteht – im Zweifel darin, ein Mensch zu sein, dem Geschlecht eines Mörders wie *Cortez* anzugehören: »For the angry gods to see.«

Mein Bruder, meine Schwägerin und jetzt auch noch, nachdem sie am Wochenende selbst eins besucht hat, meine Frau drängen mich, an einem dieser Psychoselbsterfahrungsfamilienaufstellungskörpertantrapersönlichkeitsentwicklungsseminare teilzunehmen, die für nicht ganz junge, nicht ganz alte Besserverdienende offenbar so selbstverständlich geworden sind wie die Steuererklärung. Jeder müsse wissen, was da am Anfang vorgefallen sei, nur so ließen sich all die Blockaden lösen, die uns am harmonischen Leben hinderten. Gerade ich hätte reichlich davon, so verschroben, wie ich mich gebe, mit meiner Migräne und den Rückenleiden, so unwillig zur Kommunikation und den minimalen Anforderungen an eine erfüllte Partnerschaft zu entsprechen – ein klarer Fall von frühkindlichem Trauma. Meine gesammelten Blockaden zu Hilfe nehmend, wehre ich alle Vorschläge ab. Ich habe meinem Bruder gesagt, daß mich die Möglichkeit, meine Säuglingsängste nachzuerleben, eher weniger interessiere und ich meine Neurosen aushalte. Wenn jemand anders nicht mit ihnen umgehen könne, müsse er mich entweder meiden oder von mir lernen, einen Umgang damit zu finden. Schwierig sei das nicht. Wenigstens schlüge ich niemanden und sei also nicht gefährlich. Meiner Frau, die mich deswegen selbstgefällig findet, habe ich gesagt, daß mir reicht, was ich weiß. Es sei offenkundig, daß die meisten Neurosen ihren Ausgang im frühesten Alter nehmen und der Sturz in die Welt die seelischen Knochen eines jeden Menschen zertrümmere. Manchen fällt das nicht auf, andere rennen zum Seelenchirurgen, geben sich

der Mystik, der Rückkehr zu Gott hin, werden Künstler oder hören Neil Young, um mit dem Trauma fertig zu werden – tausend Wege, unter denen der Gang ins Psychoseminar nicht der nächstliegende sei. Das einzige, was in jedem Fall getan werden müsse, sei die Anstrengung, die eigenen Kinder, wenn sie schon nicht aufzufangen seien, so sanft, wie es nur irgend geht, fallenzulassen. Aber daß am Anfang die Vertreibung aus dem Paradies stehe, das lehre doch schon die Bibel, darüber müsse ich doch nicht aufgeklärt werden. Und dann habe ich meiner Frau Neil Young zitiert, die letzte Strophe aus *Cortez:* »And I know, she's living there…«, sowohl die Vermessenheit zu hoffen, als auch das Bewußtsein, daß etwas schiefgelaufen ist, ohne sich erinnern zu können, wo und wann genau das gewesen sein könnte. Jemand, der sich verlaufen hat, kann in der Regel auch nicht mehr exakt sagen, welche Ecke es war, an der er in die falsche Straße eingebogen ist. Wir glichen den Indianerbabys aus *Pocahontas,* die als einzig Lebende schreiend auf dem Boden lagen, als die Weißen abzogen. Was immer sie an Wissen und Vermutungen später zusammentrügen, die Erinnerung an den Überfall der Cowboys bliebe so vage, daß sie den Namen nicht verdiente. In *Pocahontas* ist das mit einer Lakonie gesungen und gespielt, die das einzige Tor öffnet, das Rettung verheißt, nämlich in den Humor, den Blödsinn. Bei *Cortez The Killer* haben wir es dagegen mit einer wirklichen Passion zu tun, und mit was für einer: Die Melodie vereinigt Schönheit und Tod wie eine *Blume des Bösen.* Tanzend mordet Cortez.

> Le passant chagrin que tu frôles
> Est ébloui par la santé
> Qui jaillit comme une clarté
> De tes bras et de tes épaules.[1]

Melodisch besteht *Cortez* aus einem einzigen, schlichten Thema in Moll, das Neil Young in drei Abschnitten zu einem äußerst getragenen Rhythmus vorträgt, einem Beat so schnell wie ein Trauermarsch. Die ersten knapp drei Minuten führt er das Thema auf der Gitarre ein und meditiert darüber. Dann hebt der Gesang an und gliedert sich die Leadgitarre in den Rhythmus ein,

wo sie sich fortan bis auf einzelne, kurze Vorstöße im Hintergund hält. Alle sieben Strophen singt Neil Young fast in einem Ton, einer Lautstärke, einem Tempo; nur zwei- oder dreimal wird seine Stimme zum Zeilenende vom dreistimmigen Chor begleitet und dadurch in eine andere Sphäre erhoben; nur einmal wird sie von einem knappen Zwischenspiel auf der Gitarre unterbrochen. Hat diese im instrumentalen Anfang das Thema eher umkreist, als es zu entfalten, so wagt sich der Gesang umgekehrt nicht aus dessen Mitte. Erst mit den letzten beiden Worten der Schlußstrophe – »my way« – fährt die Stimme zu einem erschrockenen Rufen hoch, das aber rasch von der Gitarre verschluckt wird. Diese schwillt nämlich zu einem gewaltigen Körper aus Klang und Bewegung an, angefeuert von Schlagzeug, Baß und Rhythmusgitarre, die nun, einem Riesen gleich, der geweckt worden ist, sich erheben. Was damit einsetzt, ist der dritte Abschnitt von *Cortez The Killer* und sind die drei vielleicht ergreifendsten Minuten der Rockmusik, in denen die Musik wie ein Feuerball in die Luft steigt, verglüht und nur die Gitarre sich einsam behauptet, wie sie ihrem eigenen Echo lauscht, das wiederum ein neues Echo hervorruft und so den Blick in einen musikalischen Doppelspiegel erlaubt, der ins Unendliche weist. Ein Blinzeln lang ist die Ewigkeit zu erkennen, bevor der Gesang schon wieder einsetzt und das Lied an seinen Beginn erinnert.

> He came dancing across the water
> Cortez, Cortez
> What a killer.

Zweimal singt Neil Young die Eingangszeile, jeweils mit dem Zusatz, der auch der Melodie geschuldet ist. Anschließend wiederholt er, schreiend, nur das Wort »killer« und gibt der Musik damit das Signal, sich noch einmal zu einem Donner zu verdichten oder sich in einen Rausch zu steigern, der peinigt, bevor er in seinem Höhepunkt alle Empfindungen schluckt wie zuvor die anschwellende Musik die Stimme. Und als es der Gitarre gelingt, als sie im zweiten Anlauf, gleichermaßen angetrieben und gefolgt vom Derwisch-Orchester namens Crazy Horse, schließlich den Punkt

überschreitet, an dem Erschöpfung sie beruhigen könnte, wird sie von Neil Youngs klarem Gesang und dem sanften Chor der Verrückten Pferde mit einem Hauch, mit der ersten Silbe der erweiterten Anfangszeile zum Erlöschen gebracht wie ein sturmgepeitschtes Meer allenfalls von Gottes Atem. Am Ende sind nur noch Töne ohne Musik.

Es gibt eine Sekunde in diesem letzten Teil von *Cortez,* die ich besonders mag, relativ am Anfang. Sie ist ganz unscheinbar und dürfte den wenigsten aufgefallen sein. Eben als die Musik zum ersten Mal in die Höhe gestiegen ist und der Hörer zum ersten Mal das Gefühl hat zu schweben, pfeift jemand. So groß ist der Lärm, daß ich mir nicht erklären kann, warum der einzelne Pfiff durchdringt. Aber er tut es. Jemand im Publikum muß gewußt haben, daß der Band ein begeisterter, anfeuernder Abschiedsgruß gebührt, bevor sie sich vorübergehend von dieser Welt davonmacht, und seine Kehle an einen Verstärker angeschlossen haben. Das soll Unsinn sein? Dann bleibt der Pfiff eben ein Wunder.

Meine Tochter entdeckte *Cortez* im Auto. Im Ausland war es selten vorgekommen, daß wir längere Strecken mit dem Wagen fuhren, und wenn, dann saß oder lag sie in unseren Armen, da in dem Land, in dem wir lebten, weder Kindersitze gebräuchlich sind noch die Sicherheitsgurte, mit denen sie befestigt werden. Zurück in Deutschland saß meine Tochter nicht nur öfter und länger im Auto – sie fand sich auch allein auf der Rückbank wieder, die Eltern weit weg auf den vorderen Plätzen. Das behagte ihr nicht. Schon bald begann sie zu nörgeln und spätestens auf der Autobahn ihren Mißmut brüllend kundzutun. Musik sollte helfen, meinte ich, stellte aber fest, daß die CDs, die sich im Handschuhfach, in den Seitenfächern und auf dem Boden befanden, allesamt unbrauchbar waren, da ihrer Zusammenstellung ein einfaches Prinzip zugrunde gelegen hatte: Die wichtigsten unter jenen CDs, die ich zu Hause wegen meiner Tochter nicht oder mindestens nicht in der nötigen Lautstärke hören konnte, hob ich mir fürs Auto auf. Dazu gehörten neben einigen Prunkstücken Neil Youngs auch symphonische Kompositionen, die ihr zu gedämpft, oder Jazzalben im Stile John Zorns, die ihr zu penetrant waren. Ich verwarf daher den Gedanken, meiner Tochter Musik vorzuspielen, und hoffte, meine Frau werde sie schon durch gutes

Zureden, lustige Grimassen und heitere Spiele beruhigen. Aber die Hoffnung erwies sich als trügerisch, meiner Frau Zureden, Grimassen und Spiele als weder gut noch lustig und schon gar nicht als heiter. Die Situation spitzte sich zu, als wir gerade die Autobahnausfahrt Moitzfeld passierten. Erneut ließ ich mir von meiner Frau die vorliegenden CDs auflisten und überlegte, welches Stück meiner Tochter notfalls zuzumuten wäre. Da Klassik nicht genügend penetrierte, um gegen das Gekreische meiner Tochter anzukommen, und Jazz im Stile John Zorns nicht ausreichend dämpfte, um sie zu besänftigen, kam ohnehin nur Neil Young in Frage, genaugenommen hatte ich die Wahl zwischen dem rumpelnden Gitarrensolo von *Dead Man,* dem scheppernden Sound billiger Keyboards, ungehobelter Gitarren sowie eines extrem weit nach vorne gemischten Schlagzeugs auf *Landing On Water* und eben dem dröhnenden Groll von *Weld.* So wenig Auswahl war das nicht, stecken doch Rumpeln, Scheppern und Dröhnen das Spektrum Neil Youngs schon weitgehend ab. Unter den drei musikalischen Farben versprach das Dröhnen am ehesten, den schreienden Hintergrund, den meine Tochter auf der Rückbank malte, zu überdecken, überlegte ich und ging im Geiste die Stücke auf *Weld* durch. Und jetzt erst, viel zu spät, kam mir *Cortez* in den Sinn. Ja, das könnte funktionieren, rief ich wortlos und riß meiner Frau die Hülle aus der Hand, um CD Nummer 2 in das Gerät zu schieben und die Lautstärke aufzudrehen. Mit dem Gejohle eines Konzertpublikums und einem einzelnen Kracher auf der Gitarre setzte sich das wattstarke Soundsystem, das unser ansonsten eher altersschwaches Automobil von allen Innenseiten beschallt, in Gang, ohne daß meine Tochter reagierte. Dann jedoch zupfte Neil Young auf der Gitarre jene Melodie, die mich seit den Tagen der grünen Sofarücklehne und der beiden Fernbedienungen als ein Freund begleitet, und setzten einige Takte verspätet Crazy Horse zu dem vertrauten Rentnerrhythmus ein – und meine Tochter ward still. So abrupt trat ihr Schweigen ein, daß es ein paar Sekunden dauerte, bis meine Frau und ich es verdutzt bemerkten. Das Lächeln, das ich meiner Frau kurz hinter der Autobahnausfahrt Untereschbach zuwarf, darf man sich nicht triumphal genug vorstellen. Seitdem war *Cortez The Killer* das Stück, das meine Tochter und ich im Auto hörten, mochten meine Frau oder andere Fahrgäste nach

der vierten oder fünften Wiederholung stöhnen, wie sie wollten. Stirnrunzelnd mußten sie hinnehmen, daß meine Tochter auf jede andere Musik mit beginnender Unruhe antwortete.

Cortez war das letzte große Lied, in das ich meine Tochter einführte. Es bildete eine Grenze, die sie nicht mehr überschritten hat. Die Stücke, die danach gekommen wären, hätten sie in ihrem Alter überfordert. Darüber machte ich mir keine Illusionen. Schon bei *Cortez* selbst hatte ich den Eindruck, daß es meine Tochter nicht wirklich in sich hineinsog. Gewiß ist es schwer zu sagen, was im Inneren eines knapp einjährigen Mädchens vor sich geht, wenn es eine bestimmte Musik hört. Sie wollte *Cortez* hören, das sah ich. Aber es schien mir, oder ich bildete mir ein, das Stück habe sie mehr durch seine Glut beeindruckt, als daß es zu ihr gesprochen habe. Oder anders ausgedrückt, denn natürlich sprach es zu ihr, sonst hätte sie *Cortez* nicht ihr Ohr geliehen: Es sprach zu ihr, doch in einer fremden Sprache, die sie faszinierte, aber nicht verstand, zumindest nicht im gewöhnlichen Sinne. *Cortez* wies in die Zukunft, in die Gewalt, in den Krieg, zugleich in die menschengeschaffene Schönheit; es stand nicht für ihre verlorengehende, sondern für unsere bestehende Welt, für das, was ihr bevorstand. Sie konnte es wie ich hören, aber nicht wie wir verstehen.

Das nächste Lied oder eines der nächsten Lieder wäre wahrscheinlich *Down By The River* gewesen. Ich habe die Stücke, die ich meiner Tochter vorstellte, nicht nach einem Plan ausgewählt. Manche CDs liefen wiederholt im Hintergrund, bis sich ein einzelner Titel herauskristallisierte. Mit vielen Stücken liebäugelten wir ein paar Tage, bevor meine Tochter sie doch verwarf. Manchmal kam mir spontan die Idee, ein bestimmtes Stück auszuprobieren; sobald ich es auflegte, wurde mir für gewöhnlich rasch klar, ob es für die Zwecke eines Vaters zu gebrauchen war oder nicht. Und doch meine ich im nachhinein eine Linie zu erkennen, der die Auswahl und Abfolge der Kompositionen folgte. Sie beginnt mit dem akustischen, in sich gekehrten *Last Trip To Tulsa* und setzt sich mit anderen akustischen, aber schon expressiveren Liedern wie *Sugar Mountain, Borrowed Tune, Only Love Can Break Your Heart* oder *After The Goldrush* fort, in die sich bereits Stücke wie *Helpless* oder *I've Loved Her So Long, Mellow My Mind, Tired Eyes, For*

The Turnstiles mischten, die mit der Band eingespielt worden, aber immer noch tendenziell ruhig waren. Dann kamen meiner Tochter mit dem Album *Sleeps With Angels* erstmals härtere Töne und ein richtiger Beat unter, der sie auf die späten Live-Versionen von *Pocahontas* und *Cortez The Killer* vorbereitete. Es war natürlich nicht so linear: Auf Rocknummern wie *Lookout Joe, Stupid Girl* folgte das gehauchte *Little Wing;* ihre Begeisterung für *Sleeps With Angels* begann mit dem dynamischen *Prime Of Life* und schloß erst später die beiden Wiegenlieder ein, die das Album eröffnen und beenden, wogegen sie auf der CD *Life* das hymnische *Long Walk Home* gleichzeitig mit dem krachenden *Too Lonely* ins Repertoire aufnahm. Mit manchen Platten, die ich ihr nahegelegte, etwa Neil Youngs Ausflug an den Blues, *This Note's For You,* schloß meine Tochter partout keine Freundschaft. Stücke von depressiver Zurückgezogenheit wie *Round & Round, I Believe In You* oder das großartige *Danger Bird* spürte sie sehr spät auf, lange nach unserer Rückkehr aus dem Ausland, also erst weit mehr als ein halbes Leben nach *Pocahontas.* Nein, die Beziehung meiner Tochter zu Neil Young folgte keinem Stufenplan. Aber eine Linie ließ sich, und sei es schemenhaft, doch ausmachen. Sie reichte von den sanften zu den harten Tönen, von der akustischen zur elektrischen Gitarre, von der Meditation zur Ekstase. Und nachdem wir *Cortez The Killer* bereits erreicht hatten, hätte sich eines nicht mehr fernen Tages *Down By The River* vor uns aufgestellt und damit unweigerlich auch *Cowgirl In The Sand,* das Neil Young in derselben Nacht wie *Down By The River* »bei 103° Fieber im Bett in Topanga« komponiert hat, und wenn sie der Betörung der Zwillinge einmal erlegen gewesen wäre, hätte sie vor den nachfolgenden Stücken kaum noch halt machen können, aber diesen Weg ging meine Tochter nicht mehr mit.

Ich sage Weg. Unter den vielen Liedern, die man eigentlich nur im Auto oder jedenfalls unterwegs, am Fenster eines Zuges oder eines Flugzeugs, hören darf, ist *Down By The River* die Königin. Um es seinem geziemenden Ort zuzuführen, habe ich mir nach einem knappen Jahrzehnt der Abstinenz eigens ein Auto angeschafft. Das klingt übertrieben, ist es aber nur, insofern es noch ein paar andere Stücke Neil Youngs waren, die mich zum ökologischen Sündenfall verführten, da ich sie endlich wieder im Auto

auflegen wollte. Aber dieses hier ist, wie gesagt, die Königin der Landstraßen und Autobahnen.

Ich sagte Weg. Wie kein anderes Lied hat mich *Down By The River* die letzte Hälfte meiner bisherigen Jahre begleitet, oder vielmehr: mein Leben war eine Begleitmusik zu der Strecke, die *Down By The River* fährt wie der Käfer früher in der Werbung. Mein Leben, oder wenigstens mein drittes Jahrzehnt, war die veränderliche Landschaft, die sich mir zum immergleichen Motorengeräusch auftat. Ja, wann immer ich das Gitarrenriff, mit dem *Down By The River* wie mit den Fingern schnippend anfängt, vernehme und die erste Runde des ebenso berühmten Beat vorbei ist, habe ich das Gefühl, in einem Wagen zu sitzen, einem alten, weichgefederten Schlitten, der soeben losgefahren und auf den Highway eingebogen ist. Man braucht das Stück nicht zu kennen, um schon mit den ersten Takten zu wissen, daß eine lange kurvenlose Strecke bevorsteht. Durch die Wüste führt sie mich, durch unbekannte Länder, um nie mehr zurückzukehren, um niemals anzukommen. Dieser Anlasser auf der Gitarre und die wenigen Takte, die sich anschließen, bevor Neil Young mit der ersten Strophe die Melodie einführt, in diesen vielleicht fünfzehn Sekunden ist bereits das Unbedingte eines absoluten Aufbruchs mitgeteilt, bei dem man sich ebenfalls nicht gleich zu Beginn verausgabt. Erst einmal gilt es, ein zügiges, aber nicht zu anstrengendes Lauftempo zu finden, das einen weit trägt, oder eine Geschwindigkeit, die schnell ist, aber nicht zu schnell, um das Gaspedal festzuklemmen, weil man seine Aufmerksamkeit dem Wind widmen möchte, der einem ins Gesicht schlägt, und der Straße, wie sie im Horizont verschwindet. Natürlich ist es das Tempo, das stoisch Holpernde oder wie ein Motor Ratternde des Beats, das den Beginn einer langen Fahrt assoziieren läßt; vor allem aber ist es das Unausgeschöpfte einer enormen Kraft, das zu spüren ist, diese Gleichzeitigkeit von Anspannung und Entspannung, die ein Marathonläufer auf den ersten Metern herzustellen sucht. So enorm seine Kräfte sind, muß er dennoch mit ihnen haushalten, kann er nicht von der ersten Sekunde an sprinten, sondern muß den Lauf im Gegenteil besonnener angehen, als er es intuitiv vielleicht würde, und etwa den Atem kontrollieren, damit der Puls nicht zu schnell ansteigt; aber diese relative

Ruhe, zu der er sich zwingt, ist in höchstem Maße mit Energie und Bewußtsein geladen, eben das kennzeichnet sie: Der Beat von *Down By The River* trägt weit. Mein halbes Leben trägt er schon und hat sich noch längst nicht erschöpft. Ich meine das ganz konkret. Wer sich auf das Tempo des Stückes einläßt und sein Leben danach richtet, dem geht so schnell die Puste nicht aus, sobald vergeblich angebetete Frauen oder andere Ungetüme (kreischende Babys zum Beispiel) sich als Berge vor einem auftürmen. Der Beat von *Down By The River* lehrt, das Leben in seiner rechten Dimension zu sehen, nämlich als langen Marsch, der zu nichts führt. Eine Einjährige allerdings muß das noch nicht sehen. Wahrscheinlich enthielt ich meiner Tochter auch deshalb *Down By The River* vor. *Cortez* konnte ich sie schnuppern lassen, aber *Down By The River* wäre eine Portion zu viel Wirklichkeit gewesen. Mein Zögern hatte zudem einen Grund im Refrain: »Down by the river / I shot my baby.« Wenn man gerade sein Baby im Arm hält, verdirbt er einem den Spaß. Da hilft es auch nicht, sich vor Augen zu führen, daß der Refrain, der Text oder die Melodie das Unwichtigste an dem Stück, daß sie nur dessen spannende, schöne, aber nahezu beliebige Rahmenhandlung sind. Es gibt Wesentlicheres, zum Beispiel den Beat, der das Brett oder vielmehr das Trampolin ist, von dem die Musik abspringt. Ohne diesen Langstreckenbeat vermöchte sie es niemals, sich in solche Höhen zu schwingen. Und am Ende geht es nur um die paar Sekunden, in denen Neil Young, Crazy Horse oder wir schweben, so daß wir den Weg vergessen, seine Anstrengung und ebenso, daß er zu nichts führt. Um nichts anderes geht es.

Was *Down By The River* auszeichnet, sind die in die Endlosigkeit weisenden Instrumentalpassagen, die Tänze, die Neil Youngs und Danny Whittens Gitarren aufführen, hier genauso wie auf *Cowgirl In The Sand,* dem zweiten langen Stück auf Neil Youngs zweitem Soloalbum *Everybody Knows This Is Nowhere*. Diese Improvisationen für zwei E-Gitarren bilden bis heute das Zentrum von Neil Youngs Konzerten mit Crazy Horse, auch und erst recht nach Whittens frühem Herointod, als Frank »Poncho« Sampedro die Rhythmusgitarre übernahm. Namentlich in den Konzerten sind die einzelnen Stücke kaum mehr als Anlässe, um zu improvisieren. Die

Gitarrenimprovisationen von Neil Young und Crazy Horse sind in verschiedener Hinsicht spezifisch: Das beginnt damit, daß es sich um wirkliche Duette handelt, die Rhythmusgitarre also gleichberechtigt neben der Leadgitarre steht und speziell in *Down By The River* sogar deutlich nach vorn gemischt ist. Auch ist das Tempo viel langsamer als bei den anderen großen Gitarristen, und Neil Young beschränkt sich auf einzelne Noten, anstatt die phantastischsten Töne hervorzuzaubern und die ungeahnten Möglichkeiten seines Instruments zu demonstrieren, das er ohnehin nie so perfekt beherrschte wie beispielsweise Eric Clapton oder Jimi Hendrix, um zwei Gitarristen zu nennen, die damals schon, 1969, für ihre Soli berühmt waren. Diese streben auf einen irren Höhepunkt zu, den jener nicht einmal ächzend erreichen würde. Neil Youngs Gitarrenspiel bewegt sich eher auf einem Hochplateau. Anstatt die Gipfel zu stürmen, geht es in die Fläche; anstatt eine Skulptur zu modellieren, malt es ein Fresko aus einer einzigen Farbe. Dadurch wird es unkonkret und verliert an Plastizität, doch eignet es sich gerade in seiner Abstraktheit und Monotonie eher als Spiegel für die Empfindungen und Assoziationen, die der Hörer an die Musik heranträgt. Es ist immer nur ein Gefühl, eine einzelne Regung, der Neil Young, auf dem Fuß gefolgt von Crazy Horse, nachspürt, jeweils eine einzige musikalische und emotionale Saite, die sie anschlagen. Ihre Kunst besteht aus der gedankenlosen Konzentration auf ein Motiv. Mit Rockmusik im herkömmlichen Sinne haben ihre ausgedehnten Improvisationen wenig gemein, eher schon mit Jazz oder – wenigstens von der Anlage her – mit der Musik der persischen Mystiker. Ähnlich wie in dieser ist es die minimal abgewandelte Wiederholung des Immergleichen, welche die Musiker und ihre Hörer in eine andere Sphäre trägt. »Ich spiele nie schnell«, hat Neil Young das selbst am besten beschrieben. »Der Baßlauf besteht aus nur vier Noten und geht dann weiter runter. Billy spielt ab und zu ein paar Noten extra, und der Schlagzeugrhythmus ist durchgehend derselbe. Es ist wie eine Trance, in die wir geraten. Manchmal klingt es, als spielten wir schnell, aber das tun wir nicht. Alles beginnt einfach im Kreis herumzuschwimmen und emporzusteigen, und das geht über den Punkt hinaus, an dem man schnell

oder langsam oder sonstwie spielt – zu unserem Glück, denn wir können nicht schnell spielen.«

Niemand, schon gar nicht Neil Young selbst, dürfte je behauptet haben, sein Gitarrenspiel sei im technischen Sinne gut. Die rechte Hand ist geschickt, aber seine linke Hand bewegt sich aufgrund einer Behinderung nur langsam. Er beherrscht keine Tonleitern und sucht, wie er selbst sagt, »eine Menge Noten, von denen ich weiß, daß es sie nicht gibt«. Und es ist nur eine Band, Crazy Horse, die genau jene Noten kennt, die es nicht gibt. Deshalb muß er die drei Musiker jeder anderen, besseren Band vorziehen. Nur mit ihnen verbinden sich alle Finger zu einer Hand, alle Ohren zu einem Gehör. Nur mit ihnen kann er sich befreit von Rücksichtnahmen und Absprachen an den Brunnen hocken und hineinlauschen. »Man kann es ein Solo nennen«, wird er irgendwo zitiert, »aber es ist die ganze Band, die spielt. Billy Talbot ist ein gediegener Bassist, der nur zwei oder drei Töne spielt. Die Leute versuchen immer noch rauszukriegen, ob er nur zwei oder drei Töne *kann* oder ob diese drei die einzigen sind, die er spielen will. Aber wenn er einen Ton anschlägt, spricht der für sich selbst. Es ist ein Riesen-Wahnsinns-Ton. Sogar die leisen sind wuchtig. Frank verwendet die dicksten Saiten, die ich je bei einem Gitarristen gesehen habe. Frank ist vermutlich ein noch ungehobelterer Musiker als ich, weil seine Leadgitarre nicht so entwickelt ist wie meine. Aber seine Saiten sind *sooo* dick! Er schlägt einen Ton an, und es ist ein wuchtiger Ton. Ohne die wuchtige Begleitung von Crazy Horse klinge ich nur normal. Aber sie sorgen für die Wucht, und so kann ich mich treiben lassen und *riesig* klingen. Das Wuchtige sind sie.«

Mit *Everybody Knows This Is Nowhere* war die Wucht zum ersten Mal auf Platte gebannt. Seitdem haben sich Neil Young und Crazy Horse immer tiefer in die Improvisationen ziehen lassen, bedingungsloser der Stimmung des Stückes sich hingegeben, insbesondere bei ihren Konzerten. Noch viel geduldiger haben sie in den Brunnen gelauscht. Ich besitze das Bootleg eines Konzerts von 1970, eine CD von erbärmlicher Qualität, in der die Abmischung völlig durcheinandergeraten ist, es wie in einem Zugabteil rauscht, die Gitarren wie Triangeln klingen und zwischendurch ganze Sekunden fehlen. Selbst das Geschmacksempfinden gutwilliger Laien

strapazieren diese Einspielungen von *Down By The River* und *Cowgirl In The Sand,* auf denen die Musiker ihre Fehlgriffe auch noch vernehmbar kommentieren, über das Erträgliche hinaus, für Hartgesottene hingegen sind sie grandios. Beide dauern doppelt so lang wie in der ohnehin schon extensiven Studioaufnahme, so daß ein Stück wie *Down By The River,* dessen komponierter Teil kaum mehr als drei Minuten füllt, sich auf zwanzig Minuten ausdehnt. Es ist ein wilder, ekstatischer Krach auf der Grundlage derselben monotonen Handgriffe und so, als würden sie sich hier endlich nicht nur trauen loszulassen, sondern auch nicht mehr zum Ufer blicken. In der Studioaufnahme aber ist die Befreiung von den Strukturen, die ein komponiertes Stück vorgibt, noch frisch. Das Rohe, Tastende und spürbar Neue speziell dieser Aufnahme, die ganze zwei Wochen nach der Gründung von Crazy Horse entstand, macht bis heute Spaß. Neil Young scheint das ähnlich zu sehen. Obwohl er *Down By The River* seither auf unzähligen Konzerten gespielt hat – ich selbst durfte vor einigen Jahren eine phantastische Interpretation erleben –, hat er es in der elektrischen Fassung auf keinem seiner Live-Alben nochmals herausgebracht (nur auf einem frühen Live-Album seiner anderen Band, Crosby, Stills, Nash & Young, blitzt es in einer akustischen Fassung kurz auf). Etwas ist an der allerersten Einspielung, das nie wieder erreicht wurde und auch nicht wieder erreicht werden konnte: Richtig gute Musiker sollten Neil Young und Crazy Horse nie werden – aber 1969 waren sie noch richtig schlecht. Ihre musikalischen Möglichkeiten waren so begrenzt, ihr Wille, einen Ausdruck für ihr Gefühl zu finden, gleichzeitig so groß, daß die Musik ständig gegen Wände zu rennen schien und dabei förmlich explodierte, jedoch nicht wie bei Jimi Hendrix mit einem Riesengewitter, sondern wie im Labor, wie in einem Brennglas, still, konzentriert und unspektakulär, so daß es die Unachtsamen und die Nachbarn, die Neil Young nur aus dem Treppenhaus kennen, gar nicht bemerken. Wenn er mit Crazy Horse spielt, klingt das oft nach Garage, da wird nicht viel geprobt, sondern einfach losgelegt und meist die erste Aufnahme fürs Album ausgewählt. »Wir wußten, wir sind alles andere als brillant«, gab Neil Young einmal zu. »Wir wußten, keiner von uns konnte wirklich spielen. Jedesmal bekamen wir es in der ersten Aufnahme hin, und

es war niemals richtig – aber wir wußten, daß es uns niemals besser gelänge. Wir machen andauernd Fehler, aber was passiert, ist, wir kommen so in die Musik hinein, daß es großartig klingt.« 1990 sagte er das, anläßlich der Veröffentlichung von *Ragged Glory*.

Octavio Paz erzählt von einem Bettler in Tibet, der an die Stadtmauer geht und etwas murmelt, und dann offenbart sich ihm wunderbarerweise die Göttin der Liebe. Die Priester und Mönche wollen das nicht glauben, bis sie feststellen, daß tatsächlich jeden Sonntag nach der Litanei des Bettlers die Göttin der Liebe herabkommt, ein paar Worte sagt und wieder verschwindet. Der Hof erfährt von diesem Bettler und lädt ihn ein, damit er vor dem Kaiser die Litanei aufsage. Der Bettler kommt, doch stellen die Mönche fest, daß er die Litanei völlig verkehrt vorträgt. Die Mönche, die das Original dieser Litanei kennen, korrigieren den Bettler. Am nächsten Sonntag versucht der Bettler die richtige Fassung zu murmeln, und seitdem hat sich die Göttin der Liebe nie mehr offenbart.

Neil Young hat ein herausragendes Sensorium für den Wert des Provisorischen, des Ungeschliffenen, und sagte selbst einmal, ihm schwebe etwas Analoges zum *cinéma vérité* vor, etwas wie ein *audio vérité;* allein die musikalische Atmosphäre, die er später mit Bedacht herzustellen hatte, ist 1969 einfach gegeben. Darin liegt das Besondere dieser Einspielung von *Down By The River*. Es ist tatsächlich noch eine Garagenband, die sich ein paar Tage vorher gegründet hat und staunend lernt, was man alles mit zwei Gitarren, Baß und Schlagzeug anstellen kann, wenn niemand da ist, der einen stört. Seinem Biographen und Vater hat er berichtet, wie seine musikalische Laufbahn begann: »Es gab da einen Jungen in meiner Klasse, der hatte eine elektrische Gitarre. Es gab einen anderen Jungen, der hatte keine Gitarre, wollte aber eine haben. Der erste hatte eine gute Gitarre und außerdem einen Verstärker. Also besorgte ich mir einfach eine Gitarre und steckte sie in seinen Verstärker. Dann beschaffte sich ein anderer Freund von mir, Ken Koblun, eine Gitarre, einen Baß. Und wir fingen an zu spielen, weißt du… wir haben einfach angefangen.« Gut acht Jahre später entstanden *Down By The River* und *Cowgirl In The Sand*.

Wenn ich ehrlich bin, halte ich *Cowgirl In The Sand* insgeheim sogar für stimmiger als das Zwillingsstück, es ist dichter, weil das Spiel der einzelnen Instrumente konsequenter ineinandergreift und die Hochspannung in jeder Sekunde aufrechterhalten bleibt. Man erkennt das noch deutlicher auf dem Bootleg, das ich besitze: die Gitarren von *Cowgirl In The Sand* weichen nicht aus der Mitte. Dennoch stand mir *Down By The River*, das Ausufernde, immer eine Winzigkeit näher. Es hat diesen lässigen Beat und, na ja, die Melodie, der Text, der Refrain, die ich eben noch als Beiwerk abgetan habe, sind natürlich doch phänomenal. Wie genau die Komposition ins Herz trifft, wie verzweifelt, genau und grausam die beiden Strophen sind, bezeugt der erwähnte Bootleg, auf dem Neil Young *Down By The River* auch solo auf der akustischen Gitarre vorträgt – der Titel hält dem problemlos stand, ja man vergißt beinah, daß es eine elektrische Fassung je gegeben hat.

Be on my side, I'll be on your side
There is no reason for you to hide
It's so hard for me staying here all alone
When you could be taking me for a ride
(Chorus:)
She can drag me over the rainbow
Send me away
Down by the river
I shot my baby
Down by the river
Dead

Vielleicht kennt jemand die Situation, wenn alles über einem zusammenstürzt und man sich an eine beliebige, nicht einmal hübsche oder anziehende Angebetete klammert, die aber nichts von einem wissen will und nur lacht, vielleicht kann jemand sich vorstellen, welche abwegigen, selbstverliebten Phantasien man entwickelt und daß man sich einbildet, alles würde gut und es sei auch für die Angebetete das beste, wenn man nur gemeinsam flieht, diese Ausweglosigkeit, in die man sich manchmal

manövriert, und die Scham, die man darüber vor sich selbst empfindet, vor niemand anderem, weil niemand und nicht einmal die Angebetete, die es wissen könnte, aber sich überhaupt nicht interessiert, weil niemand das Ausmaß des Versagens erahnt, niemand das Miese und Kleingeistige im einzelnen kennt, das man selbst an sich wahrnehmen würde, wenn man nur den Mut hätte, aber eben dieser Mut wäre es, der allein einen vor dem Trugschluß bewahrte, daß es die Angebetete sei, die sich dem Glück fahrlässig versperrt, das darin liege, gemeinsam alles hinter sich zu lassen und ein neues Leben zu beginnen, das es in Wahrheit gar nicht gibt oder nur für andere geben kann, für die Angebetete zum Beispiel, die einen aussperrt, um ihre Liebe einem anderen, einem Falschen zu schenken. Das ist Verzweiflung, aber eine kleine, schäbige, kalte Verzweiflung, die manche dazu treiben mag, ihre Aggression nach außen zu kehren und unten am Fluß ihre Angebetete zu erschießen.

Vor allem die zweite der beiden Strophen hat für mich immer die Bewegung des Fliehens orchestriert, die durch mein Leben ging, bevor meine Tochter sich in den Weg stellte.

> You'll take my hand, I'll take your hand
> Together we may get away
> This much madness is too much sorrow
> It's impossible to make it today
> (Chorus)

Die erträumte Flucht, von der *Down By The River* handelt und die es musikalisch darstellt, ist nicht jene sentimentale, wie ich sie an *Out On The Weekend* gemocht habe, sie ist kein temporäres Ausreißen aus einem langweiligen, bei Tageslicht betrachtet jedoch erträglichen Alltag. Dieser Beat ist entschlossen und kühl. Die Tristesse, die hier geflohen werden will, sie ist so umfassend, daß der Antrieb sich darauf reduziert, es anderswo jedenfalls nicht schlechter finden zu können. Gegen Ende der ersten Improvisation, wenn die beiden Gitarren, die zuvor einsam ihre Runden gedreht haben, unverhofft zueinanderfinden, gibt es eine Stelle, die das

bezeichnet. Ein paar Sekunden spielen die beiden Gitarren dieselben Akkorde. Dann, als schämten sie sich des Gleichklangs – wie ein Ehepaar, das ständig nur streitet, peinlich berührt ist, wenn es merkt, daß es sich ein paar Worte oder einen Blick lang nahegekommen war –, dann halten sie zu einem Schweigen inne, dessen Beredsamkeit dadurch verstärkt wird, daß der Baß und das Schlagzeug weiterspielen, als sei nichts geschehen, eine Klangfolge im Hintergrund, die uns erst auffällt, nachdem alle anderen Geräusche oder das Gespräch mit einemmal verstummt sind. Was noch lebte, stirbt hier. Die Rhythmusgitarre nimmt ihren alten Trott wieder auf, worauf die Leadgitarre sich beeilt, ebenfalls ein paar belanglose Noten hervorzukramen, bis das Signal in Form des ersten Gitarrenriffs beide erlöst und die zweite Strophe sich anschließt, die mit dem Vorschlag zur Flucht beginnt und im Refrain mit dem Mord aufhört – wenn je eine Sekunde Musik mich tötete, es wäre wohl das »Dead« am Ende des Refrains, das Neil Young in höchster Stimmlage als das leise Aufheulen eines Getroffenen singt, obwohl das Ich des Textes doch selbst geschossen hat. Nein, ich muß genauer sein: Es ist nicht der Todesruf selbst, der mich trifft; in dem Augenblick, da er erschallt, endet der Refrain und setzt der alte Beat ungerührt ein, der Autobahnbeat. Das ist es. Der Sänger hängt seiner Tat oder seinem Wort noch ein paar Sekunden jammernd nach, indem er für sich »Shot to death« wiederholt, aber er und wir sind längst schon wieder unterwegs. Daß unser Bewußtsein niemals von einem Gegenstand ausgefüllt ist und wir schon in der ersten Trauer, der innigsten Verliebtheit parallel die Werbung auf einem Bus, die Wachsflecken auf einem Tisch registrieren, daß die Zeit nicht aussetzt und wir lieben oder morden oder was auch immer tun können, ohne den Lauf der Dinge anzuhalten, daß wir abends einen Toten beweinen und am nächsten oder spätestens übernächsten Morgen dennoch aufstehen, frühstücken, scheißen, die Schlagzeile der Zeitung lesen, den Anrufbeantworter abhören, daß die ärgsten Kümmernisse oder Gewissensbisse nicht arg genug sind, uns dauerhaft zu tangieren, und selbst das Schlimmste, nämlich den Menschen zu töten, den wir lieben, uns nicht davon abhält, weiterzuleben, dem Tod näherzurücken, daß selbst des anderen Tod uns also nicht von der eigenen Vergänglichkeit erlöst, das

erzählt der Moment, in dem Neil Young »Dead« ruft und der alte Beat einsetzt, gleichgültig. Ein schauerlich schöner Moment: Der Gedanke, dieses Buch zu schreiben, entstand exakt hier. Vor vielen Jahren stieß ich auf eine Handschrift, in der von Mystikern die Rede sein sollte, die den Koran gehört haben und darüber gestorben sind. *Das Buch der vom Koran Getöteten* hieß sie. Noch bevor ich die Handschrift studierte, faszinierte mich ihr Titel. Ich hatte das Gefühl, genau zu wissen, was gemeint war. Zu der Zeit hörte ich oft *Down By The River,* und das zog mir jedesmal das Herz zusammen, bis ich für eine Zehntelsekunde meinte, ersticken zu müssen. Als ich auf das *Buch der vom Koran Getöteten* aufmerksam wurde, erschien es mir daher keineswegs kurios oder unglaubwürdig, daß Menschen durch einen Gesang getötet worden sein sollten. Was in dem Manuskript behandelt war, das mußte, so stellte ich es mir vor, die Zuspitzung oder das Extrem eben jener Erfahrung sein, die mir Neil Young bereitete. Mittlerweile habe ich das *Buch der vom Koran Getöteten* gelesen, darüber ein eigenes Buch geschrieben und herausgefunden, daß meine Annahme stimmte und sich auf eine ästhetische Grunderfahrung bezieht, die Menschen seit jeher versucht haben zu rationalisieren. Es hat also lange gedauert und mich den Umweg über die islamische Mystik, Baudelaire, Rudolf Otto und Adorno gekostet, bis ich endlich den Versuch unternommen habe, die Gleichzeitigkeit von Lust und Schrecken, in der sich beides aufhebt, dort zu beschreiben, wo sie mir selbst zum ersten Mal ins Bewußtsein gerückt ist, bis ich also *Das Buch der von Neil Young Getöteten* entdeckte; nicht wenige seiner Protagonisten hat es unten am Fluß erwischt. Jetzt sehe ich mein Trachten des vergangenen Lebensdrittels, der Jahre des Studiums von Büchern und Empfindungen, die Beschäftigung mit dem Koran, der Poesie, dem Essen, der Liebe und vor allem dem Sex, jetzt sehe ich, daß es sich auf nichts anderes richtete, als die Sekunde zu fassen, gleich nachdem Neil Young »Dead« gejault hat. Wem das übertrieben vorkommt, der kann das Stück nicht aufmerksam gehört haben oder hat von Sex keine Ahnung.

Meine Tochter wird es bestimmt nicht übertrieben finden. Manche Kinder beherrschen einen Gesichtsausdruck, mit dem sie demonstrieren, für wie kindisch sie die Erwachsenen halten. Ich nehme an, daß sie mich später des

öfteren so anschauen wird, wenn sie mich dabei erwischt, wie ich mindestens siebzehn verschiedene CDs von Neil Young im Urlaubskoffer verstecke. Ihre Beziehung zu ihm wird kaum jemals wieder so innig sein wie in ihrem ersten Lebensjahr; dessen bin ich mir schon deswegen sicher, weil alle Erfahrung und ebenso mein Gefühl mich lehren, daß Frauen für Neil Young im höchsten Fall Sympathie, niemals Leidenschaft entwickeln. Sie haben einzelne Lieder und Platten, allen voran *Harvest,* vielleicht gern, finden aber weder ein Verhältnis zu Neil Youngs Rock 'n' Roll noch zu den ausschweifenden Gitarrenimprovisationen oder gar den atonalen Experimenten. Wer mich des Machismo bezichtigt, liegt grundsätzlich nicht falsch, möge aber, um mir im Einzelfall Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ein Konzert von Neil Young besuchen. Jungen jeglichen Alters wird er oder sie dort finden, fast immer allein, manchmal zu zweit. Frauen, sofern vorhanden, sind dort immer nur Freundinnen. Wenngleich ich mir sicher bin, daß es existiert, bin ich noch nicht in der Lage, das Charakteristikum zu definieren, das allen Fans von Neil Young gemein ist. Ich denke an die paar Brüder, auf die ich im Laufe der Zeit gestoßen bin und an die ich mich ohne Ausnahme präzise erinnere; ich lasse die Gestalten Revue passieren, die mir aus den Konzerten im Gedächtnis geblieben sind: Ich ahne, es ist eine spezifische Art des Individualismus, eines Bewußtseins der eigenen Einsamkeit, die uns kennzeichnet, kann es aber nicht genauer fassen. Irgendwie sind wir, soweit ich mit uns Bekanntschaft geschlossen habe, alle reichlich verschroben und halten uns von der Mitte fern, ohne deswegen im Alltag sonderlich aufzufallen. Unsere Leben verlaufen einigermaßen geregelt, wir haben studiert, viele von uns haben eine Familie gegründet. Über die Jüngeren unter uns kann ich wenig sagen, weil ich sie nur auf den Konzerten sehe, dem Augenschein nach sind sie vom gleichen Schlag. Weiße Mittelstandskinder; als Durchschnittsneurotiker würde ich uns nicht bezeichnen, dafür haben alle, die ich kenne, zu viele, zu skurrile Marotten, eher schon als Neurotiker des Durchschnitts. Kommunikation ist nicht eben unsere Stärke, das ist mir aufgefallen, und auch, daß äußerlich keiner unter uns mit der aktuellen Mode geht, allenfalls mit der vorvorletzten. Verwirrung stellte sich nur ein, als vor ein paar Jahren Koteletten in Mode

kamen, die die meisten von uns seit jeher getragen haben, wenn auch nicht jeder so großflächig, wie Neil Young selbst sie uns zum Vorbild gibt – mit einemmal hatten wir etwas, was im Trend lag. Selbst meine Schwägerin (jene, die mich auf ein Selbstfindungsseminar schicken will und meine Koteletten immer gräßlich, da betont männlich fand) wies kürzlich meinen Bruder an (jenen, der mich als völlig verbohrt abgeschrieben hat, weil ich mich der Selbstfindung entziehe), sich Kotelettenansätze stehen zu lassen. Manche meiner Freunde haben mich gefragt, weshalb ich, der ich im Beruf oder bei öffentlichen Anlässen doch recht gepflegt gekleidet bin, privat am liebsten zu weite offene Hemden über ausgewaschenen T-Shirts anziehe, die ebenfalls über die Hose ragen. An dieser Stelle möchte ich ihnen antworten, indem ich auf die Kleidung verweise, die Neil Young bevorzugt trägt. *Oh, Lonesome Me* heißt ein frühes Lied, über das im *Complete Guide to the Music of Neil Young* steht, »es offenbart die ersten Anzeichen seiner künstlerischen Perversion«. Der Titel faßt unsere Selbstwahrnehmung treffend zusammen. Auf Bildern mit seinen Gruppen Buffalo Springfield oder Crosby, Stills, Nash & Young sieht man Neil Young durchweg am Rande stehen. Auf meinen Klassenbildern ist das genauso, und ebenso bei der Aufstellung der Fußballmannschaft für ein Photo oder der obligatorischen Begrüßung vor jedem Spiel. Ich gehörte dazu, nahm aber immer den Platz ein, der den schnellsten Abgang versprach. Daß Neil Young einmal von seiner Plattenfirma wegen »vorsätzlicher Unkommerzialität« verklagt worden ist, gehört zum fundierenden Mythos unserer Heilsgeschichte, Humor ist uns, wenn er mit dem Titel *Prisoners Of Rock 'n' Roll* nicht sich selbst beweihräuchert, sondern schlicht auf den Vertrag mit Geffen anspielt, das Urbild der Freundschaft sind uns seine Auftritte mit Crazy Horse, und Geselligkeit ist, wo wir einsam den *Barstool Blues* fühlen, in Kneipen, die *Durst* heißen und weder Wein noch warme Getränke im Angebot haben, aber dafür einen Fernseher für Fußball. »That's why we don't wanna be good«, entgegnen wir der Welt, die uns dennoch vereinnahmt, die unsere Musik zu laut, unsere Koteletten zu lang und unsere Hemden zu rustikal findet, die überhaupt meint, Hemden gehörten in die Hose gesteckt. Wenn gar nichts mehr hilft, grölen wir wenigstens noch, »I'm

still livin' the dream we had«. Einst sagten wir: *I Am A Child,* aber *Time Fades Away*. Vom *Sugar Mountain* verscheucht, stilisieren wir uns als *Loner* oder besser noch *Drifter,* der nacheinander mit *Tired Eyes, Cryin' Eyes* und *Cocaine Eyes* in die Welt blickt, in der wir mit unserem *Broken Arrow* in Wahrheit *Burned* und *Helpless* sind, den *Bad News Beat* im Kopf und den *Depression Blues* im Blut. Wir hängen den *Days That Used To Be* nach, suchen vergeblich den *Peace Of Mind,* träumen mit *Love To Burn* von der *Razor Love* mit dem *Cowgirl In The Sand* oder wenigstens einem *Cinnamon Girl,* dem wir erst *Mellow My Mind* und dann *Ride My Llama* ins Ohr flüstern wollen (oder umgekehrt), hoffend insgeheim auf das eine: *Don't Be Denied. I Believe In You,* beginnen wir das reale Liebesleben, müssen aber bald schon *I've Been Waiting For You* mahnen. Die Fortsetzung kennt jeder: *I Can't Believe Your Lyin'* schimpfen wir, bevor wir *Pardon My Heart* jammern, anschließend *Don't Take Your Love Away From Me* flehen und mit *Tell Me Why* auf den Lippen aus der nicht einmal großen Liebe mit einem *Stupid Girl* fliegen, um als *Married Man* zu enden – *Fuckin' Up*. Unser Leben, ein *Borrowed Tune* im *Mystery Train,* wir selbst höchstens ein *Campaigner,* der *Too Lonely* bleibt, sich wie ein *Wrecking Ball* und *Piece Of Crap* fühlt und weiß, daß ihm das *Losin' End* beschieden ist, hier auf der *Violent Side,* wo *Everybody Knows This Is Nowhere*. Am liebsten würden wir *Cry, Cry, Cry,* doch weil wir Aufwand wie Aufsehen scheuen, sagen wir uns, *Don't Let It Bring You Down,* und schleppen uns, *Running Dry,* durchs Leben, immer *Expecting To Fly,* bis auch der *Last Dance* zu Ende ist und wir den *Last Trip To Tulsa* antreten, wo wir in die *Sleeps With Angels* gleiten. Wenn wir dann den *Long Walk Home* gegangen sind, wird das *Weight Of The World* und somit aller *Pressure* von uns fallen, und wir werden behaupten können: *I'm The Ocean*.

Meine Tochter wird, wenn nicht weitere Wunder geschehen, nie zu ihrer frühen Leidenschaft für Neil Young zurückkehren, aber ich hoffe darauf, daß sie die meine nicht minder freundlich als die Frauen belächeln wird, die mich eine Wegstrecke begleitet haben (anders ist es mit mir auch nicht auszuhalten, vor allem nicht im Auto). Keine von ihnen habe ich zu Neil Young bekehrt, aber sie alle denken noch immer an mich, sooft sie ihn hören.

Das haben sie mir gesagt. Und falls er es ist, der sie an mich erinnert, dann beurteilen sie mich und die Zeit mit mir etwas milder als in anderen Situationen. Das habe ich im Gefühl. Wenn ich selbst dagegen meine ehemaligen Freundinnen an mich erinnere, indem ich sie auf der Straße treffe oder, wie ich es früher zu meiner eigenen Beschämung getan habe, anrufe, um sie auf einen Kaffee einzuladen, wenn sie mir also nicht über die Bande meiner Lieblingsmusik, sondern persönlich begegnen – milde gestimmt wirken sie dann nicht eben, bestenfalls desinteressiert, um vom schlimmsten Fall nicht zu reden. Es ist verhext: Bis auf eine halbe Ausnahme will keine der Frauen, die sich je meine Liebe gefallen ließen, auch nur das geringste von mir wissen, seit der eine den anderen verließ. Bei mir verhält es sich genau umgekehrt. Selbst das Mädchen, dem ich im Alter von elf Jahren meinen ersten Kuß gegeben habe und deren Reize mir kurz darauf schon unauffindbar waren, selbst die wenigen Frauen, die von mir vor die Tür gesetzt wurden, sind noch immer oder längst wieder in meinem Herzen. Ein wenig ähnelt das der Geschichte mit dem Autoverkäufer, die ich vor einigen Seiten erzählt habe. Daß ich mit einem Menschen etwas Intimes teile und wir uns an einer noch so unscheinbaren, noch so kleinen Stelle berührt haben, das genügt, um mich ein Leben lang zu ihm hingezogen zu fühlen, zugehörig. Bei meinen früheren Freundinnen ist das in dem Sinne wörtlich zu nehmen, als die körperliche Berührung allein schon ausreichte für die Verbundenheit, die ich ihnen gegenüber jetzt noch empfinde. So weit gilt der Satz, daß die Stelle, die anzueignen mich verändert hat, durchaus unscheinbar und klein sein konnte, ein paar Haare, die sich auf den Po verirrt hatten, eine Falte seitlich über den Bauch, die verriet, daß sie mich am September ihrer Schönheit teilhaben ließ, oder die Zehen von nie gesehener Anmut, die ich zwischen meinen Lippen barg. Von der Frau, die ich am schmerzhaftesten geliebt habe, bevor meine Frau sich bei mir einrichtete, ist der Ausdruck geblieben, zu dem sich ihr Gesicht formte, wenn die Lust am höchsten war: Sie verwandelte sich in ein kleines, erschrockenes Mädchen. Daß sie es mir offenbarte, daß ich die Offenbarung wahrnahm, daß sie meine Wahrnehmung spürte, ohne sich ihr zu entziehen, daß ich ihre Entscheidung dankbar empfand, daß sie die Dankbarkeit als Fürsorge,

Achtsamkeit, Liebe auslegte, die ihr Vertrauen rechtfertigten, daß sich all dies gleichzeitig ereignete und wir, ohne darüber nachzudenken oder es uns nur bewußt zu machen, eine Gegenwart teilten – das ist doch wertvoll. Entweder sind ihr so viel mehr Schätze zugefallen als mir, daß sie die Nähe, die mich für immer von ihr infiziert hat, vergessen kann, oder sie und alle anderen sind blind für das wenige, das uns von der Welt außerhalb der unseren zuteil wird. Im *Barstool Blues* heißt es:

> If I could hold on to just one thought
> For long enough to know
> Why my mind is moving so fast
> And the conversation is slow
> Burn off all the fog
> And let the sun through to the snow
> Let me see your face again
> Before I have to go.

Kürzlich traf ich sie in einer Kneipe wieder, neun, zehn Jahre danach. Ich habe es längst schon aufgegeben, das Gefühl, das ich immer für sie hegen werde, durch Gesten anzudeuten, sie wischt das ohnehin von der Theke und tritt auch noch darauf, will davon nichts wissen, also blieb ich ungerührt auf meinem *Barstool* sitzen, lächelte müde, antwortete auf ihre Frage, was sich seit dem letzten Mal in meinem Leben getan habe, daß ich inzwischen eine Tochter habe, was sie bereits von unserem gemeinsamen Bekannten gehört hatte, und dann ließ sie sich auch schon von ihrem Begleiter davonzerren, einem unangenehmen Typen, so einem schmierigen Kerl in immerwährender Brunft, der noch kleiner war als ich und nervös wie der Geldwechsler von Venedig, weil er die Chance witterte, eine so wundervolle Frau abzuschleppen (vielleicht bilde ich es mir nur ein, will ich es mir einbilden). Als ich später vor meinem Fahrrad stand, fiel mir ein, was einmal für mich Utopia gewesen war: Ich war mit der Frau unterwegs gewesen, nachts oder schon am frühen Morgen, und wir kamen aus einem Club raus oder waren gar nicht erst reingegangen, weil uns die Schlange zu lang oder

die Musik zu schlecht schien, wir hatten irgendwelche Leute, denen wir Zweiundzwanzigjährige alt und gesetzt vorkamen, gefragt, wo noch was los sei, oder wahrscheinlich war es so, daß sie die Frau gefragt hatten, denn sie war diejenige, die so etwas wußte, ich selbst hatte mich bestimmt herausgehalten, weil ich mich aus so etwas immer heraushielt und es mir auch gleichgültig war, solange ich mit ihr war, jedenfalls fand ich mich kurz darauf auf der Rückbank eines VW-Golfs wieder, es waren junge, reiche, freundliche Leute, ich war schon ziemlich zu und hatte keine Ahnung, wohin wir fuhren, ich sah aus dem Fenster und hörte irgendeine Musik, ich glaube, es waren die Rainbirds, diesen einen großen Hit der Rainbirds, der damals überall lief, und ich hörte die anderen etwas reden, ohne es zu verstehen, und ich sah aus dem fahrenden Auto und sah die Lichter und andere Leute und Autos an Ampeln, und war es nicht auch so, daß der Videoclip der Rainbirds eben aus einem fahrenden Auto gedreht worden war, von der Rückbank eines fahrenden Autos?, ich weiß es nicht mehr, ich weiß nur, daß ich mir wie in einem Film vorkam, daß ich genau dies dachte, einem Videoclip, der schöner als mein Leben war, und ich sah aus dem fahrenden Auto und dachte, der Golf bräuchte nie mehr anzuhalten, er sollte einfach fahren, wie der Käfer früher in der Werbung, wir waren gut aufgehoben bei diesen jungen, reichen, freundlichen Leuten, mit denen meine Liebste sich wahrscheinlich verstand, sie sollten einfach fahren, egal wohin, und mich von der Rückbank aus dem Fenster schauen lassen, das wär's gewesen. Und das Größte kommt noch: Ohne daß ich es je angesprochen hätte, sagte meine Liebste, als wir schon viele Kämpfe gefochten, aber uns für einen Tag wieder einmal in die Arme genommen hatten, da sagte sie, daß jene Fahrt im Golf, auf der wir gar kein Wort miteinander geredet hatten, für sie der schönste Augenblick gewesen sei, daß sie da gedacht habe, wie schön es gewesen wäre, wenn wir einfach nie mehr ausgestiegen oder für immer weggefahren wären mit diesen Leuten, die nett waren und jung, nur ein bißchen zu reich. Sie hatte in derselben Sekunde das gleiche gefühlt wie ich, das war's gewesen. Und nun stand ich vor meinem Fahrrad und dachte an die paar Minuten unserer Begegnung, die so schlimm waren wie alle unsere Begegnungen seit elf, zwölf Jahren, und ich dachte, wenn ein

Außenstehender uns gesehen hätte, er hätte nichts gesehen, denn da war auch nichts, es war ein Nichts, dabei hatten wir einmal alles gehabt, als sich unsere Empfindungen in einem Golf trafen. Aber immerhin, der Freund, der auf dem Barstool neben mir gesessen hatte, sagte, bevor ich ihm etwas verraten hatte, daß die Spannung zwischen ihr und mir ihn beinah vom Hocker gehauen hätte, das sei wie eine Erscheinung gewesen, diese Szene zwischen uns, obwohl doch überhaupt nichts war, ein paar Floskeln, ein müdes Lächeln, ein schmieriger Kerl, der wahrscheinlich auch auf eine Litfaßsäule eifersüchtig gewesen wäre. Es ist nicht, daß ich noch immer in jene Frau verliebt wäre, das ist es wirklich nicht. Mir ist vollständig bewußt, daß uns wenig verbindet und wir uns bald schon gegenseitig gelangweilt hätten, wenn unsere Beziehung erfolgreicher verlaufen wäre. Wenn man mir sagte: Da steht der Golf, setz dich auf die Rückbank, du darfst während der Fahrt aus dem Fenster schauen, die jungen Leute fahren dich und die Frau ist auch da – keine Sekunde würde ich mit dem Gedanken spielen, einzusteigen. Das ist es nicht, ich habe meine Frau gefunden, und außerdem würde ich niemals mit einem Golf auf Reisen gehen, mit einem Mirafiori vielleicht, einem altem Alfa oder einem großen Peugeot, wie ich ihn jetzt fahre, das hätte mich vielleicht ins Schwanken gebracht, vorausgesetzt, die Anlage wäre passabel gewesen, aber ein Golf, nein, gewiß nicht, da könnte mich ja mein Freund Robbi drin sehen. Es ist nichts mehr. Es ist nur, daß da mal alles war, das ist es, und daß es verpufft ist wie ein Furz, daß selbst das Größte sich als Furz herausstellt und wir uns in einer Kneipe wiedertreffen und ich mich nicht einmal vom Barstool erhebe.

Während ich das schreibe, schwingen in meinem Kopf die Lieder Neil Youngs, die ich mit dieser oder jener Nuance meiner Liebeskümmernis verbinde. Es sind die Melodien, der Klang der Instrumente, die Stimme, aber nur einzelne Zeilen oder Strophen, obwohl die Wehklage über zerbrochene oder zerbrechende Beziehungen zu den Hauptmotiven Neil Youngs gehört. In den bleibenden Stücken ist es ein Danach der Liebe, das er besingt, nicht ein Jetzt.

It’s a sad communication

With little reason to believe
When one isn't giving
And one pretends to receive.

Pardon my heart
If I showed that I cared
But I love you more than moments
We have or have not shared.

Freilich hat mich speziell seine Liebeslyrik nie im Detail beschäftigt. Schon weil im Booklet der alten Platten die Texte selten abgedruckt waren, verstand ich sie dem Wortsinn nach nicht vollständig, und merkwürdigerweise oft gerade die Texte derjenigen Stücke, die mir besonders nahegehen. *Round &Round* zum Beispiel habe ich bis heute nicht entschlüsselt. Ich kann noch nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob es sich wirklich um ein Liebeslied handelt. Vom Refrain verstehe ich nur Fetzen.

Round and round and round we spin
To weave a wa… (wall?, war?) to… a sin (?).
It won't belong, it won't belong.
How slow and slow and slow it goes
To mend (?) the ta…(?) that always shows.
It won't belong, it won't belong.

Was mich anrührt, ist weniger die Bedeutung des Textes als vielmehr die kreisende oder wiegende Bewegung, die er im Einklang mit der Musik erzeugt, das »Round and round and round we spin«, das in der nächsten Zeile melodisch genauso gespiegelt wird wie kurz darauf das »how slow and slow and slow«. Mir kam es immer vor, als beschwörte hier jemand eine Abwesende, nicht fortzugehen; er ist allein, er spricht sich selbst die Worte zu, die er der anderen zu sagen hat, und wiegt den Kopf ungläubig, weil er das längst Geschehene nicht wahrhaben will. Natürlich war ich selbst der Monologisierende und die Gemeinte dieses oder jenes längst entschwundene Mädchen. Das Beschwörende entsteht eben durch das Wiegen, das durch den

Text und die hypnotisierend einfältige Melodie geht, die Neil Young zusammen mit Danny Whitten und seiner damaligen Freundin Robin Lane wie ein Hundechor zu einer Bettlergitarre jault. Ich verstehe nicht das geringste von Musik und habe den Musikunterricht in der Schule ausgesessen, ohne eine einzige Note gelernt zu haben, aber daß dieser Refrain das denkbare Minimum an kompositorischer Vielfalt noch unterbietet, das höre ich durchaus. Zudem schicken die beiden akustischen Gitarren, die jeweils auf einen der beiden Lautsprecher gemischt sind, ihr Echo ein ums andere Mal hin und her. Wer genau darauf achtet, dem wird auffallen, daß im Verlaufe des Stücks außerdem die Stimmen laut und leise werden, wie wenn auch sie sich im Kreis bewegten, mal näher am Mikrophon, mal ferner wären. Der Eindruck täuscht keineswegs. Er, Danny Whitten und Robin Lane schwenkten ihre Köpfe während der Aufnahme, ohne es abgesprochen zu haben, tatsächlich nach einer Weile vor und zurück. Im Hin und Her und Her und Hin der Musik und des Lebens vergeht jeder Sinn, und einzig die Erkenntnis erneuert sich immerfort, »It won't belong«. Wer an dieser Stelle einwirft, daß der Satz »It won't belong« im Englischen gar nicht existiert, hat im Gegensatz zu mir in der Schule aufgepaßt. Vorhin, da ich vergeblich den Text im Booklet der CD *Everybody Knows This Is Nowhere* suchte, ist mir zufällig aufgefallen, daß der Titel *Round & Round (It Won't Be Long)* heißt, nicht *It Won't Belong*. Stutzig geworden, habe ich nachgedacht, im Wörterbuch nachgeschaut und bestätigt gefunden, daß *It won't belong* überhaupt keinen Sinn ergibt. Für mich selbst jedoch hatte es Sinn. Aus einem Grund, den ich im nachhinein nicht nachzuvollziehen vermag, habe ich in dem Satz mein halbes Leben lang gehört: »Es wird nicht zählen, es ist alles vergeblich, es wird nicht von Belang sein.« Ja, das war es wahrscheinlich: Ich habe einfach *belong*, ohne mir darüber Gedanken zu machen, mit »Belang« übersetzt. Der Ausruf der Vergeblichkeit paßte so gut zum Refrain, der das Rennen im Kreis zum Gegenstand hat und diese Kreisbewegung in der Melodie und den Wortwiederholungen nachzeichnet. »It won't be long« paßt nicht minder, vermute ich, ohne es genau beurteilen zu können, da ich nicht lang genug darüber spekuliert habe. Aber eben so, wie ich *Round & Round* gehört und verstanden habe, mitsamt des falsch

verstandenen »be long«, ist mir das Lied zur Chiffre für jenen Zustand geworden, in dem wir, die wir von den mordenden Cowboys als Babys schreiend liegengelassen worden sind, uns einfach nur an den Bruder, die Schwester klammern wollen, anstatt weiterzudenken, zu streiten oder sich einzureden, daß es Cowboys nur im Western gibt, hat sich der Refrain als Jingle jener Situationen etabliert, da wir zum Beispiel hilflos stammelnd der längst fortgegangenen Geliebten einreden wollen, daß wir am Ende doch beide ziemlich verlorene Seelen sind; selbst wenn es nicht viel war, was uns verband, so hätte es doch als Ausrede genügt, um sich noch eine Weile im Arm zu halten.

Und das Schlimme ist: Man ist immer selber schuld. Man hat mit traumhafter Sicherheit immer das Falsche getan. Und das Gemeine ist: Das Leben richtet es genau so ein, daß wir immer etwas tun, was sich im nachhinein als falsch herausstellt, damit wir zu allem Überfluß auch noch damit gestraft sind, uns selbst die Schuld zuzusprechen. Es lockt uns, indem es zunächst mit uns ein paar Verhaltensweisen, Ideale und Neurosen einübt und uns dann, wenn es ernst wird, beispielsweise im Angesichte einer schönen Frau oder während des Genusses einer seltenen Ruhe, vorgaukelt, dieses oder jenes zu tun sei konsequent, sei wahrhaftig und kompromißlos, nur um uns am Ende jammern zu hören: O wären wir doch weniger konsequent, wahrhaftig und kompromißlos gewesen, ein klein bißchen weniger, nur einmal hätten wir fünfe gerade sein lassen und über unsere Prinzipien, denen wir ohnehin nur mühselig ein bißchen Stetigkeit verschafft haben, hinwegsehen müssen, es hätte schon gereicht, wir hätten unser Glück gemacht, die Erde wäre ein besserer Ort, unser Leben friedvoll und die schöne Frau für immer an unserer Seite. Es hätte hätte hätte, aber niemals ist es. Hätten wir wenigstens das Hätte nicht gekostet, dann stieße uns das Gewordene nicht so bitter auf. Wie wir es auch anpacken, wir greifen knapp daneben. Alles Lieben ist wie die Liebe von Swann:

Now that you made yourself love me
Do you think I can change it in a day?
How can I place you above me?

Am I lying to you when I say
That I believe in you.

Unsere Leben ähneln, im besten und schlimmsten Falle, der Geschichte Satans, wie sie in der islamischen Mystik ausgelegt wird. Satan ist jener Engel, der sich weigerte, Gott zu gehorchen, als dieser den Engeln befahl, vor dem neuerschaffenen Menschen niederzufallen. Weil er mehr als alle anderen Engel Gott liebte, konnte er vor niemand anderem als Ihm niederfallen. Aus Gehorsam gegen Ihn mußte er den Gehorsam verweigern, wurde er verflucht und aus dem himmlischen Reich verstoßen; seither fühlt sich Satan, so heißt es, wie einer, der gefesselt ins Meer geworfen und vom Ufer aus noch verspottet wird, er solle achtgeben, daß ihn das Wasser nicht befeuchte.

O please help me, o please help me, I'm livin' by myself
I need someone to comfort me, I need someone to tell
I'm sorry for the things I've done, I've shamed myself with lies
But soon these things are overcome and can't be recognized

singt Neil Young in *Running Dry,* vielmehr er spricht es wie der Pfarrer auf der Beerdigung, und eine Geige, die noch höher quiekt als seine Hilfe-ich-ertrinke-Stimme, trottet der Stimme im selben Tempo hinterher, zwei Wüstengänger kurz vorm Ertrinken. »My cruelty has punctured me and now I'm running dry«, zieht der Text ein Fazit, das am Ende der Tage jenes der Menschheit sein könnte.

Natürlich sind wir längst nicht immer konsequent, wahrhaftig und kompromißlos. Wir bleiben in einer Beziehung, obwohl sie längst verdorrt ist, wir ertragen aus tausend vernünftigen Gründen die unerträglichen Situationen, wir kündigen nicht die phantastische Stellung, die als einzigen Nachteil einen Dienstherrn hat, der unser Gefühl für Anstand und Höflichkeit beleidigt. Und was ist das Ergebnis? Wir kommen uns klein und mittelmäßig vor, wir sind unglücklich, wir bereuen, das Falsche getan zu haben. Das Richtige tun wir aber frühestens, wenn es zu spät ist, um von uns

noch für richtig gehalten zu werden. Daß wir zweifeln, ist unser ganzes Malheur. Mit Gott ist es dasselbe. Wären wir selig vor Glaubensgewißheit oder glaubten nicht an ihn, uns wäre wärmer ums Herz. Aber wir paar arme Tröpfe, denen man den Platz zwischen den Stühlen zugewiesen hat, nein, die sich nicht für einen Stuhl entscheiden können und sich ihre mißliche Lage also obendrein noch selbst zuzuschreiben haben, wir Morgenlandfahrer dritter Klasse glauben an Gott und daran, daß er fern ist. Er ist da, aber er ist fern. Er tröstet nicht und richtet nur. Gott minus Barmherzigkeit, Lieben ohne Erlösung, Verstehen, ohne zu leben, und mittendrin wir:

> There is a town in north Ontario
> With dream comfort memory despair
> And in my mind I still need a place to go
> All my changes were there
>
> Blue, blue windows behind the stars
> Yellow moon on the rise
> Big birds flyin' across the sky
> Throwin' shadows on our eyes
> Leave us
>
> Helpless, helpless, helpless
> Well, babe, can you hear me now?
> The chains are locked and tied across my doors
> Baby, baby, sing with me somehow

Daß er sich so restlos auch und besonders den Stimmungen hingibt, die von der Erhabenheit am entferntesten sind, der Schwäche, dem Neid, den Schuldkomplexen, daß Neil Young sich mit der Melancholie nicht aufhält und sich gleich in die pure Verzweiflung und den quälenden Katzenjammer stürzt, das kenne ich in vergleichbarer Radikalität nur aus der frühislamischen Askese, mag es auch vermessen sein, die Wehwehchen unserer wohlanständigen Gemütlichkeit mit dem Hiobsleid der Großen in einem Atemzug zu nennen (es ist nicht vermessen, weil wir die Gnade, die

uns zuteil geworden ist, nur als weitere Ungerechtigkeit gegenüber den Opfern sehen können, nur als den Gipfel des Weltzynismus, der ihrem Unglück auch noch unser Glück vor die Nase stellt, das wegen ihres Unglücks aber nicht Glück zu nennen ist): »Was meinst du denn von Leuten, die mit einem Schiff ausgefahren sind, die aber, nachdem sie mitten auf dem Meer waren, Schiffbruch erlitten haben, so daß sich jeder von ihnen an einer Planke festhält: In welchem Zustand befinden sie sich?« fragte Hassan al-Basri. »In einem schlimmen Zustand«, antwortete der, der ihn nach seinem Befinden gefragt hatte. »Mein Zustand ist schlimmer als ihrer.« Man kann es auch anders sagen. Das Booklet gibt die fünf letzten Zeilen des eben zitierten Liedes, die durch ihre ingeniöse Expressivität und sprachschöpferische Raffinesse hervorstechen, wie folgt wieder (insbesondere der Strophenbau verdient Beachtung):

Helpless, helpless, helpless
Helpless, helpless, helpless
Helpless, helpless, helpless
Helpless, helpless, helpless

Helpless, helpless, helpless

Hassan al-Basri ist unter den frühen der wichtigste Mystiker des Islams, der *godfather* des Sufismus, wie es im Popjargon hieße. Offenbar muß man wie er die Welt in ihrer ganzen Boshaftigkeit empfinden, um sie zur Glückseligkeit transzendieren zu können, so wie erst das rückhaltlose Empfinden der göttlichen Ferne die momentane Vereinigung mit Ihm zu erlauben scheint. »Das Leiden ist Er selbst«, sagte al-Halladsch. Der *Barstool Blues* dauert in der Studioaufnahme auf *Zuma* drei Minuten, ein hübsches, etwas bequemes Liedchen, dessen Stimmung der Titel schon ankündigt. In der Livefassung von *Year Of The Horse* gehen die Dinge drei Minuten lang ihren erwartet unangestrengten Gang. Dann, die letzten Worte sind eben gesungen, die Gitarren vermeintlich in die letzte Kurve eingebogen, ereignet sich etwas Merkwürdiges: Mitten im schon auslaufenden Schritt, als hätte

die Platte einen Sprung, bleiben Neil Young und Crazy Horse bei einem nicht einmal besonders ausdrucksstarken oder einfallsreichen Akkord stehen und wiederholen ihn wieder und wieder, zwölf Mal, um genau zu sein. Eine gute halbe Minute dauert der Einbruch der Minimalistik in einen bis dahin konventionellen Rocksong. Danach ist alles anders. Als erstes verabschiedet sich die Leadgitarre Neil Youngs aus dem Akkord. Sie zieht ihre eigenen Kreise, sie tanzt, sie schwebt. Anfangs zögerlich, dann immer selbstbewußter tritt auch die Rhythmusgitarre Frank Sampedros aus der Bahn und folgt ihren Instinkten, derweil Schlagzeug und Baß mit schier übermenschlicher Wucht die immer gleiche Notenfolge schlagen, bewußt danebenhauen, zurückkehren, variieren, zurückkehren, immer mächtiger einheizen und so die Kraft erzeugen, durch die alle gemeinsam durch die Konzerthalle, mein Arbeitszimmer oder mein Auto fliegen. Schließlich haben sie jene Höhe erreicht, von der aus die Erde so schemenhaft wie auf einer Landkarte aussieht, und so wenig von dort oben noch ein Flughafen zu erkennen ist, so schwer wird es im Laufe der Improvisation zu sagen, welches Stück man eigentlich spielt, daß es sich überhaupt einmal um ein Stück gehandelt hat. Es gibt diese Stelle im *Barstool Blues,* an der die anfängliche Konfiguration nicht mehr nur verwischt oder aufgebrochen ist, sondern sich in Luft auflöst. Etwa nach sechs Minuten geschieht das, und es ist nur zu natürlich, daß die Musik von da an nicht mehr, wie es in Improvisationen häufig geschieht, zum Ausgang zurückkehren, sondern einfach nur aufhören kann, auf offener Strecke, da das musikalische Thema, das am Anfang stand, der *Barstool Blues,* schlicht entfallen oder jedenfalls irrelevant geworden ist. Hätte man die ersten drei Minuten verpaßt, man käme nicht mehr darauf, welchen Titel man hört; griffe man zum Booklet, erführe man es ebensowenig, da es die auf der CD enthaltenen Titel zwar aufführt, aber die Reihenfolge nicht verrät. Es ist auch egal, es ist ohnehin alles eins: »They all sound the same«, ruft eine Stimme aus dem Off zu Beginn von *Year Of The Horse.* Es muß Neil Young sein, der ein paar Meter vom Mikrophon entfernt steht, es könnte aber auch ein Zuschauer sein, der auf die Bühne gesprungen ist, um sich über die Monotonie zu beschweren. Wie ein vielfach verstärktes Echo, eine Antwort, eine Erklärung, äußert jemand direkt ins Mikrophon: »It's all one

song.« Ein paar abenteuerlustige Hiebe in die Saiten, und die Gitarren legen los.

Für viele Maler, Musiker oder Dichter ließe sich sagen, daß ihr gesamtes Schaffen Teil eines einzigen großen Werkes sei. In diesem Sinne wären auch Neil Youngs Platten mitsamt den Exkursen in die Countrymusic, den Computersound, den Blues oder den Rockabilly Motive eines einzigen Bildes, seine so verschiedenen Bands wie Buffalo Springfield, Crazy Horse, Crosby, Stills, Nash & Young, Pearl Jam, Booker T. and the MGs, die Stray Gators, International Harvesters, Santa Monica Flyers, Ducks, Shocking Pinks oder die Blue Notes, sie wären Mitglieder desselben Orchesters. Aber so allgemein meine ich es nicht. Ich meine speziell die Schluchten, in die er sich mit Crazy Horse stürzt, die ausladenden Improvisationen, die von *Down By The River* und *Cowgirl In The Sand* ihren Ausgang nahmen und mehr noch als die gemeinsamen Alben ihre Konzerte ausmachen. Der Anlauf ist mal länger, mal kürzer, mal kreisförmig, mal geradlinig, aber am Ende laufen alle Improvisationen auf das gleiche hinaus, sie wollen abheben, und wenn es soweit ist, dann werden sich die einzelnen Stücke immer ähnlicher, wie überhaupt die einzelnen Kunstwerke der Großen sich oft ähneln und mit zunehmender Reife immer ähnlicher werden, weil sie aus der Vielheit der Klänge, Worte, Farben zu ihrer Wahrheit vordringen, oder wie man es nennen möchte. Diese aber ist, obwohl immer anders, zugleich eins, so wie Gott immer anders und zugleich eines ist, und ebenso die Leere.

Daß die einzelnen Stücke nur Anlässe sind, Sprungbretter, daß das Komponierte, Gedachte, Entworfene eine notwendige, jedoch zu überwindende Wirklichkeit darstellt, kommt nirgends klarer zum Vorschein als in der Livefassung des *Barstool Blues,* und zwar nicht zuletzt, weil Text und Melodie weitaus dezenter daherkommen als in Großangriffen wie *Down By The River, Tonight's The Night* oder *Cortez The Killer*. Diese Kompositionen sind viel zu eindringlich, als daß sie ihre eigene Vanitas frühzeitig zu erkennen gäben. Doch spätestens in guten Konzerten offenbart sich, daß selbst sie, selbst die überwältigenden und unvergeßlichen Werke dafür da sind, hinter sich gelassen zu werden, um der Farbe des Wassers auf die Spur zu kommen. Der Sufismus markiert diesen Übergang von der

Mannigfaltigkeit in die Einheit, indem Subjektivität durch ihre Negierung hindurch gewonnen wird, als *fanâ,* »Entwerdung«. *Wadschd,* »Finden«, wird der Zustand der Ekstase im sufischen Vokabular genannt, aber der *Wâdschid,* der »Findende«, ist in Wahrheit ein *Fâqid,* ein »sich Verlierender«, wie ein mystischer Lehrmeister sagt. Der Musiker, der, in gewissem Sinn, das Bewußtsein über sein Spiel verliert, ist gleichzeitig vollkommen gegenwärtig; sein Bewußtsein ist ungetrübt, nur richtet es sich nicht mehr auf die eigenen Impulse, die eigenen Hände, sondern auf die Formgesetze und minimalen Regungen seines Instrumentes, auf die Notwendigkeit, die sich aus einem Laut für den darauffolgenden ergibt; mitsamt allem Begehren und Lenken löst er sich in der eigenen Musik auf wie der Maler im chinesischen Märchen, der im selbstgemalten Bilde verschwindet. Dem Hörer, Leser oder Betrachter kann es ähnlich gehen, ich weiß es auch vom ersten Mal, da ich meiner Tochter den *Last Trip To Tulsa* auflegte. Neil Young, der von ästhetischen Theorien im höchsten Falle wissen dürfte, daß es sie gibt, und sich bei mehreren Gelegenheiten als religionswissenschaftlich völlig ungebildet gezeigt hat, er selbst vermag erstaunlich genau zu erklären, was in ihm geschieht, wenn es geschieht: »Wenn ich spiele oder improvisiere, fängt es in meinem Kopf an, meine Nase beginnt den Luftstrom zu spüren, und ich merke, daß ich anfange zu hyperventilieren, und du kommst weiter und weiter rein – die Endorphine in deinem Körper sprechen darauf an. Es funktioniert nicht immer – manchmal klingt es nur, als spielte man lange Zeit dasselbe und nichts passiert. Ein andermal ist es wie ein euphorischer, kosmischer Orgasmus. Wenn ich gut gespielt habe, bin ich verflucht durcheinander. Ich muß mich wirklich geographisch orientieren. Ich versuche, nicht gegen irgendwelche Wände zu laufen. Meistens hyperventiliere ich. Wahrscheinlich habe ich auch noch ein bißchen Nachhall im Kopf.« Wer einmal an einem mystischen Ritual teilgenommen hat oder Mystiker gebeten hat zu beschreiben, wie sie die Ekstase erlebt, körperlich gespürt haben, wird auf verblüffend ähnliche Antworten gestoßen sein. Solcherart Erleben der Beseelten, mag es bis zur Auflösung und Umkehr vorgedrungen sein oder in der äußeren Aufregung verharren, wurde seit jeher in die Nähe des Pathologischen gerückt, als

Symptom des Wahnsinns und im besonderen der Epilepsie gedeutet. Was immer da an Verkennung und bewußter Herabsetzung hineingespielt oder die Assoziation beherrscht hat, so wurde die Ambivalenz der Ekstase auch von jenen zugegeben, die sie priesen und anstrebten. Manche haben gar, wie Platon und später vor allem Dostojewski, den Verdacht des Pathologischen ins Positive gewendet und die Krankheit als göttliche Auszeichnung empfunden, die zu erleben erlaubt, wovon die anderen, die Gesunden ausgeschlossen sind. Nur wer außer sich gerate, dringe in sich vor. Neil Young hat seine Epilepsie immer zu beherrschen versucht; zwar hat er die Medikamente schon früh abgesetzt, doch nur, weil er deren Nebenwirkungen nicht aushielt und meinte, die Zustände, sosehr er sie fürchtete, als »Teil meines Kopfes, ein Teil dessen, was sich da drinnen abspielt«, akzeptieren zu müssen. Dennoch umschreibt auch er den epileptischen Anfall in Worten und Bildern, die aus den Zeugnissen der mystischen sowie – nicht selten und nicht nur in früheren Jahrhunderten – der ästhetischen Erfahrung vertraut wirken. »Du tauchst in eine andere Welt«, sagte er in einem Interview. »Dein Körper flattert herum, du beißt dir auf die Zunge und haust dir den Kopf auf den Boden, aber dein Geist ist irgendwo ganz anders. Das einzige, was einem dabei angst macht, ist nicht, wie man dahingekommen ist oder ob man dort bleiben wird, sondern die Erkenntnis, daß man sich vollkommen wohl fühlt… in dieser Leere. Und dieser Schock bringt einen in die Realität zurück.«

Der Augenblick, in dem sich das alltägliche Bewußtsein in der Musik auflöst, den ich am Beispiel von *Down By The River* und *Cortez The Killer* anzudeuten versucht habe, der Moment des Verschwindens im eigenen Bild wird in Mystik und Ästhetik als höchster beschworen. Und doch ist er nicht die letzte Wegmarke. Es gibt ein »Bleiben in der Entwerdung«, *baqâ fî l-fanâ,* und je länger Neil Young und Crazy Horse zusammen auftreten, desto näher kommen sie diesem Zustand, desto öfter und länger verleihen sie dem Moment Dauer. Als Bleibendes ist er nicht mehr derselbe, weil die in der Entwerdung verlorengegangene Subjektivität verändert, bereichert zurückkehrt, die Hitze verfliegt, ohne daß es einem kühler wird. Auf *Year Of The Horse* ist das gut eingefangen, im *Barstool Blues* natürlich und die

gesamte zweite CD hindurch, bis in *Prisoners Of Rock 'n' Roll* der wilde, glückselige Spaß am Getöse mit ihnen durchgeht und sie im *Sedan Delivery* grell verglühen; auf weiten Strecken also gelingt es Neil Young und Crazy Horse, jene Entspanntheit zu bewahren, die nur durch einen Akt der Befreiung zu erklären und am besten als eine seltene Verbindung von Intensität und Leichtigkeit zu charakterisieren ist. Und doch gibt die CD nur ein Echo dessen wieder, was in den besten Konzerten jener sechsundneunziger Tournee tatsächlich passiert ist. Ich selbst habe den Auftritt an einem See in der Nähe von Köln erlebt und gesehen, wie sich Neil Young, Billy Talbot und Frank Sampedro vor das Schlagzeug Ralph Molinas scharten, wie sie gleich Druiden die Köpfe zusammensteckten und sich der inneren Dynamik unendlich wirkender Improvisationen überließen, Neil Young in seiner weiten, knielangen Jeans, mit der er seinen jungen Anhängern aus der amerikanischen Grunge- und Independentszene die Reverenz erweist, vier ältere Herren, die die Stunden überlistet haben und so die ewige Jugend, nein, die Alterslosigkeit erreicht haben. Betrachte ich die Auswahl der Mitschnitte, die auf dem Live-Album vereinigt sind, muß ich den Schluß ziehen, daß Neil Young entweder selbst nicht in vollem Umfange erfaßt hat, welche Gnade ihm und den drei anderen da auf den Bühnen widerfuhr, oder daß er davor zurückgeschreckt ist, den Zustand in seiner Ganzheit auf CD zu bannen, mag er ihm zu wertvoll oder als einem Wohnzimmerpublikum unzumutbar vorgekommen sein. Jim Jarmusch dagegen hat den zeitlosen Moment sowohl erfaßt als auch vollständig zu bannen versucht. Daß sein Film über die *Year Of The Horse*-Tournee sensationell ist, spürte ich bereits, als mir eine italienische Bekannte berichtete, bei der Präsentation in Venedig sei das Kino nach zwanzig Minuten fast leergefegt gewesen. Ich kann nicht genau sagen, warum, aber als sie mir das erzählte – und sie sagte es im Tonfall dessen, der einen Freund schonend vom Erstrundenaus seines Fußballvereins oder der vernichtenden Reaktion auf seinen neunten unveröffentlichten Roman unterrichtet –, als sie mir schilderte, wie das Biennale-Publikum, das von Jim Jarmusch einen ordentlichen Kunstfilm mit Anspruch, Tiefgang und allem Pipapo erwartetet hatte, zunächst erstaunt, dann verständnislos reagierte

und sich bald schon ächzend abwendete, wußte ich, daß es ein guter, ein echter Film über Neil Young war. Und die Bestätigung fand ich, als ich endlich das Video ergatterte (den Film ins Kino zu bringen hatte kein Verleih auf sich genommen), die Kassette ins Gerät schob und gleich mit den ersten Bildern den Hinweis fand: »Made loud to be played loud – Crank it up!« Dieser Film, der wie fast alle Coverphotos von Neil Young unscharf und oft verwackelt ist, dessen Konzertsequenzen eher unauffällige, wenig bekannte Stücke dokumentieren und so langatmig, so phantastisch sind wie die Aufnahmen der Autobahnen, die Jim Jarmusch mit der Handkamera (»Proudly filmed in Super 8«, heißt es im Vorspann) vom fahrenden Bus aus gedreht hat, dieser Film ist, gerade indem er unfertig und stellenweise amateurhaft anmutet, punktgenau. An einer Stelle liest Jim Jarmusch Neil Young etwas vor, während Billy Talbot in der letzten Reihe zu schlafen versucht. Das war die Bibel, klärt Jim Jarmusch anschließend auf, das Alte Testament. Auf Neil Youngs fragenden Blick fügt er hinzu: »The Old Testament is where God is always pissed.« Neil Young denkt nach. »The Bible is quite a book, isn't it? I've never read it this way« (als ob er die Bibel je gelesen hätte). Er denkt weiter nach, dann kommt ihm eine Erkenntnis und eine Frage: »The Old Testament ist related to the New Testament. What is the difference between the Old Testament and the New Testament?« Jim Jarmusch erklärt es ihm, worauf Neil Young nach erneutem Nachdenken sicherheitshalber wiederholt, daß das Alte Testament in der Zeit vor Jesu Geburt, das Neue Testament hingegen in der Zeit nach Jesu Geburt spiele, und zu grübeln fortfährt. »Is God pissed, because he created man and man didn't turn out the way he wanted him to be?« fragt er dann, indes Billy Talbot sich in der letzten Sitzreihe aufrichtet, über die Rücklehne des Vordersitzes beugt, einen vernichtenden Blick auf die beiden Schwätzer wirft und sich wieder zurücklehnt. So könne man es interpretieren, antwortet Jim Jarmusch. Wieder denkt Neil Young nach. Er habe mal auf seiner Farm eine Reihe Bäume gepflanzt, die nicht so gerade gewachsen seien, wie er sich das vorgestellt hatte. Da habe er sie alle gefällt. »Er quält sie mit der Vernichtung, nachdem Er sie zuvor errichtet hat«, sagt ein Mystiker des

elften Jahrhunderts, und ein anderer sekundiert, nichts sei für die Geschöpfe verderblicher als der Schöpfer.

So lässig wie diese Szene ist der ganze Film. Neil Youngs Lieder sind so düster und besonders seine Stücke mit Crazy Horse solche Brecher, daß man ihn für einen dauerdepressiven Weltankläger halten könnte, doch beruhte der Schluß auf einem Mißverständnis. Wer düster denkt, muß nicht düster sein, im Gegenteil. Ich selbst bin von der Negativität des Großen und Ganzen völlig überzeugt, aber deswegen blase ich nicht täglich Trübsal. Die quälende Anstrengung, sich dem Unheil möglichst nicht zu verschließen, verwässert oder sublimiert sich nach einer Weile zu einer entspannten Schwermut, so ab dem 29. Lebensjahr, habe ich festgestellt, und erst recht, wenn man Vater wird. Andere haben das vor mir bemerkt.

Gustosamente ociosa la fe, paso bordeando mi vivir.

Paso con lentitud, como quien viene de tan lejos que no espera llegar.[2]

Gewiß ist meine Stimmung oft anthrazit und meine Weltsicht von nackter Verzweiflung durchdrungen, aber im Alltag gelingt es meistens, sich im Leben so einzurichten, daß es fast behaglich anmutet – und zwar eben, weil man es als Provisorium betrachtet, an das allzu hohe Ansprüche wie Gerechtigkeit, Versöhnung oder Freiheit zu stellen sich von vornherein verbietet. Wenn man es als Menschenschicksal begreift, aus der Bahn geworfen zu sein, läßt man sich nicht mehr von jedem Stolperstein aus der Ruhe bringen; wenn man es aufgegeben hat, seinen Frieden mit der Welt zu machen, fällt einem der innere Frieden leichter. Indem man zu den Waffen der Selbstironie und des Trotzes greift, versucht man das beste auf der Planke zu machen, die uns noch ein paar Jahre vorm Ertrinken rettet. Man übt sich in Demut und konzentriert sich darauf, hier und da aus der Zeit zu treten und so dem Tod doch noch ein Schnippchen zu schlagen. Nur als Fatalist gelingt es mir, weil ich mich meinem Schicksal anvertraue, es selbst in die Hand zu nehmen. Nur als Pessimist lasse ich mich durch die obligatorische Enttäuschung nicht davon abhalten, weiterhin nach Gerechtigkeit, Versöhnung oder Freiheit zu streben, habe ich doch die Vergeblichkeit von Anfang an einkalkuliert. Nur als Unkenrufer bin ich an guten Tagen wahrhaft fröhlich: Ich freue mich, falls es nicht so schlimm wie

befürchtet gekommen ist und wenn schon nicht die Welt, dann aber wenigstens doch mein eigenes Leben im Rückblick hier und da einen für unmöglich gehaltenen Sinn ergibt. An den anderen Tagen glaube ich eben dem Mystiker, der auf die Frage, wann der Mensch die Heiterkeit des Herzens erlange, erwiderte: »Dann, wenn er kein Herz mehr hat.« Von solchen metaphysischen Einsichten abgesehen, habe ich beim Betrachten des Jarmusch-Films herausgefunden, daß Neil Youngs Tanzbewegungen ganz ähnlich den meinen sind, der ich mit meiner neugeborenen, von Blähungen geplagten Tochter das Arbeitszimmer durchmaß: Auch sein Oberkörper schwappt gleich dem Bug eines Ozeandampfers bei Windstärke zwölf nach vorne und wieder zurück, während die Füße in schweren Ausfallschritten die Bühne durchmessen und die Hände die Gitarre, wie ich seinerzeit meine Tochter, wiegen, als ruhe sie im Auge eines verlangsamten Hurrikans. Anscheinend löst das intensive Lauschen auf das Gitarrengewitter Neil Youngs spezifische, vielleicht sogar rituell zu nennende Bewegungen aus, die in ihrer Filigranität gewissen Einschränkungen unterworfen sind (»schwankend stolzieren wie ein betrunkenes Kamel«), aber in ihrer reduktiven Unmittelbarkeit dem aufgeschlossenen Balletttheater aufrührende Impulse geben könnten. Wenn schon nicht als Lebenskünstler, so haben wir womöglich als Tänzer eine Zukunft oder wenigstens als Gegenstände der Ethnologie, um nicht zu sagen der Zoologie (Gattung »Verrückte Pferde«).

Jim Jarmuschs Year Of The Horse hat nicht nur, was von einem Film über Neil Young erhofft werden durfte: albernen, selbstkarikierenden Witz, sondern strahlt aus, was von ihm, von Neil Young, am wenigsten zu erwarten war: Glück. Es vermittelt sich in der Musik selbst, in den verzückten Gesichtern der Musiker, aber ebenso in den Interviews, den Aufnahmen in der Garderobe, im Hotelzimmer oder im Supermarkt. Es vermittelt sich selbst in dem brutal zelebrierten *Tonight's The Night,* der Trauerhymne auf Bruce Berry und Danny Whitten, jene Bandmitglieder, die aus dem Drogenrausch nicht erwacht sind. Das Glück, das in diesem Mitschnitt, dieser »killer version«, als die es auf dem Videocover zu Recht angekündigt wird, und in einem Buch der von Neil Young Getöteten nicht

unerwähnt bleiben darf, das Glück, das hier durchscheint, ist ein kathartisches; es nimmt alles Gelebte in sich auf und hält dem Unglück stand – »all my changes were there«. Im Film taucht Paul McCartney kurz auf, wie er backstage Blumensträuße verteilt, und man muß nur sein Gesicht neben dem von Billy Talbot sehen, um zu verstehen, was Rock 'n' Roll ist, die beiden zusammen, das ist, als hätte der Superintendent des Kirchenbezirks Westfalen-Lippe Johannes den Täufer in seiner Wüstenhütte aufgesucht, um ihm das lila Band für besondere Verdienste zu überreichen. Da ist auch »Poncho« Sampedro, der als Berufsbezeichnung Komiker angibt und nur deshalb dem Herointod entkommen ist, weil Danny Whitten zuerst an der Nadel starb und er ihn ersetzen durfte, da ist der demütig gewordene Drummer Ralph Molina, der Seher unter den vieren, der die Toten aufzählt und über David Briggs spricht, ihren ewigen Producer, der kurz zuvor auf dem Sterbebett das »Jahr des Pferdes« ausgerufen hat, und Ralph Molina spricht über den Tod und daß die Freunde wie Fliegen sterben und er sich nichts wünscht, als in der verbliebenen Zeit noch möglichst viel »this Crazy Horse thing« zu machen, bevor sie selbst an der Reihe sind, und da ist Neil Young, »Neil Percival Young, guitar player in the band Crazy Horse«, als der er sich vorstellt. Die vier haben sichtlich wie hörbar gemeinsam einen Kreis durchschritten, Neil Young hat mit allen musikalischen Genres experimentiert, seine Kämpfe und Eitelkeiten ausgefochten, die »record company clowns« von Geffen besiegt, sein künstlerisches und persönliches Elend immer wieder neu durchlitten, seine Zelte jedes Mal abgebrochen, als es gemütlich zu werden drohte, die Epilepsie und das schwere Rückenleiden erduldet, zwei behinderte Kinder gezeugt, umsorgt und großgezogen, und er hat den zugedröhnten Danny Whitten aus der Probe geschmissen, den Gründer von Crazy Horse, mit ein paar Dollars fürs Essen, und der hat sich am nächsten Tag den Schuß gesetzt, und Kurt Cobains Abschiedsbrief bestand aus zwei Zeilen von *Rust Never Sleeps,* und im Konzert wiederholt er minutenlang den Halbsatz »When I picked up the phone«, ohne es bis zur Fortsetzung »and heard that he died, out on the mainline« zu schaffen, denn er ist niemand, der über die Toten hinwegkommt, die Getöteten, er ist sein Leben lang vorangeschritten, indem er von den Verlusten sang, beinah nie

von den Hoffnungen, er ist der rückwärtsgewandteste Voranschreiter der Rockmusik, Verlustrechnungen aufstellend, rennt er voran, um am Ende dort angekommen zu sein, wo er angefangen hat, sie stecken den Stöpsel ein und legen einfach los, blind, gedankenlos, auf sich und den anderen hörend, nur daß sie inzwischen, allem Kokettieren zum Trotz, atemberaubend gut zu spielen gelernt haben: *Und wir fingen an zu spielen, weißt du… wir haben einfach angefangen.* Im Vergleich zu den anderen großen Gitarristen ist das Spektrum dessen, was Neil Young mit dem Instrument anstellen kann, zwar immer noch schmal, aber das Besondere, das ihm die Saiten gewähren, hat er im Laufe der zwanzig, dreißig Jahre seit *Everybody Knows This Is Nowhere* zu solcher Vervollkommnung gebracht, daß auch Berufenere als ich es nicht genug lobpreisen können. So viel Gefühl preßt niemand aus einem einzelnen Ton heraus. Über ein Stück von Harvest hatte er gesagt, daß es eigentlich von seinem Glück erzähle, aber traurig klinge. Hier, in der »Nacht der Nächte«, da singt er mit schmerzverzerrtem Gesicht vom Tod, aber es klingt nicht traurig; so, wie er es singt, klingt es glücklich. Das meine ich, wenn ich sage, der Film strahle Glück aus. Es ist ein Glück, das keinen Schmerz betäubt, dem Leben nichts vergibt und keinen Verlust übersieht, ein Glück, das die Verzweiflung zum Zwilling hat.

Im Jahr des Pferdes haben Neil Young und Crazy Horse uns eine neue, eine andere Spielart des Ekstatischen beschert als die, die ein paar Jahre zuvor auf dem Kriegsalbum *Weld* aufgeblitzt war: Sie ist nicht weniger laut, aber weniger spektakulär, nicht langsamer, aber losgelöst; sie ist nüchterner, fließender, in ihren Strukturen noch offener, durchaus auch eintöniger und für den Unempfänglichen empörend langweilig. Um noch einmal den Refrain seines populärsten Stückes aufzugreifen: Neil Young und Crazy Horse sind auf dieser Tournee ins Auge des Hurrikans vorgedrungen. »Der Rausch ist der Spielplatz der Kinder, aber Nüchternheit ist das Todesfeld der Männer«, lehren die Meister unter den Sufis, und von den Propheten ist überliefert, daß der Akt der Offenbarung sie mit der Zeit äußerlich immer weniger erschüttert hat. Für den Mystiker Dschunaid ist die »zweite Nüchternheit«, in welcher der Mensch seiner selbst gewahr wird als jemand, der in Gott ist, der vornehmste Zustand. Auf die Frage, weshalb er beim

Hören von Poesie oder Musik anders als früher keine Regungen mehr zeige, rezitierte er den Koranvers: »Und du siehst die Berge, die du für unbeweglich hältst, wie Wolken davongehen: Werkstellung Gottes, der gefügt hat jedes Ding, und Er ist kundig eures Tuns.« Der Zustand der größtmöglichen Erregung schlägt in vollkommene Ruhe um, aber diese Ruhe ist erfüllt, die Erregung nicht verflogen, vielmehr in ihre Mitte zusammengezogen, als seien die tausend Pinselstriche eines Gemäldes auf einen einzigen Punkt konzentriert oder die Flutlichter aller Fußballstadien auf einen Quadratmillimeter Rasen.

Ein musikalischer Ausdruck für die Ruhe wäre die Stille oder ist *Arc*. Man kann sagen, daß *Arc* ausschließlich aus Lärm besteht, man kann es aber auch für das leiseste Album halten, das Neil Young oder überhaupt ein Rockmusiker je produziert hat: Es bringt die Leere zum Klingen. Gleichzeitig mit *Weld* erschienen, ist das Album eine ausgefeilte Collage aus den minutenlangen Rückkopplungen, schrammenden Glissandi und verzerrten Anfangs- und Schlußakkorden derselben Tournee. Fünfunddreißig Minuten lang hört man nichts anderes als kreischende, aufheulende Gitarren, wilde Schläge auf den Baß und das Trommelfeuer des Schlagzeugs, kein Rhythmus, keine Melodie, kein Thema, keine Stimmung, nur harten, metallenen Krach. Neil Young hat *Arc* immer als Summe seines Schaffens betrachtet, und tatsächlich scheint das Album alle seine je produzierten Töne zu vereinen, sie wie in einer Implosion in einem einzigen Ton zu sammeln. Anfangs will man noch assoziieren, man stellt sich einen Krieg oder die Apokalypse vor, denkt an ein startendes Überschallflugzeug, das nicht abzuheben vermag, oder meint, einem »Autounfall in Zeitlupe« beizuwohnen, wie ein Kritiker schrieb. Aber die Bilder stellen sich rasch als beliebig heraus und verziehen sich nach und nach, da die Töne von solcher Allgemeinheit sind, daß sie alles bedeuten und damit nichts. Übrig bleibt der reine, bloße Klang. Das Bilderverbot, musikalisch gedeutet, ist *Arc*. Einige tonale Andeutungen trifft man wohl, einzelne Stücke sind zu erkennen, hier und da verliert sich eine Zeile Gesungenes in das Werk, aber insgesamt oder mindestens in den stärksten, dichtesten Passagen hört man vor lauter Tönen nichts. Wenn das unverhüllte Licht, wie die Sufis sagen, absolute Schwärze ist und die

Erkenntnis der absoluten Existenz die Erkenntnis des absoluten Nichts, dann ist die reine Stille der absolute Krach. Nicht an die Apokalypse gemahnt *Arc,* wenn schon an ihr Danach oder das Davor der Schöpfung.

Ich gestehe, *Arc* noch nicht oft in voller Lautstärke und Länge gehört zu haben. Die Komposition erfordert einen Grad der Konzentration, den aufzubringen ich selten die Muße und Kraft habe. Das letzte Mal jedoch, als ich die CD aufgelegt habe, bin ich eingeschlafen. Es war hellichter Tag, ich lag auf dem Teppich meines Arbeitszimmers, den dicken Sennheiser auf den gespitzten Ohren. Ich fühlte mich ausgeruht, körperlich und geistig bei Kräften, keineswegs müde, und bin dennoch eingeschlafen. Nicht daß der Lautstärkeregler nach links gerutscht wäre: Das nicht abhebende Überschallflugzeug mag zur Versinnbildlichung der musikalischen Botschaft nicht taugen, aber als Hinweis auf die Dezibelzahl, die ich meinen Ohren zumutete, bietet es durchaus einen Anhalt: Ich rechnete jede Sekunde damit, daß mein Trommelfell platzen würde. Und doch hat mir die Musik eine Ruhe beschert, von der Esoterikplatten nur träumen können. Ich merkte, wie nach und nach alle Gedanken verschwanden, sich alle Bilder verflüchtigten, alle Gefühle aufhörten, ich nahm wahr, daß ein Gegenstand nach dem anderen mein Bewußtsein verließ und nur der nackte Sound zweier elektrischer Gitarren, einer Baßgitarre und eines Schlagzeuges, die Essenz des Rock 'n' Roll übrigblieb, ich spürte, wie ich mich von allem Festen löste, wie ich leer wurde, bis ich am Ende bloß noch die Leere spürte. Daß die Klänge von *Arc* nichts bedeuten, ist ihr Geheimnis: Nach dem Erleben des Mystikers wurde Dschunaid gefragt. »Die Farbe seines ursprünglichen Zustandes ist die Farbe des Wassers«, antwortete er. Dieser Zustand der gefühllosen Empfindung aber ist vermutlich der entspannteste, der einem Menschen zuteil werden kann; womöglich nimmt er den Tod voraus. So nickte ich ein.

Ich erwachte mit dem ersten Beat. Gegen Ende von *Arc* steht für kurze Zeit ein echter Beat. Obwohl auf zwei, drei Noten reduziert, ist es doch erkennbar das Gerüst von *Tonight's The Night,* das sich aus dem Tumult erhebt, mithin ein richtig anständiger, treibender Beat. Sonst ist zunächst nichts zu hören, nur die beiden elektrischen Gitarren flimmern hier und da

am Horizont auf und verlöschen wieder. Physisch bewertet, ist es die mit Abstand ruhigste Passage von *Arc,* die einzige, die im herkömmlichen Sinne nach Musik klingt. Und ich erwachte. Ein paar Sekunden brauchte ich, um mich zu orientieren, dann unterschied ich konkrete Klänge, identifizierte den Rhythmus, assoziierte Formen und Bilder, der Gedankenstrom setzte ein. Die Zeitspanne, in der ich mich im Raum wiederfand, glich genau dem, was Neil Young beschrieben hatte: Ich will nicht von Angst sprechen, aber irritierend war sie schon, »die Erkenntnis, daß man sich vollkommen wohl fühlt… in dieser Leere«. Und dieser Schock brachte mich in die Realität zurück. *Arc* geht noch ein paar Minuten weiter. So jäh, wie er begonnen hat, wird der Beat von massiven Rückkopplungen abgelöst, aber für mich war das Erleben vorbei, oder besser gesagt: Ich konnte mich nicht davon losreißen, das Erlebte zu reflektieren. Ich hatte die Gegenwart verlassen.

Daß *Arc* gleich dem Wasser durchsichtig ist, hat sich mir bei einer anderen Gelegenheit bestätigt. Ich fuhr in einer Freitagnacht durch Köln, um meine Nichte und ihre Freundin von einer Fete abzuholen, und hatte die CD aufgelegt, so laut wie immer, wenn ich mit Neil Young allein bin. Alles verwandelte sich. Die Straßen, die Lichter, die Passanten, die beleuchtete und später die dunkle Autobahn, alles wurde zu einer Computersimulation, die Realität schien sich ausschließlich aus beweglichen elektronischen Signalen zusammenzusetzen – ich kam mir vor wie in einem Science-fiction, zu dem *Arc* die Filmmusik war. Es war dieselbe CD, die ich, im Arbeitszimmer liegend, mit geschlossenen Augen gehört hatte, und gleichzeitig eine völlig andere Musik. Dieses Mal trug sie Informationen, war jeder Klang konkret, entstanden Bilder, Stimmungen und Gedanken wie auf einem Trip, aus dem ich mich erst befreien konnte, als ich an die Seite fuhr, das Autoradio ausschaltete und mich zur Besinnung zwang. Die Bilder, Stimmungen und Gedanken sind nicht in *Arc* verborgen, sondern in der Wirklichkeit, die ich sah und deren Farbe die Musik annahm und sichtbar machte.

Den Laptop vor mir auf dem Klapptisch, sitze ich unter südlichen Sternen. Die Bücher, die Kopien, die CDs, den Discman, alles hatte ich mitgenommen, um im Urlaub diesen Text zum Abschluß zu bringen. Unmittelbar vor dem Abflug hatte ich meinen Job geschmissen, weil der Vorgesetzte es mir

gegenüber an Höflichkeit hatte fehlen lassen. Die Voraussetzungen, mich Neil Young zu überlassen, hätten günstiger also nicht sein können. Dennoch gelang es mir nicht, aus meinem Laptop mehr als ein paar Zeilen zu pressen. Das Gelb, dieses und jenes Blau und auch das des Meeres, das Weiß der Häuser und Rot der Dächer, das Salz in der Luft, die vielen zankenden und sich wieder vertragenden Kinder, sie fesselten mich in eine Natürlichkeit, die zu behaglich war, um noch etwas für die Sehnsucht Neil Youngs übrig zu haben. Aber heute abend habe ich das Bedürfnis empfunden, die Geräusche der Feiernden zu protokollieren. Von unserer eigenen Terrasse hallen das Gitarrenspiel, der Gesang und das rhythmische Klatschen der einheimischen Freunde herüber, die meinen Bruder – den Fußballbruder, nicht jenen bereits eingeführten Esoteriker – heute abend besuchen. Beide Brüder jaulen, die Schwägerin kreischt, alle Kinder sind glücklich. Vom Campingplatz trägt der Wind zu mir auf die hintere Terrasse ein Lied, das uns Staubkörner im Wind nennt. Wahrscheinlich macht auch das Meer Geräusche, aber das Babyphone ist ausgefallen. Mit den paar Zeilen aus *Round & Round,* die ich auswendig beherrsche, habe ich meine Tochter in den Schlaf gewiegt und die Gelegenheit zu einem Abgang genutzt, der längst aufgefallen und von meiner Frau entschuldigt worden sein dürfte. Mittlerweile kreischt man auch auf dem Campingplatz, auf dem immerhin nicht mehr vom Wind die Rede ist. Ich stehe auf und lege *Campaigner* in den Discman. Das Lied hätte ich aufnehmen und der Kündigung beilegen sollen, es hätte den Vorgesetzten und mich zu besseren, milderen Menschen gemacht, denke ich noch, bevor ich auf die Repeat-Taste drücke. Ich hätte dem Autoverkäufer damals sagen sollen, daß ich die Rasur ebenfalls nicht vertrage.

I am a lonely visitor
I came too late to cause a stir
Though I campaigned all my life towards that goal.
I hardly slept the night you wept (?)
Our secret's safe and still well kept (?)
Where even Richard Nixon has got soul,
Even Richard Nixon has got soul.

Wenn meine Tochter auf meiner Brust liegt, spüre ich ihr Herz pochen. Sie bettet ihren Kopf auf das Polster am Ausgang meiner Schulter und wendet den Kopf so, daß wir uns in die Augen sehen, woraufhin ihre Lider langsam wie zwei Ertrinkende auf den Grund sinken, in immer längeren Abständen hochschnellen, bevor sie mir glauben, daß ich immer für sie dasein werde, ewig. An manchen Tagen fährt sie mir sanft über die Wange, als streichele sie mich, vielleicht tut sie es. An ihrem Atem merke ich, daß sie schließlich eingeschlafen ist, er wird schwer und schwerer und haucht an manchen Tagen ein kaum vernehmbares Schnarchen aus. Wie klein sie noch ist: Das bißchen Luft, das durch ihre Nasenlöcher paßt, füllt ihren Körper beinah aus. Auf und nieder schwankt ihr Leib, derweil die eine Hand sich in den Spalt zwischen meinem Oberarm und meinem Brustkorb, die andere sich in meinen Hals gegraben hat, zwei Anker. Ich höre zu summen auf und spüre meine Tochter leben.

Daß ich Kinder haben wollte, wußte ich und hatte es schon fast vergessen. Daß es an der Zeit ist, entdeckte ich an einem deutschen Sommertag. Mein Fußballbruder und ich besuchten meinen Vater, der ein paar Tage zuvor am Herzen operiert worden war, eine schwere und gefährliche Operation, die er gut überstanden zu haben schien, so daß er bereits die Intensivstation verlassen hatte. Während der Operation waren meine Mutter und ich durch den Kurort gelaufen, in dem die Herzklinik liegt, jeder dem anderen Mut spendend, beide betend zu Gott, dessen Nähe ich verlangte, um die ich flehte. Zum angegebenen Zeitpunkt waren wir zur Klinik zurückgekehrt, hatten an der Pforte geklingelt, es hatte geraschelt, eine Frauenstimme hatte sich gemeldet, ich hatte ihr unser Anliegen erklärt, sie hatte uns kurz warten geheißen, wir hatten es wieder rascheln hören, dann hatten wir nichts vernommen und dann einen Pfleger, der uns mitteilte, daß die Operation gut verlaufen sei. Ich hätte die Sprechanlage der Klinik, den Kreis aus Punkten auf dem Stahl umarmen mögen. Mein Bruder und ich fanden die Tür zum Zimmer meines Vaters offen, doch kein Bett darin. Wir eilten zum Schwesternzimmer und erfuhren, daß mein Vater auf dem Boden seines Zimmers entdeckt und auf die Intensivstation verlegt worden sei. Glücklicherweise habe er nicht lange dort gelegen, eine Schwester, die

zufällig über den Flur lief, habe ein merkwürdiges Geräusch, ein gepreßtes Stöhnen vernommen und rasch die Zimmertür geöffnet. Wir rannten die paar Meter zur Intensivstation, klingelten, warteten endlose Sekunden, bis jemand die Tür öffnete, nannten unseren Namen und wurden sofort hinter einen Paravent geführt, der in der Vorhalle der Station aufgestellt worden war. Dort lag er unter Schläuchen, umzingelt von blinkenden, piepsenden Apparaten. Am oberen Ende des Bettes hielt ein Arzt einen DIN A4 großen Block in der Hand und wechselte leise, hektische Worte mit zwei Schwestern. Meine Mutter, die meinem Vater die Hand hielt, warf uns einen Blick zu, in dem *Helpless* geschrieben stand. Ich trat ans Bett. Mein Vater, der jede Schraube und jedes Marmeladenglas öffnen, der jähzornig werden und auch weinen, der niemals ermüden und selbst im Urlaub keine Minute stillsitzen konnte, mein stolzer, starker, ruheloser Vater war fahl geworden in diesem lächerlichen weißen Nachthemd, das man ihm angezogen hatte, obwohl es kaum die Knie bedeckte. Meine Mutter hatte sich wieder über ihn gebeugt, wiederholte inständig seinen Namen und streichelte ihn am ganzen Körper mit wilder Zärtlichkeit, wie ich sie zwischen den beiden nie gesehen hatte, nein, sie drückte und knebelte seine Haut, daß es mir angst machte. Da erst begriff ich, faßte seinen rasierten, von Einstichen punktierten, mit Kanülen bedeckten Unterarm und fror.

> Hospitals have made him cry
> But there's always a freeway in his eye
> Though his beach got too crowded for a stroll.
> Roads stretch out like healthy veins
> And wild gift horses strain the reins
> Where even Richard Nixon has got soul,
> Even Richard Nixon has got soul.

Als mein Bruder und ich gegen Abend das Krankenhaus verließen, hatte mein Vater überlebt. Ein wenig Farbe war in sein Antlitz zurückgekehrt, ein wenig Wärme in seine Adern, ein wenig Leben vor seinem Tod. Er hatte uns beinah lächelnd zugenickt und sich einen stillen Schlaf schenken lassen.

Nachdem ich meinen Bruder, den Fußballbruder, der Internist ist und den Tag erklären konnte, in seiner Neubausiedlung abgesetzt hatte, fiel ich in eine Trance, aus der ich erst hundert Kilometer später in den Armen meiner Frau erwachte. Ich weiß noch, daß wir in der Küchentür standen, ich kann mich an den weißen Küchentisch mit dem messingnen Stövchen erinnern und daran, daß Wachs auf das Holz gekleckert und getrocknet war, ich kann mich erinnern, wie ich mich selbst gefragt habe, weshalb mir die Wachsflecken auffielen, indes ich doch an meinen fahlen Vater dachte und endlich Rotz und Wasser heulte. Ich sagte meiner Frau nichts von der Erkenntnis, die sich einstellte, nachdem ich mir die Frage nach dem Wachs gestellt hatte, aber noch bevor ich dazu gekommen war, sie zu beantworten, der Erkenntnis also, die im Verlaufe einer zehntelsekundenwährenden Zeitlosigkeit zwischen zwei Gedankeneinheiten eintrat: daß meine Kinder einmal meinen Vater im Gedächtnis bewahren und deshalb bald zur Welt kommen mußten. Ich schuldete es ihm nicht weniger als ihnen.

Eines Tages hörte meine Tochter auf, Neil Young zu hören. Sie war müde und kratzbürstig. Ich spielte ihr *Pocahontas* vor, ohne sie zu besänftigen. Ich versuchte es mit dem *Borrowed Tune* und begriff, daß sie den ersten Schritt aus meiner Welt heraus getan hatte. Seitdem singe ich ihr die Lieder nur noch vor, immer wenn ich sie zu Bett bringe. Sie trinkt ihre Milch in meinem Arm, kuschelt anschließend ihren Kopf in die Kuhle zwischen meiner Schulter und meiner Wange, um sich von mir durchs Zimmer wiegen zu lassen. Haben wir den Vorsprung erreicht, von dem aus sie allein in den Schlaf gleitet, lege ich sie hin. Bevor ich sie zurücklasse und an der Tür ihren letzten Blick empfange, beuge ich mich über das Gitter des Kinderbetts zu ihr herab, schmiege mich an ihren Kopf und flüstere in ihr Ohr, daß ich sie liebe oder ihr süße Träume wünsche, daß sie mir einen großen Tag beschert hat oder wir morgen wieder den *Sugar Mountain* besteigen.

Oh, to live on Sugar Mountain
With the barkers and the coloured balloons,
You can’t be twenty on Sugar Mountain,

> Though you're thinking that you're leaving there too soon, you're leaving there too soon.

Später trete ich noch einmal ans Bett und sehe meine schlafende Tochter. Ich sehe Ohrenschmerzen und das Licht, das durch die blauen Vorhänge im Schlafzimmer meiner Eltern schimmert, ich sehe meine Eltern am Gitter meines Bettes stehen. Ich sehe mich dunkle Treppen bezwingen und ins Bett meiner Eltern legen, ich sehe meine Mutter »Küken« rufen und sie später lächelnd schimpfen, ich habe sie im Schlaf wieder getreten, ich sehe mich behaupten, sie habe getreten. Ich sehe meine Tochter an der Tür unseres Ferienhauses weinen und sie nach ihrem Großvater rufen, ich sehe meinen Vater im Auto sitzen, das ihn nach Hause bringt, ich sehe mich am Telefon ausmalen, wie sehr ihn seine Enkelin vermißt. Ich sehe die Freude meines Vaters und seinen Schmerz. Ich sehe meinen Vater sterben und meine Tochter auf einer Intensivstation klingeln, ich sehe mich unter Schläuchen begraben und von Apparaten umzingelt. Ich sehe das Leben nicht halten, was es meiner Tochter verspricht. Ich sehe den Tod bezwungen von ihrem Kind.

Vierzig Leben

Die Zustände nach der
»Erklärung der Standplätze der Reisenden«
von Khadje Abdollah Ansari (1005–1089):

Liebe
Eifer
Sehnsucht
Besorgnis
Durst
Verzückung
Angst
Verwirrung
Erstes Licht
Geschmack

Von der Hoffnung

Für Stefan Wild

Ein Freund meines Bruders, Dariusch Nikolai Oelmüller, Oelmüller mit Oe, so hieß er, weil er einen deutschen Vater und eine iranische Mutter hatte, die Wert darauf legten, daß sein Name auf alle Länder seiner Abstammung verwies und also auch auf Georgien, die Heimat seiner Urgroßmutter mütterlicherseits, die mitsamt ihrer Familie nach Teheran übergesiedelt war, wo sie Hadsch Mahmud Gharibpur, den Staatsbeamten im Dienste seiner kaiserlichen Majestät, kennenlernte, Dariusch Nikolai Oelmüller also, der 1962 als Siebenjähriger mit seinen Eltern nach Hamburg gekommen und dort im wohlhabenden Blankenese aufgewachsen war, hatte das Unglück, sich in eine Frau zu verlieben, die ihn nicht liebte, während er selbst mit einer anderen Frau verheiratet war, mit der er, so schien es wenigstens meinem Bruder, glücklich in Köln-Bayenthal zusammengelebt und drei Kinder gezeugt hatte, die jedermann mit ihrer Fröhlichkeit ansteckten, also kaum unter schwierigen Familienverhältnissen litten. Dariusch Nikolai verließ seine Frau und die Kinder, obwohl ihm die Geliebte keine Hoffnung machte, je auf sein Werben einzugehen, und suchte sich ein Appartement in Ossendorf, das zwei Straßen von dem ihren entfernt lag, in welchem er, just für seine so elegante wie kostspielige Erscheinung bekannt, zu verwahrlosen begann, nicht putzte, kaum aß. Da er, der im Direktorium einer Versicherung am Mediapark arbeitete und in absehbarer Zeit, so versichert mein Bruder, in den Vorstand aufgestiegen wäre, morgens immer seltener pünktlich im Büro erschien, wurde er zunächst von Kollegen angesprochen und vom Vorgesetzten beiseite genommen, dann zum

Psychologen geschickt und schließlich, nach mehreren Monaten geduldigen Zuredens, entlassen. Seine Eltern, die noch immer in Blankenese lebten, nahmen die Schwiegertochter und die Enkel bei sich auf und brachen, nachdem sie alles Erdenkliche unternommen und sogar, in der vagen Annahme, ihr Sohn sei Drogen oder einer Sekte zum Opfer gefallen, die Polizei eingeschaltet hatten, da brachen die Eltern mit ihm, ihrem einzigen Kind, das alle ihre Versuche, es zur Umkehr zu bewegen, schroff zurückgewiesen und sie in einem Maße respektlos behandelt hatte, wie es insbesondere für die Mutter nicht zu ertragen war, zumal sie Dariusch Nikolai ein Leben lang als liebevollen Sohn gekannt hatte, dessen Umgangsformen, Ernsthaftigkeit und Würde sie an ihren Großvater erinnerten, jenen Großvater, der gegen den Widerstand seiner Familie die georgische, also christliche Frau geehelicht und damit den slawischen Zweitnamen des Urenkels mittelbar verursacht hatte. Daß die Bemühungen noch seiner engsten Freunde, Dariusch Nikolai neben der offenen Abneigung seiner Geliebten auch deren intellektuelle Beschränktheit, ihr keineswegs hervorstechendes Äußeres, vor allem aber ihre moralische Verworfenheit vor Augen zu führen, nichts fruchteten, dürfte nicht mehr verwundern. Mochten die Unbedarftheit ihres Denkens und übrigens ebenso ihres Geschmackes wenigstens zum Teil ihrem allzu jungen Alter geschuldet sein, konnte zudem sein begeistertes Urteil über ihr Aussehen und also über die Attraktivität ihrer zwar nicht übermäßigen, jedoch unübersehbaren Fülle mit subjektiven Empfindungen erklärt werden, so gaben die charakterlichen Eigenschaften, die sie im Umgang mit ihm an den Tag legte, tatsächlich Anlaß zu größter Sorge. Die junge Frau beließ es nicht dabei, ihn abzuweisen, sondern schien sich einen regelrechten Spaß daraus zu machen, ihn zu demütigen, ja ihn öffentlich bloßzustellen. So hieß sie ihn zweimal die Woche in ihre Wohnung kommen, damit er dort putzte, bügelte und anschließend die Dinge einkaufte, die sie auf einem Zettel zu notieren pflegte, bevor sie selbst mitsamt seines Portemonnaies Schallplattenläden, Parfümerien oder die teuersten Boutiquen der Stadt aufsuchte. Von einem seiner Freunde zur Rede gestellt, brüstete sie sich damit, daß Dariusch Nikolai ihren gemeinsamen Urlaub mit dem Freund finanziert und sich sogar für die Postkarte bedankt

habe. Ja, sie hatte einen Freund, einen großgewachsenen Italiener im gleichen jugendlichen Alter, der sich meist mit schwarzer Lederjacke und schwarzen Jeans kleidete und gelegentlich Betriebswirtschaft an der Universität Köln studierte, also im Unterschied zu ihr immerhin sporadisch einer Beschäftigung nachging. Ein Bekannter meines Bruders sah die drei in der Ehrenstraße, dem Einkaufsboulevard im Dreieck von Rudolfplatz, Friesenplatz und Neumarkt, der insbesondere eine junge Klientel anzieht, Dariusch Nikolai zwei Meter hinter der Geliebten und ihrem Freund mit Papiertüten bepackt; er muß gepflegter ausgesehen haben, als ihn mein Bruder zuletzt angetroffen hatte, er hatte sich rasiert, die Haare bürstenartig geschnitten und trug Kleidung, die neu aussah, allerdings nach Aussage des Bekannten seinem Alter auf groteske Weise widersprach, pfeilspitze Tanzschuhe, eine silbern glänzende Hose, ein feuerrotes Jackett über dem rüschenwerfenden weißen Hemd.

Das war vor vier Jahren. Letzte Woche traf mein Bruder auf dem Nippeser Markt Dariusch Nikolai Oelmüller, der beinah wie früher aussah, als er sich noch nicht in die Frau verliebt hatte, die ihn nicht liebte. Wohl waren seine einstmals pechschwarzen Haare fast vollständig ergraut, wirkten das dunkle Sacko leicht abgetragen und die Schuhe ungepflegt, doch trug er die luftigen Locken genau wie früher halblang und mit eben jenem angedeuteten Seitenscheitel, der damals seiner Eleganz die lässige Note verliehen hatte. Dariusch Nikolai sagte meinem Bruder, er wohne noch immer in dem Appartement in Ossendorf, habe es jedoch aufgegeben, um jene Frau, wenngleich er sie weiterhin liebe, zu werben oder sie auch nur zu sehen. Als Sachbearbeiter habe er vor einigen Monaten angefangen, in der alten Versicherung zu arbeiten, und habe Signale erhalten, recht bald befördert zu werden, falls er es an Engagement nicht mangeln ließe, wenngleich ihm klar sei, daß er nicht wieder an jene Position gelange, die er bei seiner Kündigung innegehabt hatte. Seine Frau habe einen anderen Mann geheiratet und es bislang vermocht, ihm das Wiedersehen mit den gemeinsamen Kindern zu verwehren – allerdings, so räumte er ein, seien seine bisherigen Anstrengungen auch zu zaghaft gewesen, er habe nicht einmal herausgefunden, wo genau sie wohnten. Doch sehne er sich nach den

Kindern und wolle sich nicht mehr mit der telefonischen Auskunft abfinden, wonach sie es ablehnten, ihn zu sehen. Er könne sich das nicht vorstellen. Seine Mutter sei vor drei Jahren gestorben, und sein Vater weigere sich bislang, ihn zu empfangen, da er ihm vorwerfe, für ihren Tod verantwortlich zu sein. Er hoffe aber, ihn, der in seinem hohen Alter doch wohl allein lebe, noch umzustimmen, und werde sich künftig ernsthafter als bisher darum bemühen. Dariusch Nikolai Oelmüller lehnte die Einladung meines Bruders auf einen Kaffee mit der Entschuldigung ab, er müsse zurück ins Büro, da seine Mittagspause zu Ende sei. Mein Bruder sagte ihm, er würde sich freuen, ausführlicher mit ihm zu sprechen, und fragte, ob er noch seine, meines Bruders, Telefonnummer besitze. Dariusch Nikolai antwortete, er habe die Telefonnummer selbstverständlich in seinem Adreßbuch stehen und hoffe, sich recht bald einmal zu melden.

Von der Liebe

Zur Hochzeit von Turandocht Schlamminger
und Götz Freiherr von Arnim

Um die Opfer zu rechtfertigen, die sie ihren vier Kindern gebracht hat – den Abbruch des Literaturstudiums, die Auswanderung in das immer noch ungeliebte Deutschland, die das Verhältnis zu ihren eigenen Eltern zerrüttet hat, aber den Kindern eine bessere Zukunft versprach, die zarten Stücke des Fleisches, die sie ihnen bis heute auf die Teller mogelt, um nur drei von unzähligen Beispielen anzuführen, die selbst ich täglich beobachte –, verweist unsere Nachbarin, die montags auf unsere Tochter aufpaßt, auf die inzwischen weltweit gerühmte Meisterschaft, zu der es ihr Onkel zweiten Grades, Feridoun Zandschi, auf dem Santour gebracht hat, der iranischen Form des Hackbretts, wie es irreführender auf Deutsch nicht heißen könnte, weil das Spezifische des persischen Instruments gerade in der Filigranheit seiner tausendwirkenden Saiten liegt, auf denen die federleichten Stöcke der Meister in so schneller Folge aufsetzen, daß sie so unsichtbar sind wie der Flügelschlag des Kolibris. Das Schicksal Zandschis entschied sich im Alter von siebzehn Jahren, als ihm sein Lehrer, ein weithin vergessener Musiker und Mystiker namens Asghar Scharafeddin Neymatollahi, vorhielt, auf die eigene Wirkung zu schielen, statt sich geduldig, in tausendsaitigem Gehorsam, den Nuancen des Instruments zu überlassen, mögen sie den gemeinen Hörer langweilen, da er sie nicht mehr zu unterscheiden vermag. Obwohl der Lehrer ihm über Monate hinweg ins Gewissen redete, der Verantwortung gerecht zu werden, die Gott ihm mit der überragenden Begabung verliehen habe, hörte der junge Feridoun nicht auf, Kunststücke

zu proben, um bei den Auftritten nach Beifall zu heischen, ja, er begann sogar, sich lustig zu machen über die Mahnungen des Lehrers, die seinem Neid geschuldet seien. Freilich brachte er den Spott nicht in Worten zum Ausdruck – das zu wagen war undenkbar in jenen Beziehungen zu einem Meister –, sondern deutete bloß halb ängstlich, halb verwegen an, die Stirn in Falten zu legen, wann immer der Tadel ihn traf, aber Neymatollahi verstand.

Inmitten einer Übungsstunde, in der sich Feridoun wieder einmal zu musikalischen Pirouetten verstiegen hatte, fragte der Lehrer ihn schließlich, wie er ernstlich behaupten könne, die Musik zu lieben, wo er doch der Welt verhaftet sei und dem Lohn, den sie biete. So wie Ihr, erkühnte sich Feridoun und wollte sagen, daß auch der Lehrer am Ende nach diesseitiger Anerkennung strebe. Wie ich? fragte der Lehrer, erhob sich und verließ, den ersten Satz des islamischen Glaubensbekenntnisses auf den Lippen, den Raum. Begleitet von einem dumpfen Schlag, schrie er hinter der verschlossenen Tür kurz auf, um bleich in den Übungsraum zurückzukehren, dem Schüler die bluttriefende linke Hand entgegenstreckend, an der die drei mittleren Finger abgeschnitten oder, wie sich herausstellte: abgehackt waren, abgehackt wie auf einem Hackbrett, wie ich nicht umhin konnte zu denken, als ich Feridoun Zandschi vergangenen Monat in einem Konzert hörte, das der Westdeutsche Rundfunk in der Kölner Philharmonie veranstaltet hatte. Ich konnte nicht aufhören zu denken, daß sich das Wunder seines zweieinhalbstündigen Spiels der Liebe Asghar Scharafeddin Neymatollahis verdanke, der Liebe nicht etwa zu seinem Schüler, einem Menschen, sondern zum Santour, das ihm göttlich war und daher höher als das Menschliche, der Liebe des Lehrers also zu Gott, den er im zirzensisch feinen, aber eben von Liebe noch zu durchtränkenden Spiel des Schülers reiner manifestiert zu hören hoffte, als er es seinen eigenen Händen je zutraute. Ich konnte nicht aufhören, an Asghar Scharafeddin Neymatollahi zu denken und daran, daß selbst das Santour zum Hackbrett werden müsste, damit es kein Hackbrett mehr sei, ja, ich konnte die bluttriefende Hand nicht aus meinem Kopf vertreiben und bildete mir gar ein, sie selbst sei es, die bluttriefende Hand des Lehrers, die acht Stuhlreihen unter mir in der Kölner Philharmonie den

linken Stab seines Schülers führte, bis die Musik mich schließlich so entrückte, daß ich an kein Blut und kein Hacken, an nichts mehr dachte und auch nicht bemerkte, wie die Tränen meiner Nachbarin, die uns die Karten besorgt hatte, auf den Boden trieften, weil jeder einzelne der wimpernschlagschnellen Schläge auf das Hackbrett so himmlisch leicht und zugleich schmerzgetränkt war, daß es ihr das Herz zerriß, zerhackte, wie mir unsere Nachbarin am darauffolgenden Montag zu verstehen gab, um zu erklären, warum sie ihr Literaturstudium abgebrochen habe und ins ungeliebte Deutschland gezogen sei, wo sie den längst erwachsenen Kindern bis heute die zarten Stücke des Fleisches auf die Teller mogele.

Von der Anmut

Seit Tagen geht mir eine dreiunddreißigjährige Architektin aus der nordjapanischen Stadt Asahikawa nicht mehr aus dem Kopf, die sich mir vorstellte, als mich ein japanischer, aus dem südlich gelegenen Fukooka stammender Freund, der vor Jahren mit mir gemeinsam Spanisch in Buenos Aires studiert hat und heute bei einer japanischen Konzernvertretung in Düsseldorf arbeitet, auf seinem privaten Computer in Mettmann durch japanische Internetseiten führte, um die globale Simultaneität neuerer kultureller Prägungen vorzuführen, über die wir uns beim Abendessen unterhalten hatten. Die virtuelle Reise brachte uns auch in sogenannte Chaträume, von denen einige dezidiert erotischen Themen vorbehalten waren, was ich nur aufgrund seines Hinweises erkannte, da sie sich nicht durch bestimmte Abbildungen oder anzügliche Zeichen auswiesen. Mein Bekannter übersetzte mir, soweit es ihm sein leidliches Deutsch erlaubte, die eine oder andere Stellungnahme, die seine These zu bestätigen schien, daß Japaner spätestens in einem erotischen Chatraum die anmutige Distanz ablegen, die ich immer mit ihrer Kultur identifiziert habe, und sich in der Wortwahl, den sogenannten Nicknamen und sogar in der Syntax nur unwesentlich von einem englisch- oder deutschsprachigen Chatpartner unterscheiden. Man wird überrascht, vielleicht sogar befremdet sein, wenn ich hinzufüge, daß es mir nicht unmöglich war, den japanischen mit dem diesbezüglichen deutschen Diskurs zu vergleichen, da ich den Reiz des Chattens, den zu erläutern anderswo der Ort ist, schon bei anderer Gelegenheit kennengelernt und dabei auch solche virtuellen Räume betreten habe, die sich dem Sexuellen im engeren, nicht durchweg appetitlichen Sinne widmen. Eben weil ich über eine gewisse Vertrautheit mit dem hiesigen

Jargon verfüge, war ich während der Führung meines Bekannten durch den japanischen Teil des World Wide Web, die schließlich unser Gespräch über kulturelle Aspekte der Globalisierung zum Anlaß hatte, neugierig geworden, ob Japaner sich innerhalb eines Chatraums prinzipiell anders als Deutsche artikulierten, und so fragte ich ihn zunächst allgemein nach der Existenz japanischer Chatgemeinden, die er bejahte, ohne auf Anhieb Näheres berichten zu können, da er trotz der Ferne von der Heimat noch nicht auf die Idee gekommen war, im Internet mit Japanern zu kommunizieren, die er nicht kannte. Mittels einer Suchmaschine machte er bereits nach Minuten eine Website ausfindig, auf der wir wie von selbst in jenen Bereich gelangten, der auch in Japan Minderjährigen verboten, aber nicht verwehrt ist.

Nach kurzen Einblicken in Diskussionen, die unterschiedlichen homosexuellen und sadomasochistischen Praktiken gewidmet waren, richteten wir es uns bei einer neuen Flasche Rotwein in einem Raum ein, der dem japanisch transkribierten, aber aus dem Englischen entlehnten Namen zufolge die Interessenten realer Verabredungen zusammenführte. Wohl wegen der ungünstigen Ortszeit, auf die mich mein Bekannter hinwies, herrschte nicht eben Hochbetrieb, doch genug, um aus seinen willkürlichen Übersetzungen unter anderem zu erfahren, daß für die folgende Nacht an einem bestimmten Rastplatz der Autobahn von Kagoshima nach Kumamoto einiges zu erwarten war. Ein junger Mann, der sich das japanische Wort für eine brennende Zigarette zum Pseudonym genommen hatte (ein deutscher Chatter würde vermutlich Glimmstengel sagen, aber ich vergaß zu fragen, ob das japanische Wort ebenfalls der Umgangssprache angehört), suchte für die nämliche Nacht eine ältere, vorzugsweise verheiratete Partnerin gleich welchen Aussehens in der Region Koriyama, während *Juri17* aus Nobeoka uns vergeblich auf eine Website aufmerksam machte, auf der live eingespielte Bilder von ihr zu sehen wären. Anders als in den deutschsprachigen Chaträumen, an die ich mich erinnere, schienen sich nur wenige Chatter zu kennen; sie unterhielten sich über ihre momentane Stimmung, ihre Neigungen und körperlichen Vorlieben (auffällig oft unter Nennung von Zentimeterangaben, denen in Japan entgegen dem Klischee

eines spirituellen Ostens offenbar eine größere Bedeutung beigemessen wird als bei uns). Die meisten betrachteten den Raum als bloße Kontaktbörse, ohne daß uns der Erfolg ihres Werbens einsichtig geworden wäre, da die Interessenten sich ähnlich wie in Deutschland kaum im allgemeinen Chatraum gemeldet, sondern die Möglichkeit genutzt haben dürften, einen privaten, für die übrigen Chatter also nicht zu verfolgenden Dialog mit dem Annoncierenden zu beginnen.

Als mein Bekannter mir zum Spaß vorschlug, einen Satz zu nennen, den er übersetzt in den Chatraum stellen würde, konnte ich einerseits der Versuchung nicht widerstehen, mich einmal im Leben als Japaner auszugeben, um ein lüsternes Wort mit einer denkbar fremden Frau zu wechseln, mit der ich nicht einmal die Sprache teilte, wollte andererseits jedoch vermeiden, mich als Lüstling bloßzustellen, so daß ich auf die eitle Geste verfiel, eine Zeile des ihm unbekannten Paul Celan abzuwandeln, nämlich zu fragen, ob jemand bereit sei, mich mit Schnee zu bewirten, worauf sich besagte Architektin, deren Pseudonym übersetzt etwas wie *Vorne und hinten* bedeutete, in einem privaten Dialogfenster nach der Stadt erkundigte, in welcher ich lebte. Von mir gebeten, eine beliebige Stadt zu nennen, tippte mein Bekannter Kyoto ein, worauf sie ihr Bedauern bekundete, wohnte sie doch in Asahikawa, einer hochgelegenen Stadt ganz im Norden Japans, wie mein Bekannter mich aufklärte. Ein kurzer Schriftwechsel entspann sich, in dem ich ihren Beruf, ihr Alter und ihren Familienstand erfuhr und mich selbst mit Hilfe meines Bekannten als gleichaltrigen, im Unterschied zu ihr jedoch ledigen Arzt vorstellte. Dann schrieb sie nach Aussage meines Bekannten, daß sie sich durch meine, von Celan geborgte Frage nach dem Schnee angesprochen gefühlt habe, weil dieser bei ihr zur Zeit meterhoch liege, und ging unvermittelt über zu ihrer Sehnsucht nach jemandem, den ihre Wangen liebkosen dürften, jemandem, der sich ihren Haaren hingebe, eine Auskunft, die bei uns in Mettmann allerhand Spekulationen hervorrief, wußten wir sie doch nicht mit der Drastik ihres Pseudonyms in Verbindung zu bringen. Ich bat meinen Bekannten, sie vorsichtig nach dem Widerspruch zu befragen, indem er sie besonders auf die Anmut ihres Begehrens hinwiese, was ihn einige

Überlegung kostete, bis er eine adäquate Übersetzung meines Anliegens fand. Sie antwortete nicht, sondern fragte ihrerseits, ob es mir prinzipiell möglich sei, kurzfristig zu ihr in den Norden zu fliegen, wo sie wegen einer beruflich bedingten Abwesenheit ihres Gatten zur Zeit allein die Kälte vertreibe. Ohne meine endgültige Reaktion abzuwarten, schrieb mein Bekannter, um mehr über die Architektin zu erfahren, daß ich prinzipiell bereit sei, mich heute noch ins Flugzeug zu setzen, falls unser weiteres Gespräch jenen Eindruck gegenseitiger Sympathie und gemeinsamer Wünsche verfestige, der sich mir bereits jetzt andeute. Nachdem ich beziehungsweise mein japanischer Bekannter also ihrer Lockung gefolgt und mit fast ausgestreckter Hand einen Schritt auf sie zugegangen war, rührte sich eine endlose Minute lang nichts auf dem Bildschirm meines Bekannten, bevor sich *Vorne und hinten* in einer Geste feenhafter Anmut unwiderruflich von uns abwandte: Sie schrieb, daß ich sie mit meiner prinzipiellen Bereitschaft, eigens für sie von Kyoto nach Asahikawa zu fliegen, glücklich gemacht habe, sie aber leider nicht antreffen würde, da – und hier gingen ihre Worte nach Aussage meines Bekannten in Verse über – ihr Schiff in See stoße, am Mast ein Segel wie von Ängsten geschüttelt; eine wundervolle Fahrt unter heiterem Himmel erwarte sie. Wenngleich er sich keineswegs sicher war, meinte mein Bekannter die Verse, die lateinisch zu transkribieren ich ihn bat, dem gleich Celan berühmten, mir dennoch zuvor unbekannten japanischen Dichter Kitahara Hakuschu zuschreiben zu können. Sooft wir die Architektin noch ansprachen, erhielten wir keine Antwort mehr, so daß wir bald schon wieder den Chatraum verließen, um auf Seiten der japanischen Winzervereinigung und des Verbandes der japanischen Fruchtsaftgetränkehersteller zu stoßen, bis ich meinen Bekannten mit Blick auf die Uhr – schließlich mußte ich mit meinem schiffgleichen Peugeot noch in die Hauptstadt des Rheins zurückkehren – darum bat, die Führung durch den japanischen Teil des World Wide Web für heute zu beenden, überzeugt von der globalen Simultaneität neuerer kultureller Prägungen und der Anmut einer dreiunddreißigjährigen Architektin, die sich den Namen *Vorne und hinten* gab, um sich vom Dichter die Worte *Ho wo kakete kokorobosoge*

no yuku fune no ichiro kanaschi mo uraraka nareba zu borgen, wenn die Transkription meines Bekannten stimmt.

Vom Gehorsam

Eberhard, Direktor einer Kölner Versicherung, hat im Zuge jener Mode, die beispielsweise Madonna darauf brachte, Gedichte des persischen Mystikers Rumi zu vertonen, letztens einen sufischen Workshop in Kanada besucht, auf dem sich einer der engsten Schüler des Ordensführers als der ältere Bruder des Konzerninhabers entpuppte, von dem bis dahin wenig mehr als die bloße Existenz bekannt war. Selbst Eberhard, der schon vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren in die Versicherung eingetreten ist und den Stammbaum der Gründerfamilie wie kaum ein anderer kennt, hatte lediglich gewußt, daß der Bruder in den sechziger Jahren dazu bestimmt gewesen war, die Leitung des Unternehmens zu übernehmen, es aber im Zuge oder womöglich erst nach der erfolgten Stabsübergabe zu einem Zerwürfnis mit dem Vater kam, der daraufhin den jüngeren Sohn zum Nachfolger ernannte. Was seither mit dem älteren Sohn geschehen ist, darüber hat es, weil bis zu seinem Tod weder der Vater noch der jüngere Bruder ihn je wieder erwähnt haben sollen, nur Gerüchte gegeben, wonach er sich entweder im Ausland oder in einer Nervenheilanstalt aufhalte.

In der Teepause zwischen zwei Tanzritualen klärte der ältere Bruder, der sich inzwischen Salim nennt, Eberhard darüber auf, 1966 die Anteilsmehrheit, die ihm bereits übermacht worden war, ausgerechnet einer trotzkistischen Arbeitsgemeinschaft geschenkt zu haben, die für den Vater, einen politischen wie persönlichen Freund Konrad Adenauers, nichts Geringeres war als eine Manifestation des Bösen. Noch am selben Tag, als der Vater von der Schenkung erfuhr, sei Salim unter Opiate gesetzt und mit einem Privatflugzeug in die zypriotische Ferienvilla der Familie gebracht worden, wo ihn die Eltern mit Hilfe von Leibwächtern in sanfter

Gefangenschaft hielten, bis er sich bereit erklärt habe, unter notarieller Aufsicht seinen Verzicht auf die Schenkung wie überhaupt auf den Anteil am Konzern zu unterschreiben. Weil der Vater naturgemäß einen Skandal vermeiden wollte, willigte er ein, das restliche Erbe des Sohnes vorzeitig auszuzahlen, falls dieser im Gegenzug die Aussage machte, von den Trotzkisten unter Drogen gesetzt worden zu sein, von weiteren Forderungen absah, ins Ausland übersiedelte und das Übrige den Anwälten überließ. In Pakistan, wo Salim nach einer Fahrt per Anhalter durch die Türkei und Iran den Sufismus kennenlernte, schloß er sich einige Jahre später dem Orden an, dessen Workshop in Kanada Eberhard besucht hatte.

Ins Gespräch gekommen sind Eberhard und Salim, als der Novize dem Vertrauten des Ordensführers gestand, daß er am Sufismus zwar alles unheimlich toll finde – eine hier wörtlich wiedergegebene Formulierung Eberhards, die geeignet ist, meine Bedenken gegen die westliche Esoterik gerade in ihren islamischen Färbungen zu nähren –, ihm allerdings der unbedingte Gehorsam schwerfalle, den der Meister, ein asketischer Greis aus dem Sindh, von seinen Schülern verlangte. Zur Antwort sprach Salim von der Lust, ausgerechnet seinem katholischen Vater zu gehorchen, dem bis zur Erbarmungslosigkeit strengen Freund Konrad Adenauers: Salim erzählte, wie er seinem Vater als Vierzehnjähriger bei einem Festessen den Stuhl weggezogen habe, damit dieser mit dem Gesäß zuerst zu Boden falle, nur um die beispiellose und daher nicht auszurechnende, zugleich bang und lustvoll erwartete Strafe zu erfahren. Weil der Vater, der Jähzorn für eine Schwäche, Strenge dagegen für ein notwendiges Opfer der Gerechtigkeit hielt, nicht in Erwägung zog, daß sein Sohn aus Absicht gehandelt habe, beließ er es bei einer Ermahnung, statt ihn in der erwartet unauszurechnenden Härte zu bestrafen.

Aus der Fassung gebracht habe Salim den Vater erst, als er den Beweis erbrachte, daß sein Ungehorsam nichts anderes wollte, als den Vater herauszufordern, den Gehorsam einzuzwingen. Dafür habe er die Familienbibel mit farblosem Sirup befleckt und, zur Rede gestellt, gelogen, durch die Lektüre des Kreuzgangs so erregt worden zu sein, daß sich sein Samen just über dem Heiligen Buch ergossen habe. Mochte Salim seinem

Bedauern auch unter Tränen Ausdruck geben, konnte der Vater die Absicht nicht mehr übersehen, so daß er dem Sohn nach der Stockstrafe befahl, dreimal täglich, morgens vor dem Frühstück, nach der Schule und vor dem Abendbrot, vierzig Tage lang alle Stümpfe und abgestorbenen Bäume – und ausschließlich diese – im hauseigenen Park und in der gesamten Nachbarschaft zu gießen, eine Sanktion, die Eberhard mit Hinweis auf die katholische Erziehung des Vaters erklärte, sei sie in Klöstern üblich gewesen oder vereinzelt noch immer üblich. Niemals in seiner Jugend habe Salim sich freier gefühlt als während dieser vierzig Tage, da er pünktlich zu den festgelegten Stunden, morgens, mittags und abends, den Wasserkanister mit Hilfe einer Schubkarre durch die Nachbarschaft fuhr und die Stümpfe mit unbedingter Gewissenhaftigkeit tränkte, als könne er die Bäume dadurch wahrhaftig zum Leben erwecken. Gerade weil er, so habe Salim gesagt, dem Vater durch die sinnlose, sinnlos sein sollende Tätigkeit absolut gehorchte, weil er also etwas tat, was keinen anderen Sinn hatte, als dem Vater zu gehorchen, fühlte er sich frei, befreit vom eigenen Wollen und zugleich dem eigenen Vater überlegen, der gezwungen war, sein Wollen auf ihn, den Sohn zu richten, gezwungen, sein Tun zu reflektieren und vor sich und den Nachbarn selbst zu verantworten, vielleicht sogar gezwungen, sich dem Sohn gegenüber schuldig zu fühlen oder jedenfalls unwohl. So sei paradoxerweise Salim es gewesen, der dem Vater seinen Willen aufzwang, indem er sich dessen Willen bedingungslos unterwarf. Vielleicht mag es unpassend wirken, vielleicht paßt es mit Blick auf Salims Konversion aber auch recht gut, wenn ich an dieser Stelle auf das Wort Islam verweise, das nichts anderes als Hingabe oder Unterwerfung bedeutet und nach mancher Lesart anzeigen will, daß Individuation – und also Freiheit vor Gott – gerade in einem Akt der freiwilligen Selbstaufgabe zu gewinnen sei und das wahre Selbstbewußtsein unter den Menschen die Demut gegenüber einem Höheren voraussetze, wie es sich im islamischen Ritualgebet verkörpert, in dessen Verlauf der Muslim sich abwechselnd niederwirft und die Hände ausbreitend aufrichtet, aber davon ahnen die sufischen Direktoren und singenden Madonnen natürlich nichts, hat doch ihr Sufismus nicht viel mit der Arbeit zu tun, die der Islam gerade in seiner mystischen Prägung vom Gläubigen

verlangt. Tatsächlich zu tun hat solcher Gehorsam, speziell wo er das Moment der Entblößung einschließt, aber auch mit Lust, wie Salim richtig bemerkt haben soll, ja, nach den Angaben Eberhards ging Salim noch viel weiter, als ich es je wagen würde, indem er gestand, auf seinen drei täglichen Rundgängen mit der Gießkanne jene sexuelle Erregung gespürt zu haben, die er bezüglich der Bibellektüre nur behauptet hatte. Die Freiheit, die ihm jene vierzig Tage des Gehorsams verschafft hätten, sei so herrlich gewesen, daß er danach alles dafür gegeben hätte, sie noch einmal und nun für immer zu erleben. Sechzehn Jahre dauerte es, sechzehn Jahre hielt Salim still, bis er als Konzernerbe inthronisiert und dadurch endlich in der Lage war, den schlimmsten Affront, den er sich vorstellen konnte, gegen den Vater zu verüben. Schön sei das gewesen, wie er halb in Trance an Bord des Privatflugzeugs geleitet worden und in die Luft gestiegen sei, wie auf Wolken habe er sich gefühlt und war es ja tatsächlich, schwerelos, willenlos, gedankenlos. Mit ebensolcher Lust, mit der er vierzig Tage lang die Baumstümpfe begossen hatte, fügte er sich in die Verbannung, die ihn durch Zufälle oder, wie Salim es genannte hatte, aufgrund der Fügung des Allbarmherzigen nach Pakistan führte, wo er Reichtum erlangt habe in der Armut und den Gehorsam erlernt fünfmal täglich im Gebet.

Von der Vernunft

Wilhelm Goubeaud, der in unserer Kneipe fast jeden Sonntag um sechs Martin Majunke, Guido Bär oder einen der anderen Jungs zum Backgammon trifft, erzählte mir nach einem knappen, aber eben deshalb um so glänzenderen Sieg über den Champion des benachbarten Teehauses, daß seine größte Lust darin bestehe, in möglichst heiklen Situationen ausnahmsweise ein unvertretbares Risiko eingegangen zu sein, das gegen alle Vernunft belohnt wird. Als Beispiel nannte er eine Situation, in der er durch einen gefährlichen Zug versucht, den bereits sicheren Punktgewinn zu verdoppeln, wofür das Spiel gewonnen sein muß, bevor der Verlierer einen Stein vom Feld genommen hat. Risiken einzugehen sei keineswegs grundsätzlich falsch oder Zeichen intuitiven Vertrauens; man müsse nur abwägen, ob der mögliche Vorteil groß genug sei, um im Verhältnis sowohl zu der Wahrscheinlichkeit als auch gleichzeitig zu der Tragweite des Mißlingens zu bestehen, wobei zusätzlich die Spielstärke, Spielweise und wahrscheinliche Reaktion des Gegners in Erwägung zu ziehen seien, denn immer bestehe die Kunst darin, die Strategie des Gegenübers zu durchkreuzen, zum Beispiel indem man seine Steine plötzlich bewußt schlagen lasse, wenn der andere gerade glaube, zum Sieg durchmarschieren zu können. Genau betrachtet habe das nichts mit Risiko zu tun, sondern sei eine Frage der Statistik und der Genauigkeit, mit der man sie auf die Schnelle berechne, schließlich hielten nur Anfänger Backgammon für ein Glücksspiel, hingegen der Zufall bei den Meistern zwar die wildesten Kapriolen schlage, doch spätestens im Laufe zweier oder dreier Abende von der schnöden Mathematik eingefangen werde. Auch als rein rationaler Spieler, als der allein er auf Dauer Erfolg habe, könne er nicht umhin,

regelmäßig Züge zu spielen, bei denen die Aussicht, daß sie sich als erfolgreich erweisen, unterhalb von fünfzig Prozent liege. Zur Veranschaulichung entwarf Wilhelm auf dem Bierdeckel eine komplizierte Formel, die sämtliche Gesichtspunkte eines Zuges berücksichtigte: das Ausmaß und die Möglichkeit des potentiellen Vorteils in seinen verschiedenen Varianten, das Ausmaß und die Wahrscheinlichkeit des potentiellen Nachteils in seinen verschiedenen Varianten sowie den Gegner und die allgemeine Spielsituation (ob es früh am Abend ist, der Spielstand, seine Tagesform und die des Kontrahenten, ob Wilhelm in Gefahr gerät, das Limit des finanziellen Verlustes, das er sich an einem Abend setzt, zu überschreiten, und ähnliche Faktoren).

Gelegentlich aber, vielleicht alle vier Wochen einmal, erlaube er sich, der Logik zu entsagen und einen Zug zu spielen, bei dem die Wahrscheinlichkeit, daß er sich zum Schaden auswirke, zu hoch oder das Potential, einen Sieg zu forcieren beziehungsweise einen Rückstand in einen Vorteil zu verkehren, zu gering sei, einen Zug also, den er objektiv für falsch halten müsse und dennoch spiele, weil etwas ihm einflüstere, alle Bedenken fahrenzulassen, nicht mehr nachzudenken und einfach zu tun, wonach ihm der Sinn stehe – es sei nun einmal ein Spiel, sagte Wilhelm mit Nachdruck, kein Glücksspiel, gewiß, aber jedenfalls für ihn, der Backgammon als Berufung, aber nicht als Beruf begreife, eben doch ein Spiel, bei dem er im Unterschied zur Arbeit das Privileg nutze, sich nicht immer nur für das Richtige zu entscheiden. Natürlich ärgere er sich fürchterlich, wenn der Zug sich tatsächlich als das vorhersehbare Fiasko erweise, zumal der Geschmack für das Unvernünftige sich immer nur dann einstelle, wenn das Spiel auf der Kippe des Abends stehe, aber dafür sei die Freude, ja die tief empfundene Lust am Leben, am Dasein in gerade diesem Kneipenaugenblick unter seinen Freunden, zu denen er auch mich zählt, um so größer, wenn er gegen alle Vernunft recht behalte, und wenn er das Verhältnis zwischen dem Ausmaß und der Wahrscheinlichkeit des Ärgers in seinen verschiedenen Varianten einerseits und dem Ausmaß und der Möglichkeit der Freude in ihren verschiedenen Varianten recht bedenke und dabei auch die allgemeine Spielsituation berücksichtige (ob er dem Gegner einen unerwarteten Triumph wenn schon

nicht wünschen, so doch gönnen würde, ob die Aussicht bestehe, aus dem Handgelenk das Gelingen eines bis dahin mißratenen Abends zu zaubern, der durch ein weiteres Desaster kaum noch zusätzlich eingetrübt werden könne, allerdings auch, ob er in Gefahr gerate, das bereits angesprochene Limit des finanziellen Verlustes zu überschreiten), wenn er diese und andere Faktoren mehr, an die ich mich nicht erinnere, berücksichtige, dann scheine ihm der unvernünftige Zug gerade einen rationalen Spieler auszuzeichnen, da ein solcher und nur ein solcher Zug jene besondere Lust des unverdienten Glücks beschere, für das er die regelmäßige Reue auch bei nüchterner Betrachtung in Kauf nehme. Freilich setze die Vernunft des Unvernünftigen voraus, daß der unvernünftige gegenüber dem vernünftigen Zug die relativ genau zu berechnende Ausnahme bleibe, ein Verhältnis, das zu veranschaulichen Wilhelm einen zweiten Bierdeckel zur Hand nahm.

Von der Dichtung

Ein befreundeter Schriftsteller berichtete mir, daß er den begabtesten unter seinen Schülern, einen jungen Schwaben oder Badener oder Württemberger – weder er noch ich konnten die Regionen genau unterscheiden – mit dem bezeichnenden Namen Stefan Hegel, aus dem Seminar ausschließen mußte, das er vor einigen Wochen auf Einladung einer konzernnahen Stiftung angehenden Autoren und Autorinnen gab, weil dieser Hegel die Lesung der Texte, die besprochen werden sollten, regelmäßig unterbrach und teilweise bei jedem dritten oder vierten Satz Einwände erhob, aufschrie, aufstand oder in Tränen des Entsetzens, der Entrüstung oder der Verzweiflung ausbrach. Mehrfach habe dieser Hegel das Buch oder die Seiten, aus denen manchmal der Schriftsteller, meistens die Schüler lasen, kurzerhand an sich gerissen, um sie am Vortrag zu hindern, zweimal sei er sogar in Ohnmacht gefallen.

Er sei ihm schon aufgefallen, als er die Bewerbungen für das Seminar durchgesehen habe, die die Mitarbeiterin der Stiftung ihm nach einer Vorauswahl zur letzten Entscheidung zugesandt hatte, sagte mir der Schriftsteller, denn dieser Hegel habe ein vierundachtzigseitiges, eng bedrucktes Manuskript eingereicht, das einzig aus der Erklärung bestand, warum er nie je eine Erzählung oder ein Gedicht werde schreiben können. Wenn ich meinen Bekannten, den Schriftsteller, richtig verstanden habe, ging es diesem Hegel in etwa darum, an einem einzigen Beispiel, nämlich einer Reise im Flugzeug beziehungsweise einem einzigen Augenblick während eines Flugs, der ihn ein paar Tage zuvor von London nach Stuttgart geführt hätte, zu illustrieren, warum es unmöglich geworden sei, in Worte zu fassen, was er oder überhaupt ein Mensch in einer Sekunde gleichzeitig sehe, höre,

rieche, denke, was er an der Haut und im Gemüt spüre. Dafür diskutierte er zunächst im Detail zwei winzige Textbeispiele älterer Autoren, denen eine solch umfassende Darstellung (die übrigens keineswegs im herkömmlichen Sinne realistisch zu sein trachtete, vielmehr aus der Erfahrung ein Wesentliches poetisch komprimierte) noch möglich gewesen sei, um anschließend anhand derselben Sätze strikt sprachhistorisch aufzuzeigen, daß sie heute nicht mehr mit derselben Intention geschrieben werden könnten und eine völlig veränderte Bedeutung erführen, würde der Leser meinen, sie stammten von einem zeitgenössischen Autor.

Um die Unendlichkeit eines jeden potentiellen Gegenstandes zu demonstrieren, schilderte dieser Hegel anschließend in einer Präzision, wie sie mein Bekannter nach eigener Aussage noch nie zuvor gelesen hatte, jede Einzelheit, die er als Reisender in einem Flugzeug gleichzeitig wahrnahm, dachte oder fühlte, fand jedoch hinter und neben jeder Regung, jedem Eindruck, jeder Assoziation noch ein nächstliegendes Detail, das er im selben Moment wenn nicht reflektiert, so doch mindestens registriert habe, und so setzte sich die Beschreibung immer weiter fort, bis sie nach vierundachtzig Seiten abbrach, als sie gerade die vom Netz des Vordersitzes zur knappen Hälfte umgeknickte Umschlagseite des Bordmagazins erreicht hatte und dazu übergehen wollte, die Farbe und Form der zweieinhalb Buchstaben zu benennen, die vom Namen des Magazins zu erkennen waren.

Wenn ich meinen Bekannten, den Schriftsteller, richtig verstanden habe, hatte dieser Hegel bis dahin, also auf den gesamten engbedruckten vierundachtzig Seiten, überhaupt erst vier Gerüche unterschieden sowie einige optische Merkmale des Vordersitzes aufgezeichnet, auf dem sein Auge ruhte, nichts weiter. Man kann also das Ausmaß, oder, um genauer zu sein und zugleich dem jungen Hegel zwar nicht postum, aber doch leider post festum Genugtuung zu verschaffen, man kann die Unendlichkeit dessen erahnen, das zu beschreiben gewesen wäre, hätte Hegel es nicht vorzeitig aufgegeben, die Wirklichkeit einer einzigen Sekunde zur Sprache zu bringen. Ob das abrupte Ende auf die Resignation des Autors oder im Gegenteil auf die Gewißheit zurückzuführen sei, seine anfängliche Behauptung

hinreichend bewiesen zu haben, darüber war sich mein Bekannter nicht schlüssig.

Das Manuskript habe ihn nicht eben unterhalten, dazu war es bei aller Sympathie für die Detailfreude des Autors zu eintönig, doch hätten ihn die Genauigkeit der Beschreibungen, die Brillanz der Formulierungen, vor allem die Besessenheit, der heilige Ernst des Autors beeindruckt, ja überwältigt (und wenn ich verriete, um wen es sich bei meinem Bekannten handelt, wüßte man, wie schwer er zu beeindrucken, geschweige denn zu überwältigen ist); es sei großartig gewesen, eintönig zwar, aber großartig, das Beste, was er seit langem gelesen habe, deshalb habe er nicht gezögert, diesen Hegel zu dem Seminar einzuladen, das übrigens in Südtirol, nicht unweit von Roverda, stattfand, wo Goethe das geliebte Italienisch zum ersten Mal lebendig vorfand. Im Seminar nun gelang es meinem Bekannten nur dann, sich halbwegs normal mit diesem Hegel zu verständigen, wenn nicht gerade ein literarischer Text verlesen wurde. Die Motive, die Hegel für sein Verhalten angab, waren ausschließlich sprachlicher und literarischer Art; andere, etwa biographische oder gesellschaftspolitische Beweggründe brachte mein Bekannter, der ihn zwei- oder dreimal auf einen Spaziergang mitnahm, nicht in Erfahrung. Mochte er außerhalb des Seminarraums noch so glaubhaft versichern, den nächsten Vortragenden nicht mehr zu unterbrechen, so konnte sich dieser Hegel im Seminar dennoch nie beherrschen, bis meinem Bekannten am Nachmittag des dritten Tages nichts anderes übrigblieb, als den Ungestümen fortzuschicken, der darüber so erzürnt war, daß er gegen meinen Bekannten ausfällig wurde und dessen Werke verspottete.

Am meisten habe ihn, den Bekannten und Schriftsteller, geschmerzt, daß dieser Hegel keineswegs immer unrecht hatte, wenn er einen vorgetragenen Text verriß, daß seine literarische Urteilskraft außer Frage stand. Aber was hätte er tun können? fragte mich mein Bekannter, er habe sich schließlich auch den anderen Schülern gegenüber verpflichtet gefühlt, zumal dieser Hegel sich auf gar keine Diskussion eingelassen, sondern seine apodiktisch geäußerte Kritik allenfalls stetig wiederholt habe, sobald ihm jemand widersprach. Wie er befürchtet habe, sei das Seminar auch nach dem

Ausscheiden Hegels nicht in Gang gekommen, sei es, weil er selbst zu fahrig oder aber die übrigen Teilnehmer zu untalentiert waren. Nun ärgere er sich, daß er Hegel das vierundachtzigseitige Manuskript im Zorn zurückgegeben habe, nicht ohne einen verletzenden Kommentar. Er habe nach seiner Rückkehr vergeblich versucht, ihn anzurufen, und ihm einen Brief geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Mein Bekannter schien in einem Maße mitgenommen zu sein, das in keinem Verhältnis zu dem Vorfall stand; er wirkte müde und gealtert, wenngleich ich natürlich nicht weiß, ob sein äußerlicher Zustand wirklich nur dem Seminar zuzuschreiben war. Immerhin sagte der Bekannte, er habe seither keine Zeile mehr zu Papier gebracht und nicht einmal den Abschlußbericht schreiben können, den die Stiftung von ihm erwarte. Andererseits sind Phasen der Lethargie auch für einen so bedeutenden und prominenten Schriftsteller wie ihn nicht ungewöhnlich und liegt das Seminar, wie erwähnt, bloß einige Wochen zurück, so daß ich hoffen darf, er werde bald schon wieder an den Schreibtisch zurückkehren und dann womöglich selbst und ungleich besser, als ich es je vermöchte, über diesen Hegel schreiben, der doch selbst zum Gegenstand der Dichtung taugen würde.

Von der Tugend

Moritz Pollesch hat einen Freund namens Albrecht, der behauptet, er würde seinen neunjährigen Sohn in zwei bis drei Jahren töten. Obwohl Moritz sich nicht vorstellen kann, daß Albrecht zu dem Verbrechen überhaupt fähig wäre, ist er natürlich besorgt und erschreckt über die bloße Idee eines Freundes, der ihm wie die Tugend in Person vorgekommen war, ein nachdenklicher und bei aller penetranten Vorbildlichkeit doch herzensguter Mensch, wie Moritz beteuerte, als er heute nachmittag vorbeikam, um meinen Rat zu suchen. Ich muß nach Moritz' Schilderung davon ausgehen, daß Albrecht es jedenfalls zum jetzigen Zeitpunkt ernst meint mit seinem abscheulichen Vorhaben, in das er Moritz als seinen einzigen Zeugen eingeweiht hat, wiewohl nach dessen Einschätzung alle Hoffnung bestünde, ihn zur Vernunft zu bringen, schließlich müsse ihn doch die Fröhlichkeit seines Jungen rühren, eines phantastischen kleinen Kerls, wie Moritz findet. Auf meinen Vorschlag, mit Albrechts Frau zu sprechen oder im Notfall das Jugendamt oder gar die Polizei zu benachrichtigen, erwiderte Moritz, er habe sich das natürlich auch schon überlegt, doch sei Albrecht ein Mensch von beängstigender Geradlinigkeit, der sich durch nichts in der Welt von einem Entschluß abbringen ließe, den er für richtig halte. Weil er die Bestrafung in Kauf nehme, ja, sich gewiß selbst den Behörden stellen und den Bruch mit der Familie ebenso wie die Ächtung der Gesellschaft ertragen würde, gebe es keine Sanktion, die ihn davon abhalten könnte, den eigenen Sohn zu töten. Wollte man Albrecht durch vorbeugende Maßnahmen an der Tat hindern, würde er – nüchtern, wie er bei allem herausgekehrten Ethos kalkuliere – wahrscheinlich schlicht bestreiten, jemals die Absicht geäußert zu haben, seinen Sohn zu töten; und selbst wenn man

den Fall durchspielte, daß er – aus welchen Gründen auch immer – das Sorgerecht für seinen Sohn verlöre, lebte dieser keineswegs in Sicherheit, da man den Vater schließlich nicht lebenslänglich ins Gefängnis stecken könne und es ebenso abwegig sei, ihn in die Psychiatrie einweisen zu wollen, solange er im Alltag nicht die geringsten pathologischen Anzeichen zu erkennen gebe.

Er habe bei Albrecht wohl eine gewisse Überspanntheit in seinen Äußerungen zu Ethik, Weltanschauung oder Politik registriert, sagte Moritz, eine Unfähigkeit, Nachsicht etwa gegenüber jenen Mitmenschen und vor allem Politikern zu üben, die sich in seinen Augen des Opportunismus, der unnötigen Kompromisse, der mangelnden Konsequenz schuldig machten, aber daß sein Freund verrückt geworden sei, diese Idee sei ihm erst nach dem gestrigen Abend gekommen, obwohl Albrecht dann noch vollkommen normal, ja vernünftig gewirkt habe, als er von dem bevorstehenden Mord an seinem Sohn sprach; Albrecht habe seine Motive so klar, mit solch entschiedener Vernünftigkeit auseinandergesetzt, daß Moritz ihn am Ende nur noch pauschal des Irrsinns beschuldigt habe, ohne im einzelnen widersprechen zu können. Warum denn um Gottes willen Albrecht seinen Sohn umbringen wolle, wollte ich dringend erfahren, worauf Moritz mir Albrechts Ansicht darlegte, daß der Mensch seine einzig glücklichen Jahre – wenn überhaupt – in der Kindheit verbringe, etwa bis zum sechsten Lebensjahr. Vor der Frage stehend, ob er Kinder haben wolle, habe Albrecht lange gezögert und schließlich gefunden, daß es sich für die Kindheit durchaus lohne, geboren zu werden, das Leben später aber zunehmend unerträglich werde, wie er aus eigener Anschauung wisse. Er selbst bringe sich nur deshalb nicht um, weil seine Weltanschauung verlange, dem Feind, als den er das Schicksal betrachte, zu trotzen, aber einem Kind könne er weder guten Gewissens das Leben und noch nicht einmal die quälende Entscheidung zumuten, ob man es eigenhändig beende oder verharre, bis das Ende von selbst eintrifft. Weil Albrecht das Glück kenne, das die ersten Jahre einem Menschen bescheren können, habe er dem Wunsch seiner damaligen Freundin und heutigen Frau nach zumindest einem Kind zugestimmt und zugleich für sich beschlossen, es zunächst auf Rosen zu betten und dann

rechtzeitig umzubringen, bevor das Leben zur Strafe werde. Zwar halte er nur die frühe Kindheit für lebenswert, doch wolle er nichts überstürzen und die Konsequenzen seiner Einsicht erst ziehen, wenn sie keinen Zweifel mehr erlaube. Als jemand, der viel erlebt und noch mehr nachgedacht habe, wisse er, daß die nagende Unsicherheit, die sich spätestens mit der Pubertät ausbreite, den Menschen nie wieder verlassen, sich allenfalls in andere, tiefere Schichten eingraben werde, sofern er sich ein Bewußtsein seines Schicksals bewahre; unreflektiert zu leben, dafür setze er kein Kind in die Welt.

Ohne ihn verwöhnt zu haben, habe er seinem Sohn die denkbar schönsten Jahre bereitet, jede Minute mit ihm genossen und darauf geachtet, daß der Junge selbst das Leben genieße, daß er Spaß habe und Freunde, ein Elternhaus, in dem er sich geborgen und geliebt fühle. In spätestens zwei, drei Jahren aber, wenn dem Sohn die eigene Einsamkeit aufgehe, könne er ihm nicht mehr helfen, sei er dem Schrecken doch selbst hilflos ausgesetzt, habe Albrecht gesagt. Nur eine einzige Tat bleibe ihm dann noch, um dem Sohn beizustehen, nämlich ihn vor dem weiteren Leben zu bewahren. Moritz bestätigte, daß der Junge auffällig ausgeglichen und sorgenfrei wirke, und verstieg sich dazu, Albrechts Auffassung jedenfalls nicht für abwegig zu halten, wonach die erfüllte Kindheit des Sohnes sich auch der Entscheidung des Vaters verdanke, alle Liebe in die ersten Jahre zu legen. Aber die Mutter, wandte ich ein, wie könne Albrecht es seiner Frau antun, das einzige Kind zu töten? Das habe er Albrecht natürlich ebenfalls gefragt, meinte Moritz; geantwortet habe Albrecht, daß seine Frau unter dem Tod unmöglich mehr leiden würde als er selbst, der zusätzlich zu der maximalen Trauer, die ihm bevorstehe, auch noch die Zerstörung seiner gesamten Existenz mitsamt der Ehe, die Haft, das Stigma, schließlich auch die Gewissensbisse werde ertragen müssen, die ihn bei aller Überzeugung von der Tugend seines Handelns lebenslänglich quälen würden. Aber genausowenig wie sich selbst erlaube er seiner Frau, den Sohn sehenden Auges in das Unheil gehen zu lassen, nur weil sie selbst den Verlust nicht zu ertragen glaube.

Von der Neugier

Wie mir mein jüngerer Cousin Dariusch in der Halbzeitpause eines gewohnt trostlosen Spiels im Müngersdorfer Stadion entdeckte, konnte Heiko Taylor, den er aus drei gemeinsamen Jahren in einem norddeutschen Internat kennt, Stunden, nein Tage, ganze Wochen damit verbringen, für sich oder einen beliebigen Bekannten einen Flug zu buchen. Dabei beschränkte er sich keineswegs darauf, die je nach Budget billigste oder schnellstmögliche Verbindung beim preiswertesten Anbieter zu ermitteln, sondern bezog auch eine etwaige Vertrautheit mit dem jeweiligen Reisebüro als begünstigenden Faktor in die Kalkulation ein, bewertete die Qualität der Fluggesellschaft und nicht zuletzt die Effizienz ihres Vielfliegerprogramms, vergaß nicht die Anzahl und Fülle der angebotenen Speisen zu bedenken, verglich das Fluggerät, berücksichtigte die Sicherheit und Bequemlichkeit des Flughafens, an dem man umsteigen muß, rechnete den Abstand zwischen den Sitzreihen aus und prüfte die Sonderkonditionen genau und hier insbesondere, wie teuer eine etwaige Umbuchung ausfallen würde, für wie groß oder klein der Passagier die Aussicht hält, umbuchen zu müssen, und wie viele alternative Flüge die jeweilige Fluggesellschaft pro Tag oder Woche anbietet. Wie aus den gebundenen Aufzeichnungen hervorgeht, die Heiko meinem Cousin geschickt hat, fühlte er sich im Falle von Interkontinentalflügen außerdem verpflichtet, die Tageszeit des Fluges sorgsamst abzuwägen, da er die Beobachtung gemacht habe, daß es sich mit Kindern auszahle, abends abzufliegen, Erwachsene in der Economyclass jedoch ansonsten, sofern sie über empfindliche Rücken oder keinen ausgeprägt guten Schlaf verfügten, vermeiden sollten, die Nacht im Himmel zu verbringen. Speziell bei Economy-Buchungen hielt er es darüber hinaus für eine

Selbstverständlichkeit zu fragen, ob der gewünschte Sitzplatz vorab zu reservieren sei, und im Falle eines negativen Bescheids die Wahrscheinlichkeit zu kalkulieren, den gewünschten Sitzplatz am Schalter zugesprochen zu bekommen.

Nur um die Gewissenhaftigkeit anzudeuten, mit der Heiko seiner Aufgabe nachging, erwähne ich an dieser Stelle beispielhaft, daß der Komplex des Sitzplatzes den Buchenden nicht bloß vor die Alternative zwischen Gang und Fenster stellte, sondern auch aus der Frage bestand, ob man etwa als gemeinsam reisendes Paar allein auf einer Zweier- oder als Trio auf einer Dreierbank zu sitzen hoffen dürfe, und auch die Chance möglichst genau berechnete, ob die Maschine womöglich so schwach gebucht sein könnte, daß man als Paar eine Dreierbank für sich beanspruchen könne. Letzteres hing mit der Bestuhlung zusammen, dem Verhältnis also etwa von Sitzplätzen insgesamt und denjenigen am Fenster (in einem Jumbo Jet, so bin ich aufgeklärt worden, ist es aufgrund der Vielzahl von Sitzen pro Reihe statistisch schwieriger, einen Fensterplatz zu bekommen, als in einem Canadair-Jet oder gar in einer kleinen Saab 2000, die links vom Gang nur einen einzelnen Platz anbietet); der Stuhlkomplex erklärt vor allem jedoch die Neigung Heikos, zwar weitgehend selbständig im Internet zu recherchieren, die eigentliche Buchung dagegen, unter Inkaufnahme eines Aufpreises, der freilich fünfzehn bis zwanzig Euro nicht überschreiten sollte, bei einem der Reisebüros vorzunehmen, mit denen er seit Jahren zusammenarbeitet, da er etwa die Buchungslage und manche andere wichtige Einzelheiten, von denen er im Lauf der Zeit erfahren hat, nicht am eigenen Computer einsehen kann. Der Mensch ist ein Mensch, weil er anders ist als andere Menschen, hat Heiko den Aufzeichnungen als Motto vorangestellt, auf das ich mich in meiner Darstellung stütze, war doch die Halbzeitpause viel zu kurz, ich viel zu deprimiert und mein Cousin viel zu geschwätzig, als daß ich bereits im Stadion hätte in die Materie eindringen können, und im Vorwort zieht er Marco Polo und Bruce Chatwin heran, um die Individualität einer jeden Buchung zu reflektieren, die sich nicht erst den persönlichen Vorlieben und Erwartungen verdanke, sondern schon viel früher, bei objektiv vorhandenen oder nicht vorhandenen Tatbeständen

einsetze. Schon die Existenz einer privilegierenden Kundenkarte wie der Lufthansa Frequent Traveller Card mische die Komponenten, die es bei jedem Vorgang abzuwägen gelte, auf einen Schlag neu, indem sie zugleich die Effizienz des Meilensammelns und die Wahrscheinlichkeit erhöhe, den erhofften Sitzplatz zu erhalten, und zudem den Mangel einer Umsteigeverbindung oder generell von Wartezeiten abmildere, da sie Zugang zu den sogenannten Lounges eröffne, denen Heiko auffallend sentimental verbunden zu sein schien. Meinem Cousin gegenüber hat Heiko ähnlich erregt von den Lounges gesprochen wie Feinschmecker von bestimmten Restaurants, von den vielen, die er bereits kannte, aber auch über diejenigen Lounges, die zu besuchen sich noch nicht der Anlaß einer Reise oder einer passenden Umsteigeverbindung gefunden hatte, und auch in seiner Aufzeichnung widmete er dem Loungekomplex eines der längsten Kapitel, das sich zudem durch seinen beinah privatimen Ton von den übrigen abhob. Er schildert darin, wie er bei eigenen Buchungen allen Ehrgeiz daransetzt, auf dem Weg bei einer geschätzten oder noch unbekannten, für attraktiv oder kurios gehaltenen Lounge haltmachen zu können, wofür er persönlich mehrstündige Wartezeiten und einen bedeutenden, freilich nicht quantifizierten Aufpreis in Kauf zu nehmen bereit sei.

Bei einem solchen, in diesem Falle besonders aufwendigen Zwischenhalt, der Heiko allein dazu diente, die dortige Lounge kennenzulernen, traf es sich auch, daß er meinem Cousin, dem er seit dem Abitur vor zwölf Jahren nur auf einem einzigen Klassentreffen begegnet war, beinah zwangsläufig von der Passion der Flugbuchung erzählte, schließlich mußte er die natürliche Frage meines Cousins beantworten, was ihn denn auf den Mehrabad Flughafen von Teheran verschlagen habe. So erfuhr mein Cousin, daß man von Hamburg nach Bombay mit der Iranair fliegen könne, eine Option, die er wegen des direkten Fluges von seinem Wohnort Hamburg nach Teheran sogar anderen Norddeutschen empfehlen könnte, wenn sie nicht zu teuer wäre und wegen der ungünstigen Flugzeiten einen Zwischenaufenthalt von mehr als elf Stunden nötig machte. Als mein Cousin, der mit Austrian Airlines über Wien nach Köln zurückfliegen wollte, nachts gegen 2.30 Uhr

die Lounge betreten habe, habe Heiko, dessen Flug für 8.20 Uhr angesetzt war, auf einem der zweisitzigen Ledersofas, die ich aus eigenen Aufenthalten kenne, die Beine über die Lehne geschlagen. Nicht nur weil kein Alkohol ausgeschenkt wurde, sei ihm die Teheraner Lounge so trist vorgekommen, daß er es beinah bereute, sich auf die Iranair eingelassen zu haben, obwohl es ihn andererseits immer noch freute, wenigstens das eine Mal mit uns Iranern geflogen zu sein, habe er doch endlich die Neugier auf eine der ganz wenigen Lounges in der Welt gestillt, von denen er definitiv gewußt habe, daß sie existierten, ohne auch das geringste über sie in Erfahrung bringen zu können: ein Sinnbild des Fremden, des Fernen, des Geheimnisvollen, dem Heiko einmal im Leben habe nachspüren müssen, brüllte mein Cousin mir ins Ohr, als wir uns schon, von irrationaler Erwartung erfüllt, für den Einlauf der Mannschaften erhoben. Weder im Internet noch auf die telefonischen und schriftlichen Anfragen beim Frankfurter Büro der Iranair, dem iranischen Generalkonsulat in Hamburg und der Kulturabteilung der iranischen Botschaft in Berlin habe er Informationen über die Lounge des Mehrabad Flughafens erhalten, und weil er seit dem Abitur auch keinen Iraner mehr kennen würde, den er hätte fragen können, habe es ihn lange schon gereizt, sich persönlich kundig zu machen, bloß daß ihm bislang jeder berufliche Vorwand gefehlt habe, nach Iran zu reisen, zog er es doch als Urlaubsland nicht in Betracht, wie mein Cousin süffisant bemerkte, während die Mannschaften zur zweiten Halbzeit einliefen. Als Heiko aber beim Nachdenken darüber, wo er die nächsten Ferien verbringen könnte, eingefallen sei, daß Iranair unter anderem Bombay und Bangkok anfliege, habe er sich für Goa entschieden, weil ihm im Vergleich zu der thailändischen die Welt des innerindischen Fluges Terra incognita gewesen sei. Der zusätzliche Anreiz indischer Ferien, sich auf seinen ersten indischen Inlandsflug und die gewiß exotischen Lounges von Bombay und Goa freuen zu dürfen, sei im Vergleich zu der Neugier, die er in Teheran zu befriedigen hoffte, zwar ursprünglich minimal gewesen, habe sich aber mit zunehmendem Aufenthalt in Mehrabad als immer bedeutsamer erwiesen, um die UdSSR minus Wodka, wie Heiko es genannt habe, mit Fassung zu tragen.

Weil sich mein Cousin – mehr aus Höflichkeit, wie er mir gegenüber versicherte – interessiert gezeigt habe, hätte ihn Heiko bis zum Abflug der Austrian Airlines mit Einblicken in das Handwerk der Flugbuchung ausgestattet, von denen er, mein Cousin, der als neuernannter Geschäftsführer des väterlichen Teppichgeschäftes selbst viel reisen muß, künftig durchaus profitieren werde. Als er zum Abschied Heiko gefragt habe, ob er ihn vor dem nächsten Flug ebenfalls zu Rate ziehen könne, hätten sie sogleich die Visitenkarten ausgetauscht und vereinbart, bei allernächster Gelegenheit zu telefonieren, da Heiko nicht abgeneigt gewesen sei, sich von meinem Cousin umgekehrt in der kaum minder sensiblen Angelegenheit des Teppichkaufes beraten zu lassen, wie mir mein Cousin mit demselben Augenzwinkern sagte, mit dem er mich beim Backgammon zu übertölpeln pflegt. Einige Wochen später, unmittelbar nach Heikos Rückkehr aus Goa, von der mein Cousin nicht zu sagen wußte, ob sie ihm einen erneuten Aufenthalt in der Lounge des Mehrabad Flughafens beschert hatte, habe er als Büchersendung, ohne jeden weiteren Kommentar, das vierzigseitige Vademekum in der Post vorgefunden, in dem Heiko wohlgeordnet die Erkenntnisse zusammengetragen hatte, die ihn bei der Flugbuchung leiten. Auf so einen Schwachsinn müsse ich doch neugierig sein, rief mein Cousin just in dem Augenblick, da meine Neugier auf den Flugbuchungskomplex sich wegen des Anpfiffs in Nichts auflöste.

Von der Sehnsucht

Vorgestern erzählte mein Kumpel Holger in der Kneipe, die zu meinem Glück gleich um die Ecke liegt, daß er vor drei Wochen eine Sibylle Severin kennengelernt habe, als er bei Saturn, also praktisch nebenan, einen Kühlschrank für seine erst kürzlich erweiterte Familie kaufen wollte, eine Fachverkäuferin mittleren Alters, die schon aus der Ferne eine tiefe Vertrautheit mit Küchen und ihren Geräten ausgestrahlt habe. Groß sei sie gewesen, sagte Holger, bestimmt einen Kopf größer als ich, mit kastanienbraunen Locken, die deutlich über ihre breiten Schultern reichten. Das Namensschild trug sie an der firmenblauen Bluse, die, obwohl weit geschnitten, die Fülle ihrer Brüste mehr als nur erahnen ließ. Frau Severin klärte Holger darüber auf, daß sich die Kühlschränke von Firmen wie Bosch, Liebherr, Siemens oder AEG qualitativ und auch im Hinblick auf den Energieverbrauch kaum voneinander unterschieden und er also ohne Scheu allein die Optik, die Größe, das Volumen und natürlich den Preis zum Kriterium nehmen könne, wobei letzterer in der Regel nur geringfügig variiere. Die Marken mit amerikanisch klingenden Namen schieden für Holger aus – mag er für sein antiimperialistisches Weltbild auch nicht mehr streiten, so ist es ihm dennoch stets gegenwärtig. In Frage gekommen wäre allenfalls jener slowenische Hersteller, von dem deutlich preiswertere Geräte ausgestellt gewesen seien, doch habe Frau Severin deren Zuverlässigkeit bezweifelt, man müsse da einfach Abstriche machen bei diesen Ostprodukten, habe sie wörtlich gesagt, die seien noch lange nicht auf unserem Stand. Immerhin attestierte sie dem Osten, aufgeholt zu haben, besonders die Tschechen und Slowaken seien tüchtige Leute, das sähe man auch an ihren Autos, die zum Teil längst mit denen der Europäer

konkurrierten, soweit sie, die blaugewandete Kühlschrankexpertin von Saturn, das beurteilen könne.

Offenbar hat Frau Severin einen tiefen Eindruck hinterlassen. Holger konnte nicht mehr aufhören, über sie zu sprechen, und erwog bereits, sich nun auch eine Dunstabzugshaube zu besorgen: Mit Kind brauche man das einfach, und seine Freundin habe eine solche Anschaffung angemahnt, seit sie bei ihm eingezogen sei. Schon der Umstand, daß er beim Guinness – das ich schon aus Lokalpatriotismus nicht mit ihm teilte – über den Kauf eines Kühlschranks sprach, war erstaunlich genug, aber die Sorgfalt, mit der er jede Einzelheit seiner Begegnung mit der Fachverkäuferin schilderte, machte mich schlicht sprachlos, denn er ist niemand, der an der Theke viel redet, und wenn er es doch tut, dann am liebsten über die Globalisierung, den Politikerfilz und ausgerechnet Borussia Mönchengladbach, ein Überbleibsel aus den früheren Tagen seines Widerstands, als Netzer, man erinnert sich, wehenden Hauptes das Kapital austrickste. Ich spürte, daß ihm etwas Besonderes widerfahren war, etwas Außergewöhnliches, nur ahnte ich nicht im entferntesten, was es gewesen sein könnte. Holger fuhr fort, das Gespräch wiederzugeben, das er mit Frau Severin geführt hatte, und vergaß nicht, so wichtige Details zu erwähnen wie ihre Angewohnheit, während der Beratung mit der Hand über den Kühlschrank zu streichen, der zur Rede stand; sie riet ihm zu, ein blaues Modell der Marke Liebherr zu kaufen, nicht weil Liebherr dafür bekannt sei, gute Kühlschränke zu bauen – Mercedes unter den Kühlschränken, heiße es zwar, aber zwischen den großen Herstellern fielen die Unterschiede praktisch nicht ins Gewicht, bekräftigte Frau Severin, wer das Gegenteil behaupte, sei der Werbung auf den Leim gegangen, da dürfe Holger nicht alles glauben, warnte sie und verkannte, daß mein Kumpel prinzipiell nichts von dem glaubt, was die Medien behaupten, und sogar die Bundesliga, vor allem aber die Champions League gleich dem Wrestling für ein abgekartetes Spiel hält, was ich ihm schon mehrfach auszureden versucht habe, aber das ist jetzt auch egal, denn um Marke und Image ging es wirklich nicht, sondern schlicht um die Optik, es war die schöne Form, wegen der Frau Severin meinem Kumpel zum blauen Liebherr riet, dieses dunkelmetallene Blau sei etwas Besonders, etwas ganz

Modernes, das habe nicht jeder, da sei man ästhetisch vorneweg. Holger fügte zur Erläuterung hinzu, der blaue Liebherr sei sozusagen die Avantgarde unter den Kühlschränken, eine Spitzensache.

Ich wagte nicht zu fragen, ob die Farbe des Kühlschranks jener der Bluse entsprach und seine Anziehungskraft auch der eindrucksvollen Erscheinung der Fachverkäuferin verdanke, die ihren letzten, herrlichen Urlaub in Tunesien verbracht hatte, wie Holger erfuhr, weil der Kühlschrank einen von beiden – ich weiß nicht mehr wen, oder vielleicht hat er es nicht erwähnt– an das tiefdunkle Blau des dortigen Mittelmeeres erinnerte. Sie haben sich wohl auch ausführlich über die Kücheneinrichtung meines Kumpels unterhalten und lange erwogen, ob der blaue Liebherr wirklich zu den selbstgebauten Regalen und der bunten Schar von Sperrmüllschränken passe, die er aus den Tagen Günter Netzers in sein jetziges Familienleben gerettet hat, aber gerade als Frau Severin – wegen der Totalästhetik, wie sie wörtlich gesagt habe – schon zum weißen, so soliden wie unauffälligen Bosch schwenken wollte, entschied sich Holger endgültig für den blauen Liebherr, übrigens das teuerste unter den erörterten Geräten.

Als ich ihn in der Kneipe traf, war der Kühlschrank noch nicht geliefert worden, und ich meinte Holger die bange Erwartung anzumerken, ob sich der blaue Liebherr tatsächlich in die Totalästhetik einfügen werde. Zwar gebe ein etwaiger Umtausch, zu dem ihn Frau Severin ausdrücklich befugt habe, Gelegenheit, das Gespräch über Kühlschränke fortzusetzen, doch bin ich mir nicht sicher, ob sich die Sehnsucht, von der mir seine ungewohnte Redseligkeit kündigte, wirklich auf die zweifellos nette, zweifellos kompetente Frau Severin richtete oder nicht doch auf den blauen Liebherr, den Mercedes unter den Kühlschränken. Ohne es belegen zu können, vermute ich, daß Holger gerade dann nicht zu Frau Severin zurückkehren wird, wenn sich der Einkauf als Mißgriff erweisen sollte, ja, ich behaupte, er würde den neuen Kühlschrank eher mit weißer Plastikfolie bekleben als vom Umtauschrecht Gebrauch machen; schließt er hingegen Freundschaft mit dem avantgardistischen Modell, dann kehrt er meiner Ansicht nach bald schon zu Saturn am Hansaring zurück, um sich von Frau Severin über den

Kauf einer Dunstabzugshaube beraten zu lassen, nach der sich seine Freundin schon lange sehnt.

Vom Glauben

Eine Nachbarin aus dem Vorderhaus sagte, daß sie kürzlich ein Foto von Anton in der Zeitung gesehen habe, Anton Kurz, dessen Auszug vor drei, vier Jahren ich erst bemerkt hatte, als ich seinen Nachmieter mehrfach die Wohnung betreten oder verlassen sah. Später erfuhr ich, daß Anton zu seiner schwangeren Freundin gezogen war, die ich ein paar Mal gesehen hatte, einer deutlich jüngeren, gewiß herzensguten, aber wenigstens dem Anschein nach vollständig humorlosen Frau. Sosehr sich ihre Erscheinungen voneinander abhoben – nicht nur wegen ihres Alters: hochgewachsen sie, oft einen roten Rollkragenpullover am schlanken, auch kleinbrüstigen Leib und überhaupt für die Jahreszeit immer auffallend warm gekleidet, mit langen blonden Haaren und einem matten, beinah verhärmten Ausdruck im eigentlich harmonisch geformten Gesicht, wohingegen er sich in den Augen, die kaum auf ihre Schulter blickten, einen Rest von Genußsucht bewahrt hatte, selbst im Winter schwarze T-Shirts über dem kugelrunden Bauch und den schwarzen Bart über die Wangen hinaus bis fast unter die Augen trug, als wollte er die kahlen Stellen auf dem Hinterkopf kompensieren –, trotz der Unterschiede also wirkten sie für mich dennoch füreinander geschaffen, wenn sie mir im Treppenhaus, im Innenhof oder beim Einkaufen begegneten, beide gerade so wortkarg, daß sie den Eindruck der Unhöflichkeit vermieden, friedfertig allen Worten, Regungen und den immer müden Bewegungen nach, zu eigenbrötlerisch, wenn nicht zu schüchtern, um sich für die Welt und die Menschen zu interessieren, verschroben, gewiß, aber dabei zu leise, als daß es anderen als ihren unmittelbaren Nachbarn aufgefallen wäre. Spaßkanonen waren sie beide nicht, doch rührend in ihrer Zurückhaltung, dem gerade erkennbaren Lächeln zum nie versäumten Gruß,

ihrer Sorge, niemanden zu stören, deren Grund ich in der Sorge vermute, gestört zu werden. Ich habe nie erfahren, wie die Freundin hieß, von der Anton ein Kind erwartete, als er aus der Wohnung im Hof auszog, ich erwähne sie nur, weil mir der Hinweis wichtig erscheint, daß Anton zwar allein lebte, aber im Leben nicht allein war, wie es einem Kauz wie ihm gewiß leicht hätte passieren können, doch ist die Erinnerung an die Freundin so blaß wie die Farbe ihres Gesichts, während ich mich an Anton gut erinnern kann, Anton Kurz, der mir merkwürdig nahegekommen und mich seitdem eine Spur aufmerksamer gegrüßt hatte, als wir uns ein einziges Mal unterhielten und er mir von seinem Beruf als Filmvorführer sprach, von der Verantwortung, der sich nur wenige Kollegen und schon gar nicht die Studenten, die immer wieder aushalfen, stellten.

Er meinte damit nicht bloß oder zum geringsten Teil, daß die Filmrollen vorsichtig angefaßt, der Apparat sorgfältig bedient, gewartet und gepflegt oder das Objektiv präzise eingestellt und während der Vorstellung in kurzen Abständen überprüft werden mußte, jene Aufgaben also, die ich selbst dem Beruf eines Filmvorführers zugeschrieben hätte, sich für ihn jedoch von selbst verstanden und wenigstens von den professionellen unter seinen Kollegen in der Regel korrekt ausgeführt wurden, wie Anton zugab, wenngleich er die computergesteuerten Projektoren nicht unerwähnt ließ, die sich immer weiter ausbreiteten, aber auch über sie klagte er nicht, da sie für ihn ohnehin einer anderen Welt angehörten, die, obwohl barbarisch und feindlich, ignoriert werden konnte, solange es in der Stadt mindestens ein, zwei Kinos gab, die dem Beruf des Filmvorführers noch Achtung schenkten. Nein, Anton Kurz hatte mich in die eigentliche Kunst der Filmvorführung eingeführt, die zwar die erwähnten technischen Tätigkeiten voraussetzte, aber eben nicht aus ihnen allein bestand. So hatte er mich etwa über die Gesichtspunkte aufgeklärt, die es bei der Regelung der Lautstärke zu berücksichtigen galt, ohne daß der Intuition dadurch alle Entscheidung abgenommen worden wäre, das Genre des Films zum Beispiel, die Größe und Akustik des Saals, die Anzahl, aber zugleich das Alter und der Typus der Besucher, selbst das Wetter und die Tageszeit spielten eine Rolle, weil sie sich auf die Sensibilität der Ohren auswirkten, hatte Anton mit einem

Bündel leerer Stofftüten in der Hand betont und war auch auf die Sorgfalt eingegangen, die er darauf verwendete, neue Mitarbeiter nicht nur in die Geräte, sondern auch in den Geist der Filmvorführung einzuführen. Er hatte über die Lagerung der Filmrollen gesprochen und das Vergnügen, das es ihm früher, in seinen frühen Jahren, wie er es nannte, bereitet habe, bei besonders langen Filmen die Rollen während der Vorstellung zu wechseln, nicht ohne die Unterbrechung selbst zu Beginn angesagt und damit aus dem Vorführraum herausgetreten zu sein. Inzwischen sei er froh, nicht mehr vors Publikum treten zu müssen, weil die Rollen groß genug seien, hatte er hinzugefügt wie jemand, der über die erwachsen gewordenen Kinder spricht, und ich hatte genuschelt, daß der Lauf der Zeit manchmal auch sein Gutes habe, und er hatte zugestimmt und geseufzt, manchmal schon. Dann war er auf die Zeit zu sprechen gekommen, die schönste und schwierigste Herausforderung seines Berufs.

Alles andere sei im Vergleich leicht zu erlernen oder für das Gelingen oder Mißlingen einer Vorführung von nachrangiger Bedeutung, von der Zeit dagegen, vom Rhythmus, den es für eine jede Filmvorführung neu zu entwickeln gälte, hinge alles ab. Und Anton hatte von der Verantwortung gesprochen, das Spiel der Sekunden zu gestalten, von der Lust, den Abstand punktgenau zu treffen, den er nach dem Dämpfen des Saallichtes einhalten müsse, bevor das Vorprogramm beginne, so daß die Leinwand in dem Augenblick hell werde, in dem das Saallicht gerade noch so flackere, falls keine besonderen Umstände vorlägen, das Publikum zum Beispiel nicht ungewöhnlich zahlreich und laut sei, in welchem Falle er den Anfang des Vorfilms ein wenig oder auch länger hinauszögern müsse, je nachdem, wie das Publikum reagiere, das könne man eben nicht voraussehen, das sei eben das Aufregende, und ich stelle mir noch heute vor, wie Anton in seinem Vorführraum steht und die Vorführung wie ein Dirigent leitet, der im Orchestergraben verborgen bleibt, oder wie ein Priester, der die Last des Glaubens trägt, im festen Glauben, daß der Film alles ist und dennoch alles von ihm abhängt, dem letzten Rädchen. Er hatte noch von anderen Entscheidungen gesprochen, die den Rhythmus betrafen, und sich so gefreut, als ich ihm sagte, daß es mir bislang nicht in dem Maße bewußt gewesen sei,

aber es stimme, jetzt, wo er es sage, falle mir auf, wie wichtig die Geschwindigkeit des Wartens für mich als Zuschauer sei, das verlangsamte Tempo allein könne dieses Kribbeln vor dem Film erzeugen, die Freude der Erwartung, wann gäbe es das schon im Leben?, und Anton der Weise hatte genickt.

Ich fragte ihn, ob nicht die Phase, die alles entscheide, jene zwischen dem Ende des Vorprogramms und dem Beginn des Hauptfilms sei. Da strahlte er mich an, wie ich es bei ihm noch nie gesehen, wie ich es mir bei ihm nicht einmal hatte vorstellen können, über die beiden runden Wangen hinweg lächelte Anton bis knapp unter die Ohren und wurde sogleich ganz ernst, als habe er beschlossen, mich für meine Sensibilität zu belohnen, indem er mich ins Zentrum seiner Kunst führen werde. Dieses keiner Vernunft zugängliche, objektiv sinnlose, jedesmal aufs neue überraschende Zuziehen des roten Vorhangs zwischen Werbung und Hauptfilm, das sei schlicht und ergreifend herrlich, das sei das Optimum, so nannte er es – und dann erst die Spannung, wenn das Saallicht vollständig erlösche, die in manchen Kinos oder zu manchen Tageszeiten dadurch in die Länge gezogen werde, daß das Licht zunächst für den Kollegen angehe, der Eis verkauft, aber gleichwie, am Ende käme es doch, das Dunkel, diese Zeitlosigkeit, die er so lange ausdehne, wie es an einem Abend nur möglich sei, ohne das Publikum zu verstören. Berüchtigt sei er für die lange Pause, sagte Anton, die schönsten Sekunden im Kino für ihn, auch wenn kein Abend vergehe, an dem er nicht die Leuchten für die Notausgänge verfluche.

Das war Anton Kurz, Anton der Weise, über den meine Nachbarin aus dem Vorderhaus einen Artikel in der Zeitung gelesen hatte, kaum mehr als eine längere Notiz im lokalen Kulturteil, die nebenbei erwähnte, daß er vor zwei Jahren das Kino in Zollstock übernommen hatte, einen jener alten Säle aus den dreißiger, vierziger, allenfalls fünfziger Jahren, als die Straßenbahnen abends, wenn überhaupt, noch spärlicher fuhren und die Menschen im eigenen Veedel ins Kino gingen. Bestimmt hatte Anton sein eigenes Reich nicht haben wollen, um zu herrschen oder wegen des Ansehens, sondern um alles gut zu machen.

Die Zeitung schrieb, daß Anton sich mit einem jungen Kinobesucher geprügelt habe. Offenbar hat er den Jungen angegriffen, als dieser der Aufforderung nicht nachkommen wollte, das Kino zu verlassen. Das Kino sei zur Zeit geschlossen, weil Anton sich bei der Prügelei die Hand gebrochen und niemanden habe, der die Filme vorführe, auch niemanden einstellen wolle, stand in dem Artikel, den ich mir im Internet selbst besorgt hatte. Es sei fraglich, ob es überhaupt wieder öffnen werde. Wie berichtet, habe Anton sich tief verschuldet, und nun laufe außerdem ein Ermittlungsverfahren wegen Körperverletzung gegen ihn, das der Junge, der mit schweren Verletzungen im Krankenhaus liege, oder dessen Eltern angestrengt hätten. Die Zeitung schreibt, es sei zu befürchten, daß in Zollstock damit ein Stück Filmtradition zu Ende gehe, und ich frage mich, was aus dem Kind geworden ist, dem Baby, das seine Freundin doch erwartet hatte, als er bei uns auszog, und ob er noch seine Freundin hat und warum er sie nicht als Filmvorführerin angelernt hat, sie hätten sich die Last teilen, sie hätte ihn gut vertreten können, glaube ich, sie waren so vertraut, daß der Betrieb, hätte er ihr nur die Handgriffe beigebracht, wenigstens vorübergehend ohne ihn hätte weiterlaufen können, bis das Kind groß geworden wäre.

Von der Pflicht

Von Abdul, dem Kameraden aus kurzen, ertragarmen Nippeser Fußballtagen, erfuhr ich, daß Christian gestern drauf und dran gewesen sei, den Thekendienst zu verweigern, weil eine Bekannte von Ludwig, eine hübsche, aber zu gut gelaunte Brünette, nicht davon abzubringen war, ausgerechnet einen Lagavulin mit Cola und Eis zu bestellen. Wenn es nicht gerade heiße Getränke sind, fühlt sich Christian den Wünschen seiner Gäste prinzipiell verpflichtet, selbst einen Weißwein schenkt er mit Rücksicht auf rare Damen seit neuestem aus, und einen läppischen Whisky-Cola auf Eis, mag er auch nicht zum Standard gehören, kommentiert er allenfalls mit einem Achselzucken – aber einen Lagavulin in brauner Kohlensäure zu ertränken und ihn zu allem Überfluß noch im Todeskampf mit Eiswürfeln zu quälen, das war zuviel, das ging gegen sein Anstandsgefühl, das mußte Abdul gar nicht erläutern, das liegt auf der Hand, wenn man Christian kennt und die Kneipe, in der die meisten Stammgäste sich nur vom Sehen kennen: Man macht so etwas nicht mit einem Lagavulin. Wenn jemand nach einem ganz besonderen Whisky fragt, dann dreht Christian sich um, nimmt sich eines der kleinen, schmalen Gläser mit Stiel, die den heiligen sechs Flaschen vorbehalten sind, greift vorsichtig nach der großen mit der schlanken Taille und schenkt den Lagavulin mit der Sorgfalt eines Druiden ein, um das Glas mit gesenktem Kopf auf die Theke zu stellen, wie man einer Frau eine Rose hinlegt (wenn denn Frauen Lagavulin tränken). Ohne den Kopf zu heben, reglos, wartet er ab, wie der Gast das Glas an die Lippen führt, hoffentlich den Holzduft der Sherry-Fässer für ein paar Sekunden genießt und endlich trinkt, nur ein paar Tropfen trinkt, einen kleinen Schluck, der den Aufmerksamen zum Innehalten zwingt, da ein Lagavulin kein Whisky für

den Western ist, den harte Burschen hinunterschütten, ohne abzusetzen, nein: Einem Lagavulin gibt man unweigerlich Raum und Zeit, damit er sich in Nase, Mund und Gaumen ausbreitet, wie Christian stets betont. Den Kopf hat er auch dann noch gesenkt, wenn das Wohlgefühl des Lagavulin sich in einer großen Welle vom Hals in die Brust und sogar bis in den Bauch und hinunter in den Po des Gastes ergießt, worauf sich unweigerlich Staunen, Freude und Dankbarkeit in dessen Atem und Gesichtszüge legen und Christian ein zufriedenes Seufzen geschenkt bekommt, ein Lächeln, ein Strahlen gar oder wenigstens ein anerkennendes Nicken mit auswärts gewölbter Unterlippe, wie ich es häufig beobachtet habe. Dann erst hebt Christian den Kopf und grinst von einem Ohr zum anderen, grinst breiter noch als Abdul, nachdem er mir den Ball durch die Beine gespielt hat, grinst aus Stolz und weil er die Reaktion vorausgesehen hat und den Genuß eines Lagavulin einem jeden freundlichen Mitmenschen aus so tiefem Herzen gönnt, daß er sich schon mehrfach bemüht hat, Abdul, der den Alkohol verschmäht und dennoch mittwochs nach dem Fußball in die Kneipe geht, wo ich ihn noch nächtens mit dem Glas Mineralwasser antreffe, Abdul also, den Frommen, zu einem Lagavulin zu überreden.

Als Christian nun gestern in gewohnter Weise zu dem Lagavulin griff, beim Einschenken aber von besagter junger Dame unterbrochen wurde, die in kindischer Pflicht zum Widerspruch kreischte, ihren Whisky auf Eis und in Cola trinken zu wollen, protestierte er nach Aussage Abduls gar nicht gegen den Wunsch an sich, sondern kündigte nur, ohne sich umzudrehen, an, die Cola mit einem anderen Whisky zu mischen, doch muß Ludwigs Bekannte dies als Kränkung aufgefaßt haben, als Chauvinismus vielleicht oder jedenfalls als männliche Überheblichkeit, da sie fröhlich darauf bestand, das Eis und die Cola mit einem Lagavulin zu trinken, nur mit einem Lagavulin, dessen Namen sie zu Christians zusätzlicher Entrüstung auch noch betont falsch, weil grausam amerikanisch aussprach, wie Abdul vermerkte. Ich kann nur vermuten, was daraufhin im einzelnen geschah, da mein Gewährsmann lediglich mitteilte, daß Christian drauf und dran gewesen sei, die Bestellung abzulehnen, am Ende aber den Lagavulin unter erbostem Kopfschütteln der Cola zum Fraße gab, um sich den Rest des

Abends in verbittertes Schweigen zu hüllen, ich kann nur vermuten, daß Christian Ludwigs Bekannte zunächst freundlich auf den Preis hinwies, der bei einem Jack Daniels oder einem Johnny Walker mit Cola erheblich niedriger gewesen wäre, und ich vermute auch, daß Ludwigs Bekannte um so störrischer wurde, je ernsthafter Christian sie bedrängte, bis er tatsächlich den Chauvinisten hervorgekehrt haben dürfte, um noch entschiedeneren Trotz zu ernten, und des weiteren vermute ich, daß Christian Ludwig und dessen zwei übrige Bekannte, wahrscheinlich sogar andere Thekengäste und mithin selbst den Antialkoholiker Abdul, um Beistand gebeten hat, allein, was ich nie vermutet hätte: Am Ende erfüllte Christian, obwohl er alle Freiheit gehabt und es ihm vermutlich die Anerkennung der übrigen Chauvinisten eingebracht hätte, den Wunsch der Brünetten. Mochte sie gut gelaunt sein, wie sie wollte, sie blieb ein Gast, deren Wunsch er sich verpflichtet fühlte, solange er ihr damit keinen Schaden zufügte, aber den Schaden hatte in diesem Fall nur er selbst, insofern es ihm mehr als nur die Laune verdarb, einen Lagavulin der braun glitzernden Brühe auszusetzen, untätig zuzuschauen, wie sechzehn Jahre der Sorgfalt, der Liebe, der unbedingten Pflichterfüllung verloren und entweiht den Gaumen eines trotzköpfigen Mädels hinunterfließen, das nicht die geringste Ahnung davon hat, was es heißt, ein Glas Lagavulin vor sich auf den Tresen gestellt zu bekommen, ein Glas, das der Rose eines Liebenden gleicht, die nicht einmal aus Bosheit, nicht einmal aus Zynismus, sondern aus schierer Ignoranz zerknüllt und in den Aschenbecher gedrückt wird, zu den Kippen, zum Kaugummi und den abgebrannten Streichhölzern. Und dennoch hat Christian das Außergewöhnliche getan, obwohl ihm vor den Freunden mehr als nur ein Zacken aus der Krone gefallen sein, er hat nachgegeben, obwohl er sich vor sich selbst geschämt haben dürfte und den Dienst hinter der Theke verfluchte und an Gustav dachte, der mit ihm und ein paar anderen die Kneipe eröffnet, sich dann aber nach Irland abgesetzt hatte, in ein Haus nahe Kindsale unweit des Meeres. Er hat es getan, und je mehr ich es bedenke, desto tapferer finde ich Christian, weiß ich doch, daß er sich sogar jetzt noch über Ludwigs Bekannte aufregen wird und über Ludwig selbst, der so eine gut gelaunte Brünette in die Kneipe mitbrachte, er hat es getan,

weil er der Pflicht, den Wunsch eines Gastes zu erfüllen, den unbedingten Vorrang vor seiner eigenen Empfindsamkeit gegeben hat.

Vom Scherz

Anke Pannke, die scherzhafte Eltern haben muß, denn wie, wenn nicht witzig soll der Reim gemeint sein, den sie der Tochter in den Namen gelegt haben, Anke Pannke, die also wirklich so heißt oder genau gesagt hieß, da sie bei der Hochzeit vor fünf Jahren erleichtert den Familiennamen ihres libanesischen Mannes Antun angenommen hat, der zwar so kompliziert ist, daß selbst ich ihn mir nicht merken kann, aber dafür versprach, sie von der schnell gesprochenen Abfolge ihres Vor- und Zunamens zu befreien, mit der ihre Freunde sie dennoch weiterhin rufen, was sie als Reminiszenz an ihre Jugend inzwischen beinah wohlwollend erträgt, Annkepannke erzählte mir, daß Antun ihr exakt seit dem vorletzten Hochzeitstag kein zärtliches Wort gesagt, sie außerhalb des Betts mit keiner intimen Geste berührt und nicht mehr mit ihr gescherzt habe, kein einziges Mal mehr mit ihr gescherzt. Weder stritte er mit ihr, noch sei er häufiger schlecht gelaunt, vielmehr so höflich und aufmerksam wie eh und je, und er ziehe sich auch keineswegs zurück, im Gegenteil: Mit seinen arabischen Freunden treffe er sich seltener, arbeite nicht mehr bis in jede Nacht und verbringe dafür mehr Zeit als früher mit ihr und Theodor, dem dreijährigen Sohn. Antun sei nicht gereizt, wirke nicht traurig, nicht lasse er es an einem freundlichen Wort fehlen, wenn sie vom Friseur komme oder ihre Eltern sie besuchten. Nichts werfe sie ihm vor, nichts könne sie ihm vorwerfen, denn alles, was sie oder überhaupt eine Frau von einem Ehemann erwarte, erfülle er, wenn nicht mit Enthusiasmus, so doch mit Zuvorkommenheit.

Vielleicht, daß er noch etwas stiller geworden sei und sie seltener miteinander schliefen, aber das könne sie nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, denn eigentlich wirke alles normal, nichts in seinem Verhalten,

seinem Umgang mit ihr habe sich eingetrübt, ja, um ihre Gesundheit, ihr finanzielles Auskommen, ihre Freunde sorge er sich eher mehr als früher, nur daß jene Zärtlichkeit des Wortes und der Berührung fehle, die sich nicht auf die Sexualität richte, jenes Lachen, daß nur sie beide teilten. Es sei, als habe er seiner Beziehung zu ihr das Überflüssige genommen, das, was er für überflüssig halten könnte. Er küsse sie leidenschaftlich beim Sex, aber nicht mehr im Vorübergehen, mache sich gar nicht mehr über sie lustig und habe aufgehört, sie Annkepannke zu nennen, wie er es von ihren Freunden übernommen hatte, um sie zu necken, das sei so schön gewesen, wenn er ihr im Bett Annkepannke ins Ohr geflüstert habe, mit dem arabischen Akzent, der ihn trotz der foppenden Absicht zwang, die beiden *E*'s zu betonen, das habe immer so französisch geklungen, so elegant mit seiner tiefen Stimme, Ankehpankeh, das *A* beinah wie ein *O,* das sage er gar nicht mehr, und deshalb sei ihr auch überhaupt erst aufgefallen, daß sie nicht mehr gemeinsam lachten, sonst hätte sie das womöglich noch länger nicht bemerkt, aber vor ein paar Monaten habe sie sich plötzlich die Frage gestellt, wann er sie das letzte Mal Oankehpoankeh gerufen habe, und da habe sie sich genau daran erinnert, daß es am Abend ihres vorletzten Hochzeitstages gewesen sei, nachdem sie miteinander geschlafen hatten, als letztes Wort, bevor er anfing zu schnarchen, deshalb sei ihr das aufgefallen, weil er das Oankehpoankeh schon beinah im Schlaf gesagt haben mußte, so schnell sei es vom Schnarchen abgelöst worden, daß sie nicht anders konnte als zu lachen, wie sie überhaupt früher so oft gelacht habe, wenn sie miteinander schliefen, und das sei das letzte Mal gewesen, daß er sie zum Lachen gebracht habe, sei ihr vor ein paar Monaten aufgefallen, als sie nach längerer Zeit wieder in die Kneipe kam und Hermann hinter der Theke sie mit dem gewohnten Annkepannke begrüßte, in der gleichen Kneipe, in der ich vor einigen Jahren mit ihr ins Gespräch gekommen war, als wir nebeneinander an der Theke standen und Giovanni, der damals noch bediente, einfiel, daß Annkepannke übrigens einen arabischen Mann habe, mit dem ich mich doch mal unterhalten solle, ich sei doch auch so was wie ein Araber, dann käme er öfters in die Kneipe mit, sonst sähe man Annkepannke gar nicht mehr, und als Hermann sie mit den beiden verschluckten *E*'s ansprach, da habe sie

gedacht, wie schön doch ihr Reimname klinge, wenn Antun ihn ausspreche, so elegant und lüstern in der halben Ironie, mit der er ihn versehe, und da hätte ich Anke gern gefragt, ob das an der persönlichen Intonation Antuns liege oder an seinem südländischen Akzent, ob also das Ankepannke von Giovanni ähnlich geklungen oder Antun den Namen auf eigene Weise intoniert habe, das hätte mich wirklich interessiert, denn wenn es bloß am Akzent lag, würde ich, der ich sie niemals Ankepannke nenne, vielleicht auch mal Oahnkehpoahnkeh rufen, als Südländer fiele mir das leicht, wenngleich ich absolut kein Araber bin und diesbezüglich keine Witze verstehe, aber das habe ich sie nicht gefragt, weil sie so traurig auf dem Barhocker saß, beinah verhärmt, daß mir ein zugleich mitleidsvolles und scherzhaftes Och, Anköpannkö auf der Zunge lag, das ich aber lieber herunterschluckte, weil sie nicht aussah, als sei sie zum Scherzen aufgelegt, selbst wenn ihre Eltern ausgesprochen scherzhafte Leute sein müssen.

Von der Schwermut

Bruno hatte immer noch die Wunden, die zertrümmerte Nase, die aufgeschlitzte Brust, die Blutflecken auf dem grauen Bart, und er hatte den gleichen schwermütigen Ausdruck, der ihm zum ersten Mal vor siebzehn Jahren im Gesicht gestanden hatte, als er im Betriebsbüro des Schauspiels Frankfurt mit einer solch milden Verzweiflung lächelte, daß es nicht einmal zu einer Begrüßung kam, weil Lutz sofort fragte, was geschehen sei. Nichts, hatte Bruno geantwortet, wirklich nichts, nichts Besonderes jedenfalls, er sei heute nur ein bißchen traurig, ohne den Grund genau zu kennen, und auf Nachfrage hatte er hinzugefügt, es sei eben immer das gleiche, so ein Rennen ohne Ankommen, so eine Verwirrung davon, ständig im Kreis sich zu drehen, nicht weiter schlimm, und Lutz hatte gesagt, ja, das Gefühl kenne er, das kenne bestimmt jeder Mensch, das gehöre zum Leben und gehe vorbei, und obwohl Bruno genickt hatte, ging es nicht vorbei, die Schwermut blieb in seinem Gesicht, auch am nächsten und übernächsten Tag und die ganzen nächsten Wochen, und auch der Psychologe, den Bruno im vierten Monat endlich aufsuchte, konnte nicht weiterhelfen, denn da war ja auch nichts, nichts Besonderes jedenfalls, nur so ein allgemeines Gefühl, das ihn niederdrückte, aber am Leben nicht weiter hinderte und weit entfernt war von Symptomen krankhafter Depression, die der Psychologe beim besten Willen nicht attestieren konnte.

Von außen betrachtet, belastete die Schwermut Brunos Leben anfangs kaum, er setzte das Leben mit Elke und die Bühnenbildnerei mit der gleichen erfolgreichen Routine fort, nur daß er abends nicht mehr so lang mit den Kollegen saß und selbst sein Lachen wie eine Elegie klang. Im dritten Jahr hatte es Elke nicht mehr ausgehalten, jeden Tag in sein unveränderliches

Gesicht zu blicken, und obwohl Bruno danach gerade durch seinen verhangenen Blick und seine sinnlich wirkende Behutsamkeit manche Frauen für sich eingenommen hatte, war doch keine einzige dabei gewesen, die ihn glücklich genug gemacht hätte, die Schwermut aus seinem Gesicht zu vertreiben. Lutz sagt, Bruno habe wirklich alles probiert, Sport getrieben, neue Hobbys für sich aufgetan, Fallschirm gesprungen und vor allem sexuell alle möglichen Exzesse erprobt – die Schwermut sei nicht zu vertreiben, sei wie festgenagelt gewesen auf seinem Gesicht, so daß er schließlich bis auf Lutz alle Freunde verloren hatte, weil es mit ihm auch wirklich keinen Spaß mehr machte, wie Lutz eingesteht. Im neunten Jahr hörte Bruno auf, Bühnenbilder zu entwerfen; es war keine bewußte Entscheidung, sondern einfach so, daß die alten Regisseure immer seltener Lust hatten, mit ihm zu arbeiten, und keine neuen hinzukamen, weil er sich nur lustlos um sie bemühte, und so zog er sich mit dem gesparten Geld in sein Haus in der Provence zurück, wo er die Landwirtschaft für sich entdeckte. Im vierzehnten Jahr hörte sogar Lutz auf, ihn zu besuchen, aber immerhin telefonierten sie gelegentlich miteinander, so daß Lutz sich selbstverständlich auf den Weg machte, als Bruno ihn aus dem Auto anrief, weil Lutz Bruno unbedingt noch sehen wollte, bevor er obduziert und von den Ärzten womöglich verändert würde, um zu wissen, ob Bruno tot immer noch die Schwermut im Gesicht trug, und so setzte er sich gleich ins Auto, während Bruno in dem seinen noch fuhr, und stand zwölf Stunden später im Kühlraum von Quillan vor Brunos Leiche, die tatsächlich noch niemand angerührt hatte. Selbst die blutverschmierte Kleidung hatte Bruno noch am Leib, als Lutz in sein Gesicht schaute, für einen Hinweis auf Erlösung sogar einen Atemzug lang dessen tote Augen öffnete und die Schwermut noch unverrückt vorfand, kein Hinweis darin.

Von der Tapferkeit

Auf meine nicht ganz unschuldige Frage, wie es denn mit Anke stehe, antwortete Antun zunächst in Platitüden, um nach einer halben Stunde, in der auch ich manche Nöte preisgab, noch offener von den Problemen ihrer Ehe zu sprechen, als es an gleicher Stelle bereits Anke selbst getan hatte, ging diese doch auf die Symptome, Antun statt dessen auf die Gründe dafür ein, daß ihre Beziehung nur mehr nach außen intakt zu nennen ist. Auch das Ausmaß der Zerrüttung schätzten sie offenbar unterschiedlich ein: Wo Anke von den schönen Nebensächlichkeiten sprach, die ihnen abhanden gekommen seien, der Zärtlichkeit am Tage, dem Lachen bei Nacht, erklärte Antun ihre Beziehung apodiktisch für gescheitert, insofern nichts mehr sie verbinde als die Sorge um den Sohn Theodor, die Bequemlichkeit ihres gemeinsamen Alltags sowie das Vertrauen und die Achtung, die aus Jahren des Zusammenlebens erwüchsen, in denen sie nie ernsthaft gestritten hätten.

Er habe schlicht aufgehört, sie zu lieben, wenn er es denn je getan haben sollte: Ihr Körper reize ihn nicht mehr, für ihre Gedanken und ihre Arbeit habe er sich, ehrlich gesagt, noch nie interessiert, ihre Freunde seien zwar nett, aber auch schrecklich gewöhnlich, ohne Sinn für etwas anders als Trinken, Fußball und Backgammon, und außerdem würden sie alle rauchen, in der Kneipe sei das schon gar nicht auszuhalten. Ihre Welt langweile ihn, genauso wie sie selbst ihn inzwischen langweile, weil sie durch rein gar nichts mehr überrasche, alles an ihr voraussehbar sei und starr, ihre Essensvorlieben, die Routine ihres Tages und Jahres, die immer gleich schlechte Laune nach dem Aufstehen, der Urlaub auf Kreta, die unaufgebbare Wohnung und der unveränderliche Sex noch dazu. Immer habe sie scheinbar begeistert reagiert, aber es dann stets im Sande verlaufen

lassen, wenn er den Muff abschütteln, es noch einmal neu mit ihr versuchen wollte, wenn er vorschlug, gemeinsam einen Yogakurs zu besuchen, Massagetechniken zu erlernen, für ein halbes Jahr zu verreisen, er könnte ein Freisemester nehmen und sie sich beurlauben lassen, habe er gesagt, sie bräuchten doch nicht viel Geld, wenn sie im Süden billig wohnten oder im Sommerhaus seiner Eltern im Schuf-Gebirge, das Anke so gut gefallen habe, aber nichts davon habe sie aufgegriffen, nichts habe sie dazu bewegen können, den Sommerurlaub einmal nicht in Kreta zu verbringen, einmal im Leben nicht nach Kreta, habe er gedacht, das wäre es schon gewesen, und wenn sie nach Lesbos oder Sparta oder Rhodos oder was wisse er denn wohin gefahren wären, nur einmal im Leben nicht nach Kreta, aber da hatte sie wieder die besseren Argumente gehabt, das Haus ihrer Eltern, in dem sie kostenlos wohnten, die Freunde, die Theodor dort habe, und natürlich sei es angenehm, so idyllisch, aber darum sei es ihm doch gar nicht gegangen, er habe nur etwas Neues mit ihr, an ihr, in ihrem Leben entdecken wollen, das ihm beängstigend perfekt vorgekommen sei, und als er vor zwei oder drei Jahren, genau gesagt, während des fünften Kreta-Urlaubs, definitiv erkennen mußte, daß Anke niemals auch nur einen Deut von ihrer Vorstellung eines perfekten Lebens abweichen und nichts das Alte ablösen würde, habe er sie plötzlich unausstehlich gefunden und sich gefragt, welche Konsequenz daraus zu ziehen sei, und natürlich gedacht, daß sie sich trennen müßten, und ihr das auch gesagt, und sie habe nicht einmal wirklich widersprochen, sondern nur beteuert, ihn zu lieben, gleich, wie er über sie denke. Da habe sie ihm leid getan und er sich selbst auch, denn er habe doch sein bisheriges Leben gar nicht zerschlagen wollen, sondern sich nur über seine eigene Empfindungslosigkeit erschreckt und deshalb mit allen Mitteln versucht, mehr als nur Achtung und Vertrauen für sie empfinden zu können, gerade weil er mit dem Leben mit Anke eigentlich recht zufrieden war, und erst als an der Vergeblichkeit dieser Bemühungen kein Zweifel mehr übriggeblieben sei, habe er sich notgedrungen zur Ehrlichkeit verpflichtet gefühlt und dazu, die Konsequenz zu ziehen, und die Aversion, die er plötzlich ihr gegenüber gehegt habe, sei in Wahrheit eine Wut darüber gewesen, auf die Idylle, so äußerlich sie gewesen sei, künftig verzichten zu müssen, denn vorher habe

sie ihn gar nicht angeekelt, sondern eher gleichgültig gelassen, und als sie dann geweint habe, sei ihm eingefallen, daß ihn doch niemand zu der Konsequenz dränge, im Gegenteil, und da habe er die Ehe fortsetzen wollen, wenn die Alternative darin bestünde, in eine kleine Wohnung zu ziehen, niemanden mehr zu haben, der kocht und sich um die praktischen Dinge kümmert, und für Theodor wäre es auch das beste, wenn sie einfach zusammen wohnen blieben. Antun erwähnte auch, daß er eines Tages womöglich Schwierigkeiten mit seiner Aufenthaltserlaubnis bekäme, sollte er nicht mehr mit einer Deutschen verheiratet sein, denn zwar habe er nach geltendem Recht nichts zu befürchten, doch müßten wir Ausländer für die Zukunft mit dem Schlimmsten rechnen, überall in Europa seien die Nationalisten auf dem Vormarsch, in Dänemark, in Italien, in Österreich sowieso, sogar in Holland, und in Deutschland sei es eigentlich auch schon soweit, egal ob CDU oder SPD, die seien alle gleich in ihrem Populismus, da könne man sich, anders als bei Anke, nicht darauf verlassen, daß alles beim alten bleibt. Er persönlich hätte also nur Nachteile gehabt, wenn sie sich hätten scheiden lassen, sagte Antun, das habe er ganz pragmatisch gesehen, als Anke weinte, und ihr deshalb vorgeschlagen, fürs erste die Ehe einfach fortzusetzen, selbst wenn er sie nicht liebe, bei ihrer beider Eltern sei das nicht viel anders, obgleich sie es sich gewiß nicht so deutlich eingestünden, das habe er Anke gesagt, worauf sie noch mehr geweint habe, um ihm einige Tage später zu sagen, daß es schon in Ordnung sei und ihre Liebe für sie beide reiche, worauf er beinahe habe weinen müssen, so gerührt sei er über ihre Liebe zu ihm und über ihre Tapferkeit gewesen.

Seitdem sei ihre Ehe nicht gut, aber um vieles besser geworden: Er hadere nicht mehr mit dem, was an ihr fehle, sondern erfülle, was er zu leisten imstande sei, damit sie nach außen, vor allem für Theodor die Illusion aufrechterhielten, einschließlich des Sommerurlaubs auf Kreta, kostenlos sei schließlich nichts im Leben, außer dem Ferienhaus ihrer Eltern. Die Abende seien viel entspannter, mit dem Trauerspiel im Bett habe er sich abgefunden, dafür habe er eine Freundin, über die er mit Anke ganz offen gesprochen habe, worauf sie natürlich wieder geweint, aber nach einigen Tagen gesagt habe, das sei schon in Ordnung, sie käme damit klar. Das habe er ziemlich

tapfer gefunden, auch wenn er sich nicht sicher sei, ob sie aus Liebe oder aus Gewohnheit ihre Idylle und was für sie ein perfektes Leben sei beinah zwanghaft aufrechterhalte, was ihr freilich nur vor Außenstehenden gelinge.

Vom Durst

Wenn unser arabischer Nachbar die Kinder zu Bett gebracht, die liegengebliebene Arbeit getan, die E-Mails beantwortet und einige warme Worte mit der Frau über die Segnungen und Kümmernisse ihres Tages, die nächste Reise, die letzte Nacht gewechselt hat, wird er ihr in aller Liebe vom Durst sprechen dürfen, den es im Leben täglich zu löschen gilt, sagt Johannes und meint den Durst im emphatischen Sinne, den Durst nach der Freiheit des Lustlosen, nach Gleichheit unter Verschiedenen und ihrer unverbrüchlich vergänglichen Brüderlichkeit, den Kinder nicht, noch Liebe oder Werke löschen können, sind diese doch mit dem Brot zu vergleichen, das in der Bildersprache unserer Religionen viel eher als das Wasser für das materiell Notwendige steht, obwohl man – und das ist so merkwürdig, daß niemand es bemerkt zu haben scheint – viel schneller verdursten als verhungern kann, zumal dort, wo die Religionen ihre Heimat haben, Landschaften, in denen man sich vor Wassernot das Paradies gar nicht anders vorstellen konnte als in der Terminologie des Fließens, das im Durst seine Diesseitigkeit findet. Ich könnte jetzt Aufheben darum machen, daß jedenfalls unter den abrahamitischen Konfessionen einzig die Schiiten – und das ausgerechnet auf dem Boden Zarathustras, der das Feuer anbetet – eine Mythologie des Wassers entwickelt haben, doch würde ich als Apologet mißverstanden, brächte ich den Durst von Kerbela mit den genannten Idealen der Französischen Revolution in Verbindung, wie ich es tun müßte, um dem ermordeten Imam Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und so will ich mich darauf beschränken, von jenem Durst zu sprechen, der meinen Nachbarn vollends übermächtigt, sobald seine deutsche Frau es sich gegen halb elf vor den Tagesthemen oder höchstens eine Stunde später im Bett eingerichtet

oder, wie sie sagen wird, gemütlich gemacht hat. Dann wird er ankündigen, sich die Beine zu vertreten, ihr einen Kuß so lustvoll wie möglich aufdrücken und leise, damit die Kinder nicht aufwachen, im Flur die Schuhe anziehen, den Mantel überstreifen und die Schirmmütze aufsetzen, ohne die er es im nordischen Winter sowenig aushalten würde wie ohne das *Durst* am Ende der Tage, obwohl es keine fünfzig Meter entfernt liegt von unserem Haus und also selbst in der Galabiyya frostfrei zu erreichen wäre, die er in seiner Heimat angezogen haben mag, wenn er auszog, um im Teehaus zu löschen, wovon Johannes mir spricht.

Von der Leidenschaft

Für Egon Ammann

Auf die Frage, weshalb ich ihn seit Monaten nicht ausgeschlafen antreffe, obwohl doch erstens sein Sohn Egon, vier Jahre alt geworden, aus dem Gröbsten heraussein müsse und er zweitens ohnehin, den Hinweis auf sein Künstlertum wie ein Schild durch das Leben tragend, seine Freundin Monika allein mit den täglichen Elternpflichten lasse, antwortete Daniel, daß Egon zwar lange schon gelernt habe, ihn nicht zu wecken, aber nach dem Aufstehen jeden, ausnahmslos jeden Gang in der Wohnung rennend bestreite. Da sein Zimmer in der Mitte zwischen demjenigen der Mutter und des Sohnes liege, schrecke er in unregelmäßigen Intervallen ob des Eindrucks auf, daß eine zweibeinige Elefantenherde den bahngleislangen Gang in Antilopengeschwindigkeit erst in die eine, dann in die andere Richtung durchmesse. Nun neigt Daniel, wie man erkennt, zu Übertreibungen und Ausschmückungen, die ihm nach Aussage Monikas in den Diskussionen über die gemeinsame Haushaltsführung auch dazu dienen, das notwendig Anti-Bürgerliche seiner künstlerischen Existenz dramatisch zu beschwören, doch fällt es mir dennoch nicht schwer zu glauben, daß ein Kind, das vor der Zimmertür in die eine, dann die andere Richtung rast, dem Schlaf abträglich ist. Gewiß habe Daniel seinem Sohn zu erklären versucht, daß er Ziele wie das Bücherregal oder den Einkaufsladen auf der einen, Monikas Bett oder den Kühlschrank auf der anderen Seite genauso gut, nein: sicherer, ausgeruhter und eben ohne den Vater zu wecken erreiche, wenn er sie im Schrittempo oder seinetwegen im lässigen, einem Künstlerhaushalt angemessenen Trab anstrebe, und der kleine Egon habe gar nicht prinzipiell

widersprochen und zugesagt, sich um Gemächlichkeit zu bemühen, indes scheine die Aussicht, vor dem Aufstehen noch ein Kapitel aus Pippi Langstrumpf von Monika vorgelesen zu bekommen, oder die Notwendigkeit, den Tag gleich dem Vater mit einem allerdings imaginären Espresso zu beginnen, den Vorsatz allmorgendlich zu nihilieren, wie Daniel es auf jene leicht exaltierte Weise ausdrückte, wie sie auch in der Namensgebung seines Sohnes auffällt, denn wem, wenn nicht einem Künstler, fällt es heute noch ein, ein Kind Egon zu nennen.

Manchmal ginge es im Minutentakt hin und her, an anderen Tagen lasse der Sohn sich auf der einen Seite der Wohnung so lange von einem Gegenstand oder einer Beschäftigung fesseln, bis der Vater erleichtert in den Schlaf zurückgekehrt sei, nur um kurz darauf erneut geweckt zu werden, weil Egon von der anderen Seite der Wohnung eine notwendige Ergänzung zum Spielzeug holen oder der Mutter im Schlafzimmer, dem Löwen im Kinderbett dringend und sei es aus Rücksicht auf den Vater flüsternd mitteilen muß, es sei nun wirklich Zeit zum Aufstehen, um im unmittelbaren Anschluß wieder im elefantenschweren Antilopensprint die Seite zu wechseln, als hätten sich in Vaters Zimmer serbische Heckenschützen verschanzt (ich kann doch nichts dafür, wenn Daniel auf Bilder verfällt, die man für geschmacklos halten mag, es ist bei seinen Gemälden nicht anders).

Offenbar fülle jedes noch so nebensächlich wirkende Vorhaben das Bewußtsein Egons so randvoll aus, daß er in dem Augenblick gar nicht anders könne, als es vollständig und auf schnellstmöglichem Wege, ohne weiteres Besinnen, zu verwirklichen. Das sei eben nicht wie bei Erwachsenen, die sich einen Kaffee bereiteten oder aufs Klo gingen, ohne deswegen alles andere zu vergessen, so ein Egon von vier Jahren könne es abends kaum erwarten, morgens in die Welt zu stürmen, in den Kaufladen und zu Thomas, Annika und Pippi Langstrumpf. Weil Daniel – gerade er, der als Künstler doch von den Resten kindlicher Leidenschaft zehre – solchen Überschwang als allzu vergängliches Geschenk begrüße, könne er sich nicht dazu durchringen, strikte Verbote auszusprechen, zumal sie in der besonderen Situation einer Dampflok, die losfahren, oder eines Tipp-Kicks,

das vom nicht mehr zu verzögernden Urinieren nur so kurz als möglich unterbrochen werden möchte, kaum einzuhalten wären. So fordert also die Achtung vor der Grundvoraussetzung seines eigenen Berufs von Daniel doch noch den Tribut der Erschöpfung, indem sie ihn davon abhält, den leidenschaftlich rasenden Egon in die Schranken zu verweisen.

Nicht weil ich um die Konstitution meines Freundes, vielmehr weil ich um Egon mich sorgte, der bei ständig hohem Tempo auf den glatten Dielen ausrutschen und mit dem Kopf, Gott verhüte, gegen die Heizung oder den metallenen Schuhschrank stoßen könnte, riet ich Daniel gleichwohl, seinen Sohn zu etwas Behutsamkeit anzuhalten, ein klein wenig mehr nur, schließlich sei es wirklich glatt in ihrem langgestreckten, aber gefährlich schmalen und mit den Utensilien antibürgerlicher Existenz vollgestellten Flur, und der Leidenschaft, für die natürlich auch ich viel übrig hätte, täte es im übrigen keinen Abbruch, würde sie hier und da durch die Anstrengung der Geduld gekitzelt, im Gegenteil, gerade die Geduld sei es, die den Leidenden und mit ihm die Leidenschaft über alle Jahrzehnte am Leben erhielte. Ich sei eben doch ein Spießer, gab mir Daniel zur schroffen Antwort, ein Waschlappen und Spießer, um anschließend etwas vom Leben zu murmeln, das wild und gefährlich gelebt werden wolle, einen Ausspruch Nietzsches zitierend, den autonome Buchhandlungen in den achtziger Jahren auf Postkarten vertrieben. Um ihn, wie gesagt, sorge ich mich nicht, wohl aber um seinen Sohn Egon, zumal angesichts der zur Schau gestellten Sorglosigkeit des Vaters, die sich in der Namenswahl schon zeigt, schließlich kann nur einer, der nicht an die Folgen denkt, ein Künstler eben oder einer, der es leidenschaftlich gern sein möchte, einem Kind heute noch den Namen Egon geben – mag es auch, wenn ich es recht bedenke, ein ausgesprochen schöner Name sein.

Von der Versenkung

Nach dem Frühstück schaute Gabriele auf das klare Wasser, das sich zwei, zweieinhalb Meter unter ihr auf den schmalen Kieselstrand von Mytros ergoß und wieder zurückzog, und sie schaute auf die weißen, grauen, roten und schwarzen Steine, die hinter der zentimeterhohen Brandung grünlich schimmerten, und schrieb mit, wie Jan und die Kinder im Café nebenan Memory spielten und der Wirt und seine Mutter, angelehnt an die Hotelmauer, die Besorgungen des Tages absprachen, und auch jeden Passanten notierte sie, der in ihrem Rücken die kleine, für Autos nur im Schrittempo zugängliche Promenade entlanglief, Touristen und Einheimische, während sie auf das Wasser starrte und auf die grünlich schimmernden Steine darin, die den Frieden der Ertrunkenen zu schlafen schienen, und sie achtete auch auf das Rauschen und achtete so sehr darauf, daß sekundenweise alle anderen Geräusche verschwanden und nicht das Gespräch über die Besorgungen und kein Jauchzen der Kinder mehr zu hören war, und Autos fuhren ohnehin nicht oder nur alle paar Stunden die Promenade entlang, und so hörte sie das Rauschen und verlor die Wellen wieder, weil ein Verkäufer seine Waren anpries oder ein Esel schrie, und so hörte sie die Wellen und verlor sie wieder, es ging wie die Wellen selbst, sie füllten ihr Gehör aus und verschwanden wieder, sie selbst wurde zum Kieselstrand, zum grünlich schimmernden Stein, der den Frieden der Ertrunkenen schlief, und konzentrierte sich auf das Versinken, damit das Meer immer lauter würde und mehr als nur sekundenweise die anderen Geräusche zum Verstummen brächte, auch die unvorhergesehenen wie das Blöken eines Schafes, die Verkäufer und die seltenen Autos, die aber ohnehin nicht fuhren, und sie öffnete ihre Ohren den Wellen und schloß sie gegen

alle anderen Geräusche ab wie die Ertrunkenen auf dem Meeresgrund, bis auch ihr nur noch das Meer blieb, das sich in zentimeterhoher Brandung auf den schmalen Kieselstrand ergoß und wieder zurückfloß in sich selbst. Gabriele hörte, sie hörte so genau, als hinge davon ihr Heil ab, sie versenkte sich in das Geräusch, als erfülle sie stellvertretend für alle Menschen die Aufgabe, so genau zu hören, daß man nichts mehr hört außer das Meer, und sie tat nichts weiter, als zu hören, auf das Meer zu starren und auf die Stelle zu achten, die sich ihren starren Augen bot, die Stelle hinter der zentimeterhohen Brandung, wo die weißen, grauen, roten und schwarzen Steine grünlich schimmerten, als könne sie, wenn sie nur genau genug hinschaute und aufmerksam genug hörte und sonst nicht einmal auf die Brise achtete, selbst mit dem Wasser davonfließen, in das Meer sich ergießen, sie müsse nur tief genug darin versinken, das w ar nach dem Frühstück ihre Sehnsucht, zu versinken im Meer, grünlich zu schimmern und schließlich sich aufzulösen zu Wasser, damit nichts mehr von ihr übrigbliebe und Jan und die Kinder allein nach Köln zurückfliegen müßten, aber das konnte sie natürlich nicht, das hätte sie ihnen nicht antun können, das war ausgeschlossen. Nur dann hätte sie sich in Nichts auflösen können, wenn sie gar nicht dagewesen wäre und also auch nichts hinterlassen hätte, aber das geht natürlich nicht, denn sie war schließlich da, und da sie etwas war, konnte sie nicht zu Nichts werden, denn selbst wenn sie vollständig verschwände, bliebe etwas von ihr zurück, ja, sie hinterließe etwas, sie hinterließe Jan und die Kinder, Oma, Opa und den Schmerz wie auch die Erinnerung der Verbliebenen, das konnte sie nicht ausradieren, sie war etwas und konnte nicht nichts werden, das war ihr ganzer Jammer, und im Meer mit seinen Farben und Geräuschen konnte sie sich schon deshalb nicht versenken, weil sie aufschrieb, was sie wahrnahm, und also keineswegs vollständig auf die Stelle hinter der zentimeterhohen Brandung achtete, wo die weißen, grauen, roten und schwarzen Steine grünlich schimmerten, wie sie in dem Heft notiert hatte, auf das ich mich stütze.

Von der Schönheit

Er habe den Eindruck gehabt, der Mann sei selig gewesen, sagte Rolf, der als Anwalt in einer großen Kanzlei im Belgischen Viertel arbeitet, zu deren Mandanten neben meinem Bruder, mit dem er seit der Schulzeit befreundet ist, auch ich gehöre, wenn freilich wir selbst noch nicht von Rolf vertreten werden mußten, hat dieser sich doch auf das Strafrecht spezialisiert. Es sei ihm vorgekommen, als sei der Mann ein Berg an Selbstbewußtsein, unerschütterlich geworden durch ein einmal genossenes Glück. So sieht jemand aus, der innerlich lacht, habe er gedacht, aber merkwürdigerweise habe es nicht schön ausgesehen, nein, widerlich sei es gewesen, so schrecklich zufrieden mit sich selbst habe der Mann gewirkt, als er sich schließlich gesetzt habe, um zu erwarten, was immer von nun an mit ihm geschehe, mit dem Tagwerk, weil er es als vollendet betrachtete, in Frieden abgeschlossen. Irreal sei die Ruhe gewesen, die Normalität, die er ausgestrahlt habe, so daß Rolf hätte meinen können, er selbst sei übergeschnappt, nicht der Mann, der nach Rolfs Worten keinen Widerstand leistete, ja ergeben ihnen Antwort stand und insgesamt von betonter Vernünftigkeit war, als ob sein Wahn die Geschäftsmäßigkeit zum Mantel gehabt hätte, während er selbst, Rolf, vor Wut und Ratlosigkeit geschäumt habe, verständlicherweise unter Schock und zunächst kaum in der Lage, sich klar zu artikulieren. Zu reden gewesen sei mit dem Mann ohnehin nicht: Auf die gestammelten Fragen nach dem Grund seiner Raserei habe er ihn angesehen und, ohne auch nur die Augenbrauen zu zücken, gesagt, daß es unvergleichlich schön geklungen habe, wie die Axt in die Scheibe gedrungen sei, die blühende Axt, wie er gesagt habe, ein Künstler eben, Musiker, genau gesagt, halbwegs erfolgreicher Komponist, wie Rolf inzwischen erfahren

hatte, sogar in der Philharmonie sei vor ein paar Jahren ein Stück aufgeführt worden, auch wenn ich den Namen bestimmt noch nicht gehört hätte. Dreiunddreißig Autos habe der Mann zerstört, das müsse man sich mal vorstellen: dreiunddreißig Frontscheiben, Heckscheiben, dreiunddreißig Mal die vordere und die hintere Seitenscheibe. Selbst wenn Kinder auf der Rückbank gesessen hätten, habe der Mann mit der Axt, der blühenden Axt, in die Scheiben gedroschen. Dreiunddreißig Mal, das hätten die Zeitungen gar nicht erwähnt, dabei stecke bestimmt eine Symbolik dahinter, denn hätte der Mann gewollt, hätte er noch viel mehr Autos zerstören können, die hätten ja gar nicht weggekonnt in dem Chaos: Einige hätten gewendet, andere rückwärts oder sich über den Standstreifen nach vorne durchzuschlagen versucht, der natürlich schnell blockiert gewesen sei, so daß die Autos, die wie Bienen aus einem brennenden Stock zu entkommen versuchten, sich in wenigen Sekunden hoffnungslos ineinander verkeilt hätten, zumal die meisten Fahrer gleich am Anfang auf die Wiese neben der Autobahn geflohen seien, so daß ihre Autos die Fahrbahn blockierten.

Auch Rolf selbst sei aus dem Auto gesprungen und weggerannt, um über die Schulter zu beobachteten, wie der Mann zu Rolfs X5 schritt, fast am Schluß, als neunundzwanzigstes oder dreißigstes Auto, wenn er richtig gerechnet habe, Pech im Unglück sozusagen, denn zwei Reihen weiter hinten, und der Mann hätte den X5 verschont, dabei könne er sich genau erinnern, daß er nur deshalb die zwei Reihen zu weit vorn stand, weil er noch schnell beschleunigt und zwei Autos links überholt habe, als er den Stau gesehen habe, nur um fünfzig Meter weiter vorn zum Stehen zu kommen, Pech im Unglück, wie gesagt, oder reine Idiotie. Nagelneu sei der Wagen gewesen, achttausend Kilometer gelaufen erst, schwarz, ein Traum von einem Auto mit eingebautem Telefon, Sportausstattung und dem besten Navigationssystem weltweit. Auch wenn er sich natürlich in erster Linie um etwaige Verletzte gesorgt habe, habe er doch jeden Axthieb auf seinen Wagen gleichsam körperlich gespürt, durch und durch sei ihm das Klirren der Fensterscheiben gegangen, das Schlagen von Eisen auf Blech, das der Mann immer nur als herrlich, wunderschön bezeichnet habe, als Rolf schließlich zu dem Mann gegangen sei, der nach dem dreiunddreißigsten

Auto die Axt ins Gebüsch geworfen und sich, wie gesagt, auf die Motorhaube des Vierunddreißigsten gesetzt habe, eines Toyota Corolla, um den es nun wirklich nicht schade gewesen wäre. Zu viert seien sie gewesen, die sich an den Mann geschlichen hätten, in Sorge, daß er plötzlich eine Pistole oder eine andere Waffe hervorhole, doch habe der Mann, wie gesagt, ganz friedlich gewirkt, ja selig, und keinerlei Anstalten gemacht, sie zu bedrohen oder sich wehren zu wollen, und da hätten sie Mut gefaßt, sich ihm zu nähern, weil sie ihn zunächst hätten außer Gefecht setzen wollen, bevor sie nach Verletzten sahen, von denen es dann wie durch ein Wunder keine gegeben hätte, jedenfalls keine, die in ihrem Auto zurückgeblieben und ernsthaft verletzt war, vielleicht daß der Mann doch darauf geachtet hatte, nach Möglichkeit niemanden zu treffen, zumal er die Hände in die Luft gehoben und Rolf und die drei anderen Tapferen, wie gesagt, so ruhig und wie beglückt erwartet habe, daß sich die Absicht, ihn zu überwältigen, als überflüssig erwies. Nachdem sie rasch herausgefunden hätten, daß in keinem Auto jemand übriggeblieben war, seien sie noch einmal zu ihm gegangen, halb, um sicherzugehen, daß er nicht fliehe, halb wohl, weil sie ihn instinktiv nach einer Erklärung fragen wollten, noch bevor die Polizei eintreffen würde, aber der Mann habe immer nur von dem schönen Klang gesprochen und daß die Scheiben so schön geklirrt und das Blech so dumpf gepocht hätte, herrlich und wunderschön, wie gesagt, worauf einer von ihnen vieren, die sich als erstes zurückgewagt hätten, der jüngste von ihnen, der über einen zerstörten Renault Scenic lamentierte, noch gespottet habe, das sei ja wirklich ein klasse Konzert gewesen, herzlichen Glückwunsch. Ein Konzert! habe der Mann erwidert, richtig, ein Konzert des Himmels und der Erde, der helle Gesang, das tiefe Pochen, als auch schon der Angeklagte aus der Traube hervorgeschossen sei, die sich um sie gebildet hätte, und die Axt, die er wohl im Gebüsch gefunden habe, auf den Kopf des Mannes geschlagen habe, gräßlicher Anblick dies, und alles nur wegen eines Alfa Romeo Giulietta, wie schon die Zeitungen bemerkt hätten, eines zugegeben sehr schönen Autos.

Von der Größe

David Siebrecht aus Nippes bat mich in einer E-Mail aus dem Gefängnis in Ossendorf, den Anschuldigungen nicht zu glauben, die über ihn zu lesen waren, da seine Freundin Heike bereits tot gewesen sei, als er sie auf dem großen weißen Papier entdeckt habe. Er müsse sich selbst zu erklären versuchen, was ihn verleitet habe, statt die Polizei zu benachrichtigen die Worte aufzuschreiben, die sie im Himmel vielleicht gern gelesen hätte, aber in jenem Augenblick, als er sie in einer aufregenden Krümmung des Oberkörpers, halb seitlich, halb auf dem Rücken liegend, vorgefunden habe, auf dem teppichgroßen Papier, das außer von ihrem schlanken Körper nur am Hals von einer handbreiten Lache Blut bedeckt gewesen sei, habe er nur denken können, sie habe sich auf das Papier größer als ihre gemeinsame Matratze gelegt, den blutverschmierten Mund wie Jesus halb geöffnet, damit er, David, ihr Leben vollenden dürfe, habe ihr Sterben ihm anvertraut und noch demütig die Arme ausgestreckt, sich groß gemacht, damit er sich etwas Mühe sparte, bis das Papier, das fast so groß wie ein Doppelbett, so groß wie eine Tischtennisplatte, außer mit der roten Lache mit den Worten beschrieben gewesen sei, die sie im Himmel vielleicht gern gehört hätte. Sie selbst hätte die Buchstaben unmöglich so eng an ihren Körper heranführen können, daß ein Betrachter das segelgleiche Papier für vollständig beschrieben gehalten und die weiße Fläche erst entdeckt hätte, wenn er die Leiche von ihrem Platz genommen, obwohl ihn, den Betrachter, doch vorher bereits die Unversehrtheit eines jeden Buchstabens hätte stutzig machen müssen, denn wäre die Schrift dem Tod vorangegangen, hätte Heikes Körper sich unmöglich so kunstgerecht um die Worte winden können, daß er keines von ihnen bedeckte.

Als er mit ihrem Füllfederhalter in der Hand auf dem Papier wie in einer weiten Grabeskammer hockte, habe sich der Geruch ihres Blutes oder was immer es war, das so anstößig roch, mit dem Duschgel gemischt, mit dem er sich nach dem Tischtennis gewaschen habe, aber erst jetzt gehe ihm auf, daß das teppichgroße, segelgleiche Papier tatsächlich exakt so groß gewesen sei wie eine Tischtennisplatte. Sie sei wahrscheinlich gestorben, während er Tischtennis gespielt habe, oder habe jedenfalls wissen können, daß er vom Training nach Hause kommen würde, und habe ihm mit dem Papier in der Größe einer Tischtennisplatte ein Zeichen geben oder sich mit einem kleinen Scherz verabschieden wollen, der ihm gefallen mußte, ihre Zuneigung habe sie im Tod beweisen wollen oder sich im voraus dafür bedanken, daß er ihren Tod zu einem Bilde machte, statt die Polizei zu rufen, obwohl ihn das ins Gefängnis brachte, wie sie hätte ahnen können, nach Köln-Ossendorf, von wo man seit neuestem E-Mails versenden darf.

Von der Lust

Am Tresen hörte ich, wie zwei Kumpel sich über einen Dritten namens Wolli unterhielten, der nach Jahren unaufgeregter Ehe zu der Erkenntnis gelangt war, daß die größte Lust dort zu finden sei, wo sie nach allgemeinem Dafürhalten am wenigsten erwartet werde, nämlich am Ende eines anstrengenden Tages, nach einem Umzug etwa, der langen Autofahrt vom Urlaubsort in der Bretagne zurück an den Rhein oder einfach nur nach Harald Schmidt, wenn man sich außer für den Sinkflug ins Bett zu nichts mehr aufzuraffen fähig glaube, den Zwischenstopp im Bad daher auf das Wasserlassen beschränke und, endlich gelandet, feststelle, doch erst, und sei es vor Erschöpfung, in drei Minuten schlafen zu können. Habe man in den drei Minuten, in denen man sich an der Tatsache ergötzen dürfe, den Tag überstanden zu haben, auch noch das Glück, neben der eigenen, hinlänglich bekannten Frau zu liegen, schleiche sich oft noch vor Ablauf der ersten Sekundenrunde der Gedanke ins ermattete Gehirn, daß man keineswegs protestieren würde, wenn sie, bevor sie zu schnarchen anfange und also womöglich eine vierte und fünfte Minute der Schlaflosigkeit verursache, wenn sie sich zu einer Minimalvariante jener Tätigkeit aufraffte, für die die beiden ein Wort verwandten, das ich an dieser Stelle nicht zitieren möchte, wie ich überhaupt die Unterhaltung wesentlich in eigenen Worten wiedergebe, nicht weil sie durchweg von Ausdrücken und Scherzen durchsetzt gewesen wäre, die jenseits der Tresen wahrscheinlich sogar die beiden Kumpel selbst weder für angemessen noch für lustig hielten, sondern weil mich die Erkenntnis jenes Wolli so außerordentlich bewegt, so ungewöhnlich intensiv zum Nachdenken und zum Überprüfen bisheriger Auffassungen, ja Lebensweisen angestiftet hat, daß ich mir die Umstände

ihres Eintretens vielfältig ausmale und nicht mehr recht zu unterscheiden vermag, welche Beschreibungen auf das Gespräch am Tresen, welche auf meine Phantasie zurückgehen. Um mich zu rechtfertigen, verweise ich darauf, daß die Illustrierung von allzu dürren oder nicht mehr vollständig erinnerten Episoden ausdrücklich für rechtens erklärt worden ist und manche Autoritäten ein gewisses Maß eingestandener Indulgenz nicht bloß akzeptierten, sondern nachdrücklich befürworteten, solange die Ergänzungen dem Geist des vorgestellten Lebens vollständig entsprachen, ganz zu schweigen von jenen allzu exzentrischen Kreisen, die regelrecht dazu aufriefen, zum frommen Zwecke Berichte frei zu erfinden.

Ich stelle mir zum Beispiel vor, daß die zum Schnarchen neigende Frau Wollis, die übrigens Barbara hieß und beiden Kumpel bekannt zu sein schien, nach allgemeinem Dafürhalten, um den Ausdruck noch einmal aufzugreifen, nicht eben als aufreizend im erotischen Sinne gelten kann, zumal nicht nach einem Umzug oder einer Autofahrt von der Bretagne nach Köln oder auch nur nach Harald Schmidt; ich stelle mir außerdem vor, daß auch an Wollis Körper die besten Jahre längst vorübergezogen sind (ein Indiz für die Richtigkeit meiner Annahme ist der Hinweis, daß er sich seit Jahren nicht mehr beim sonntäglichen Aufmarsch der Thekenmannschaft hat blicken lassen); und daß Barbara und Wolli vielleicht früher einmal, aber jedenfalls nicht mehr heute eine Sexualität teilen, die als ausgefüllt oder entdeckungsfreudig zu bezeichnen wäre, sondern eben das, was nach Jahren selbst der aufgeregtesten Ehe von den Ambitionen gewöhnlich übrigbleibt, das stelle ich mir ebenfalls vor, da es den Kern der Wollischen Erkenntnis noch unverstellter zum Vorschein bringt, der Erkenntnis von der unvergleichbaren, auch in sexuell wie mental ambitionierteren Jahren nicht gekosteten Süße jenes Tröpfchens Lust, das im Zustand der größtmöglichen körperlichen wie lebenszyklischen Erschlaffung – und nur dann! – noch gerade eben aus dem Tag rinne. Darum ging es doch Wolli, um nichts anderes: daß der Tropfen, um sich bilden zu können, auf jene Erwartungslosigkeit angewiesen sei, die mit der Gelassenheit einhergehe, und ihm also die größte Lust erst in jenem Alter zuteil werden konnte, da er vorzeitig alle Versuche aufgegeben hatte, dem Leben noch etwas anderes als

die Renovierung ihrer Wohnung in Riehl, den Urlaub in der Bretagne oder Harald Schmidt abzuringen, in jenen drei Minuten, da er nichts mehr wollte, als schnell noch die letzte Regung aus dem Körper zu pressen, aber nicht imstande war, mehr dafür zu tun, als einen Halbsatz oder nur ein bloßes Du zu stammeln oder die Hand auf ihren hoffentlich noch nicht im Takt des Schnarchens auf- und absinkenden Bauch zu legen oder allenfalls noch ihre Hand zu ergreifen und sie mit letzter Kraft auf den eigenen, sogar nach eigenem Dafürhalten alles andere als athletischen Bauch zu führen, in jener Resignation, die sich deshalb für die zwei oder dann doch vier oder fünf verbliebenen Minuten vor dem Einschlafen, für die paar Jahre vor dem Alter als die reine Glückseligkeit entpuppt, weil nur sie, die Resignation, der Verzicht, die Aufgabe es erlauben, das Maß der für möglich erachteten Lust so weit zu beschränken, daß es tatsächlich gelingen kann, sie ganz und gar, ohne jeden Bodensatz der Sehnsucht, der Verheißung, des Ungenügens auszuschöpfen. Darum, um nichts anderes ging es Wolli, daß die große sexuelle Freiheit, von der gerade Leute seiner Generation einmal geträumt hatten, nichts anderes als die Freiheit von der Sexualität sei, eine Freiheit, die aber keineswegs – und das eben sei die Erkenntnis, von der die beiden Kumpel in ihren eigenen Worten sprachen, die von den meinen, wie man sich denken mag, erheblich abwichen – die also keineswegs die Enthaltsamkeit zur Folge habe, sondern bloß die äußerste, von der Ermüdung nicht mehr zu unterscheidende Entspanntheit, jene glückliche Erleichterung, den Tag überstanden und den Schlaf bereitstehen zu haben, wie sie Wolli nach einem Umzug, der Heimfahrt aus der Bretagne oder auch nur nach Harald Schmidt gleich einer Brise sanft, kaum merklich überkomme. Löse dann, im eigentlich vollständig ermatteten Gehirn, eine einzelne, gerade eben noch wahrgenommene Regung des Begehrens den Gedanken aus, daß es doch gar nicht schlecht wäre, jetzt noch, und zwar mit Blick auf die Müdigkeit notgedrungen rasch, die Befriedigung vervollständigen zu können, die man eben doch nicht vollständig spüre, wie man vor Beginn der drei oder fünf Minuten fälschlich gedacht hätte, schlage das Behagen allzuleicht um, da es sich aufgrund der beschriebenen Ermattung nur in einer minimalen Regung äußern könne. Wenn aber

Barbara diese Regung trotz ihrer eigenen körperlichen wie lebenszeitlichen Müdigkeit, bei vollständigem Bewußtsein seiner unendlich größeren, ja metaphysisch sich ausnehmenden, aktuellen wie überzeitigen Müdigkeit erkenne und annehme, wenn sie sein verschämt fragendes Gestammel amüsiert erwidere oder mit ihrem Bauch unter den seinen wandere, wenn sie sich für die verbliebenen, allenfalls vier oder fünf Minuten des Tages, sei es als Lohn für das Schleppen vieler Kisten, das unfallfreie Fahren aus der Bretagne zurück nach Köln oder einfach nur aus Barmherzigkeit, in die Fee verwandelt, die alle Fäden in der so gütigen wie wissenden Hand hält, wenn alles dies sich in den wenigen verbleibenden Sekunden des Tages in eine einzige Folge von Handlungen vereinige, ja dann, und nur und ausschließlich dann verwandele sich die glückliche Erleichterung in tiefe, tiefste Wollust, die aber die umfassende Lustlosigkeit voraussetze, von der die Rede war, das momentane wie endgültige Erschlaffen zweier Körper, die sich dennoch zugetan bleiben, die umfassende Vertrautheit des einen mit dem anderen, die aus dem notwendig gemeinsamen, aber nicht notwendig ausgesprochenen Verzicht auf alle Ambitionen folge. Gerade die eigene Ambitionslosigkeit ist es, so folgere ich aus dem Gespräch der beiden Kumpel, die dazu befähigt, noch die minimalen Regungen des anderen aufzunehmen und dienend zu vollenden, so wie nur diejenige Kerze, die in der Ruhe des erloschenen Tages oder Lebens soeben noch flackert, die winzigen Regungen der Luft vielfach vergrößert darzustellen zu vermag, die von den Fackeln und Feuern ignoriert würden. Ganz im Geiste des Wollischen Zeugnisses also stelle ich mir vor, daß er und Barbara zu jenen Eltern gehören, die es sich in der Langweile gemütlich gemacht haben, wie sie sich nach Auskunft meines Züricher Freundes Georg, über den ich noch gesondert zu berichten habe, spätestens breitmacht, wenn das letzte Kind heranwächst, ich stelle mir vor, daß sie zu ihrer eigenen Verblüffung und ohne deswegen zu klagen, in die Apotheke oder zum Psychologen zu pilgern, ohne sich nach heimlichen Modellen der Lusterzeugung zu sehnen oder sie gar zu praktizieren, noch drei Minuten vor dem Einschlafen oder einige Jahre bis zu dem Alter zu überbrücken haben, in dem man sich seiner eigenen Ambitionslosigkeit endlich nicht mehr schämt. Ich stelle mir noch viel mehr vor, aber weil ich nicht in den Ruf

geraten möchte, zu jenen Exaltierten zu gehören, die – statt Vorhandenes auszumalen – frei erfinden, lasse ich es bei diesen Hinweisen bewenden, dürfte doch die Erkenntnis, um die es Wolli ging und die mich eingestandenermaßen seltsam affiziert hat, hinlänglich klargeworden sein, mag alles weitere jeder sich selbst dazu denken, wenn bloß die Ergänzungen dem Geist des vorgestellten Lebens entsprechen.

Von der Erfüllung

Professor Ioannis Rigas, der bekanntlich Philosophie in Berlin lehrt, jedoch wie alle Gerechten seine Heimatstadt Köln nicht verlassen mag und also das immer schwerere Los eines Bahn-Pendlers trägt, Professor Rigas also beobachtete am vergangenen Montagmorgen auf der Fahrt nach Berlin, wie ein Südländer von etwa fünfunddreißig Jahren, der im Zugrestaurant einen Salat mit Hähnchenbrust aß, sich zwischen Bielefeld und Hannover den nachvollziehbaren Wunsch erfüllte, aufzuspringen, um seinen Sitznachbarn, der trotz mehrmaliger, gestisch vorgetragener Ermahnungen ohne Pause telefoniert hatte, seit er in Wuppertal zugestiegen war, an den schütteren grauen Haaren zu packen, das ölige Messer an die Gurgel zu halten und ihm leise, aber doch so laut, daß Professor Rigas es am Nebentisch hören konnte, zu befehlen, er möge das Mobiltelefon verspeisen, ein zum Glück sehr kleines, zuklappbares Gerät, wie Professor Rigas bemerkte. Als der Mann, ob aus Überraschung, Schrecken oder Sorglosigkeit, reglos blieb, drückte ihm der Südländer das Messer so fest an den Hals, daß der Graue stöhnend mit den Händen ruderte, die Aufmerksamkeit noch weiterer Fahrgäste erregend. So bedrängt, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Forderung des Südländers zu erfüllen, und das Mobiltelefon, das er in der Rechten hielt, mit derselben Hand zuzuklappen, um es, wenn auch zögerlich, in den Mund zu stecken. Weil ihm das nicht auf Anhieb gelang oder er es für überflüssig hielt, das Telefon vollständig hinter die Lippen zu führen, stopfte der Südländer mit der Linken, von den schütteren Haaren lassend, das silberfarbene Gerät kraftvoll nach, bis es beide Backen seines Tischnachbarn sichtbar füllte. Sei es aus einem allgemeinen Gefühl des Schreckens, sei es, weil sich das Mobiltelefon unglücklicherweise aufgeklappt

hatte, entlud sich das Unbehagen des Bedrängten daraufhin, nach nur zwei, drei gewürgten Atemzügen, auf das häßlichste, indem er sich halb über dem eigenen Bauch, halb auf dem Tisch erbrach, nicht ohne auch den Salat mit Hähnchenbrust zu beflecken, so daß sich zwar der Wunsch Professor Rigas' erfüllte, endlich einmal, ein einziges Mal der Barbarei das Maul gestopft zu sehen, nicht aber die Hoffnung des Südländers, in Ruhe zu speisen.

Vom Glück

LadyLilith schrieb, daß ihr ganzes Begehren auf einen bestimmten Ausdruck der Augen gerichtet sei, der sich ins Gesicht des Mannes lege, sobald er die Grenze zur Hingabe überschreite, von der an er allen Willen in ihren Willen einschreibe, ein konzentrierter Ausdruck der Liebe und der Angst, etwas Falsches zu tun, der Angst vor ihrem Unmut und der Arglist, ihn auch dann zu strafen, wenn er sich nichts hat zuschulden kommen lassen, ein Ausdruck der Traurigkeit und Demut, aber auch der Verzückung, der Ekstase, des beispiellosen Glücks, sich hingegeben, aufgegeben und eben in der eigenen Auslöschung wiedergefunden zu haben, wiedergefunden in ihr. Dieser Standplatz der ultimativen Verzückung, der Freiheit von allen Begierden, sei niemals von Anfang an erreicht, vielmehr jedesmal neu zu erklimmen, aber natürlich besonders lustvoll beim ersten Mal, wenn das Glück für den Mann ganz unerwartet eintrete, denn so willig er sich gebe, so entschlossen er sich ihr ausliefere, so dauere es doch und bedürfe es seiner Anstrengung genauso wie ihrer präzisen, bei jedem Mann und in jeder Situation verschiedenen, seine Schwächen und verkommenen Sehnsüchte feinfühlig herauskitzelnden Anweisungen, die seinen Widerstand schließlich brächen, bis die Unterwerfung mehr als nur ein Wille, ein Versprechen, eine Sehnsucht sei, bis sie ihn ganz durchdrungen habe.

Etwas Göttliches liege dann in seinem Blick, schrieb *LadyLilith,* etwas von der vollkommenen Harmonie des Engelsgleichen, wenn der Mann zum Beispiel in Frauenkleidern sich tänzelnd der Lächerlichkeit preisgebe oder in aller Kümmerlichkeit nackt vor ihr knie, die Hände zum Männchen angewinkelt wie bei einem Hund, die Lippen verschlossen oder die Zunge auf ihren Wunsch zum Hecheln herausgestreckt, und sie anschaue mit weit,

weit offenen Augen, denen nur ja keines ihrer Zeichen entgehen darf. Dann werde ihm das Glück der Willenlosigkeit zuteil, der Freiheit eben vom Willen oder, wie sie sich auf meine Rückfrage berichtigte, der Freiheit, eins mit ihrem Willen, dadurch gemeinsam mit ihr zu sein und also gleichzeitig das wahre Glück der Vereinigung zu erfahren, das ihr auf der Stufe der Körper nur noch so mickrig vorkomme, wie Schwänze eben mickrig seien, weshalb sie dem Geschlechtlichen auch ganz entsagt habe, oder, wie sie sich wiederum korrigierte, weshalb sie das Geschlechtliche im engeren physischen Sinne nicht mehr interessiere, jetzt, da ihr die Lust auf einer ungleich höheren Stufe der Hingabe zuteil werde.

Hingabe? tippte ich hastig und fragte, ob sie als die Herrin sich etwa auch hingebe. Mit etwas Verzögerung schrieb sie, ja, sie selbst gebe sich nicht minder seinem Begehren hin, wenn sie den je spezifischen Pfad zu ertasten suche, auf dem er über sich hinausschreite. In Wahrheit sei sie es, so setzte sie wenige Sekunden später fort, ohne meine Erwiderung abzuwarten, sei sie es, die Machtvolle, die ihrem Untertan diene, indem sie seine geheimen, nicht einmal ihm selbst bewußten Wünsche aus seiner Seele schabe und die Abwehr provoziere und überwinde, so daß Nicht-Wollen und Wollen, im Kern ohnehin identisch, auch tatsächlich ineinander übergingen und sich damit auflösten in ihrem Willen, der aber nichts anderes sei als der Vollzug seines Wollens wie gedachten Nicht-Wollens.

Von der Gegenwart

Claudia, die Frau meines Kameraden aus dem Kindergarten und bis heute besten Freundes Thorsten Jacobi, sagte, daß der Tod ihn überrascht habe, als er dem älteren ihrer beiden Söhne, dem vierjährigen Max, Apfelsaft einschenkte. Seine Eltern seien zu Besuch gewesen, und Claudia habe Kuchen gebacken, eine Linzer Nußtorte, von der sich alle bereits zweimal genommen hätten, als Max lautstark verkündet habe, weiterhin durstig zu sein, worauf Thorsten nach dem Zauberwort gefragt und der Sohn das Begehren als Bitte formuliert habe. Claudia sagte, daß der Kinderbecher übergelaufen sei, zwei, drei Sekunden lang, bevor Thorsten taumelnd die Flasche fallen gelassen habe und schließlich zu Boden gestürzt sei, obwohl Großvater noch geistesgegenwärtig versucht habe, ihn am Oberarm zu packen. Während der Apfelsaft auf den Tisch gelaufen sei, habe Thorsten sie mit solcher Hilflosigkeit in den Augen angesehen, daß sie das Ausmaß des Unglücks sofort erfaßte, ohne freilich dieses schon benennen, es bewußt mit dem Tod in Verbindung bringen zu können, der eine halbe Stunde später dem Notarzt entwischt sei. Sie selbst formulierte es so und fügte zur Erläuterung bei, daß der Arzt Thorsten hätte retten können, wäre er nur rechtzeitig eingetroffen (es dauerte so lange, weil gleichzeitig im Musical Dome ein Feuer ausgebrochen war), eine Überzeugung, die sie nicht mit dem Verstorbenen teile. Dieser glaube, daß sein Tod unwiderruflich eingesetzt habe, als er den Apfelsaft noch hielt, aber die Hand nicht mehr beherrschte. Von diesem Moment an habe er verfolgt, wie sich nicht die Wahrnehmung, aber der Zugang zu ihr, den Kindern und seinen Eltern wie die durchsichtige Blende einer Linse vor ihm verschloß, in einer langsamen, aber konstanten Bewegung, die am Rand anfing und sich in konzentrischen Kreisen zur Mitte

hin ausbreitete, bis er schließlich, obwohl noch immer im Raum und bei vollem Bewußtsein von der Umgebung, wie durch ein mattes, unendliches Fenster schalldicht von der Gegenwart der Familie getrennt gewesen sei. Als hinge davon das Heil seiner Seele ab, habe Thorsten darum gerungen, den Vorgang so zu beschreiben, daß er für sie nachvollziehbar werde. Wie bei ihrer alten Minolta sei es gewesen, wenn man die Blende schließt, und doch anders, denn die Öffnung zur Welt habe sich nicht nur vor ihm, sondern um ihn herum zusammengezogen, eine Kugel, die sich in ihren Mittelpunkt verkriecht. Mehr als alles im Leben habe ihn am Sterben erschreckt, daß er sich des Unabwendbaren des Vorgangs vollständig bewußt, restlos leer von Hoffnung oder überhaupt von Zukunft gewesen sei, weshalb ihre Anstrengungen und die seiner Eltern, das Verschwinden mit aller, auch körperlicher Kraft aufzuhalten, ihn um so tiefer in die Verzweiflung gerissen hätten, je panischer sie ausfielen. Claudia sagte, Thorsten könne sich nur noch schemenhaft daran erinnern, was ihm geschah, nachdem er endgültig von den anderen abgeschlossen war, ein Zustand, den er im nachhinein für den klinischen Tod hält, ohne seine Vermutung näher begründen zu können; offenbar setzte sich die Bewegung nahtlos fort, nur daß sich mit dem Tod nicht mehr die Außenwelt, sondern sein eigenes Sein in sich zusammenzog wie das Licht einer Nische, in der eine Lampe verlöscht. Das ist das Gleichnis des göttlichen Lichtes, rief ich erregt, die Nische, in der eine Lampe brennt, eine Lampe in einem Glas, das wie ein Stern funkelt, ohne daß Claudia etwas mit meinem Hinweis anfangen konnte. Das letzte, an das Thorsten sich erinnern könne, sei der Eindruck, gleichzeitig aus allen Richtungen erdrückt zu werden, sagte sie. Es sei nicht einmal, daß er sich ausgepreßt wie eine Orange gefühlt habe, denn dann wäre die Schale von ihm übriggeblieben; vielmehr habe er sich zusammengezogen wie eine Kugel, die sich am Ende in nichts auflöst, wie ein Licht eben, das in einer Nische erlischt.

Claudia sagte, Thorsten habe verschwiegen, wo er jetzt sei und wie es ihm gehe, wenn er es überhaupt zu sagen gewußt hätte; weil sie ihn nur gehört, aber nicht mit ihm gesprochen habe, habe sie ihn nicht danach fragen können, doch ahne sie, daß sein Zustand sich gerade dadurch kennzeichnet,

nur aus Vergangenheit zu bestehen, zumal er wiederholt von der Gegenwart gesprochen habe, als er zu erklären versuchte, wie ihm das Sterben vorgekommen sei, von ihrer Gegenwart und derjenigen der Kinder und seiner Eltern, von der er abgeschnitten worden sei. Je mehr sie über das Wort nachdenke, desto mehr sei sie davon überzeugt, daß Thorsten keine Antwort auf die Frage hätte geben können, die ihr die drängendste erscheine.

Vom Frieden

Ich war nicht dabei, aber Guido sagte, Klaus habe Freibier ausgeschenkt, Hermann die Wand geputzt und Paulo von gegenüber, wo er bedient, Pizza für alle geholt, während sich Christian und Henning über sechs Barhocker hinweg die üblichen Witze zugespielt hätten, und überhaupt sei es so lustig gewesen wie schon lange nicht mehr nach einem Spiel, weil sich die Spannung aufgelöst habe, die in den vergangenen Wochen neben den verzweifelt Hoffenden auch die Schwarzseher und Besserwisser wie Christian und Henning ergriffen hatte, denen der FC nach der objektiv unglücklichen Niederlage gegen Bayern, spätestens aber nach dem tragischen Ausgang gegen Dortmund bloß noch leid getan hatte, als ein grotesker Fehler des Schiedsrichters einen Elfmeter zur Folge hatte, der den Abstieg des FC wie den unserer Samstagsgemeinde, die wegen der variablen Spieltage der Zweiten Liga kein fester Termin mehr vereinen würde, schon besiegelt hatte, ohne daß wir Verzweifelten zu hoffen aufhörten, versteht sich. Allerdings hätten wir unseren Starrsinn an den restlichen Samstagen kaum so ungeniert bekundet, wenn nicht die Schwarzseher und Besserwisser überraschend still geworden wären, windelweich, um es in der ortsüblichen Diktion zu sagen, weil selbst sie es nicht länger ertrugen, wie der FC gleich dem Ertrinkenden mit nie dagewesener Kraft um sich schlug, obwohl alle wußten, daß er am Ende dennoch untergehen würde. Das war es ja, anders als beim ersten Abstieg vor drei Jahren hatte sich der FC wirklich bemüht, hatte sich so tapfer gegen das längst Unvermeidliche gestemmt, daß es sogar den Schwarzsehern und Besserwissern vor Mitleid das Herz zerriß und wir Verzweifelten paradox triumphierten, weil niemand mehr unsere Passion verspottete, weil niemand mehr übriggeblieben war, der sie nicht durchlitt.

Es waren schreckliche Wochen, in denen die Hoffnung regelmäßig am Horizont der Tabelle erschien, um sich am darauffolgenden Samstag als eine Fata Morgana herauszustellen, ohne daß die Enttäuschung uns davon abgehalten hätte, die Hoffnung einen weiteren Samstag später schon wieder hervorlugen zu sehen, absolut schreckliche Wochen, und daß sie uns zusammengeschweißt haben, das war zwar schön, aber ich hätte gern auf die Eintracht mit den Schwarzsehern und Besserwissern verzichtet, wenn der FC dafür nicht um den Klassenerhalt hätte ringen müssen. Als dann nach dem vorletzten Spiel, obwohl es gegen Freiburg gewonnen wurde, der Abstieg auch rechnerisch feststand, weil Nürnberg überraschend Leverkusen besiegt hatte, habe sich beinah etwas wie Erleichterung breitgemacht, berichtete Guido, der die seltsame Reaktion darauf zurückführte, daß das alptraumhafte Bangen endlich ein Ende oder die Scheiße, um es in Guidos eigenen, zwar nicht schönen, aber für eine authentische Vorstellung wenigstens gelegentlich zu zitierenden Worten zu sagen, echt lang genug gestunken habe.

Selbst Matze und Paulo hätten keine Lust mehr auf die verkorksten Wochenenden gehabt, Christian habe schon vor dem Spiel, wenn auch leise, wieder zu frotzeln angefangen, und da sich alle im stillen ohnehin eingestanden hätten, daß es vorbei war, und bloß noch darauf warteten, den Abstieg in die Tabelle gemeißelt zu sehen, deren untere Hälfte Hermann mit Kreide bunt an die Wand zu kritzeln sich angewöhnt hatte, seit Ewald Lienen entlassen worden war, um auch jene auf den Ernst der Lage aufmerksam zu machen, die samstags nicht bereits am Nachmittag in die Kneipe pilgerten, eine Maßnahme, die unsere Gemeinde der Bangenden immerhin vergrößerte, weil auch die weniger eingefleischten Anhänger des FC sich zu sorgen begannen, wenngleich das bestimmt nicht Hermanns Motiv war –, da also nun wirklich alle, selbst Heiko und Manuel in ihren rot-weißen Trikots, den Glauben nur noch mit ähnlich großer, vergeblicher Kraft aufrechtzuerhalten vermochten wie der FC, müssen sie beinah dankbar gewesen sein, sich endlich in die Niederlage fügen zu dürfen. Ich denke mir das so, schließlich war es unter allen möglichen Varianten des Unausweichlichen eine Variante, die verhältnismäßig wenig schlimm war –

das hört sich bescheiden an, aber wenn man über Wochen hinweg jeden Samstag sein Golgatha erlebt, wird man empfänglich noch für die Schatten des Glücks, wie es einem Anhänger von Bayern München niemals möglich wäre. Fürwahr, man hätte nicht gelungener untergehen können, der FC hatte sich mit einem Sieg verabschiedet, Leverkusen verloren – natürlich sei das nicht gut, aber wenn man schon absteige, dann doch am liebsten mit einem Sieg und deshalb, weil Leverkusen nicht Meister würde, bemerkte Guido, der den Schwarzsehern und Besserwissern angehörte, aber nun zu mir aus der Verzweiflungsfraktion so milde vom FC sprach, als habe er die Kreide gefressen, mit der Hermann die Tabelle nicht mehr schrieb. Daß der FC die längste Zeit der Saison grauenhafte Vorstellungen geliefert hatte – kein Vorwurf kam von Guidos Lippen, nur die simple Feststellung der Tatsache, die er zudem noch mit dem Hinweis auf die Tapferkeit der letzten Auftritte gegen Dortmund oder Bayern sofort verdrängte. Es schien, als hätten er und, wenn seine Schilderung stimmt, auch alle anderen sich zu ihrer eigenen Verblüffung mit der Zweiten Liga abgefunden, Frieden geschlossen mit Wacker Burghausen, Frieden damit, in den überregionalen Sportteilen montags nur noch in der Statistik aufgeführt zu werden, Frieden mit variablen Spieltagen, an denen einen das Deutsche Sportfernsehen hin- und herschiebt wie einen leeren Güterwaggon, Frieden mit unserer eigenen Zweitklassigkeit, der Zweitklassigkeit unseres Lebens, das für die Bundesliga des Glücklichseins einfach nicht mehr reicht. Das war mehr als nur Resignation, es war, als hätte der Schwung des gemeinsam erlebten, anständigen Abstiegs sie dazu beflügelt, sich in die Vergeblichkeit, in die eigene Nichtigkeit, in das Dasein, das nicht gut, aber nun einmal ist, wie es ist, zu ergeben. An einem traurigen Samstag nachmittag, dem vorletzten Spieltag der vorerst letzten Erstligasaison des FC, hatte unsere kleine Gemeinde eine große Lektion abgeschlossen: Die Verzweifelten und die Trikotfraktion hatten das Lachen entdeckt, das neben dem Leid besteht, ohne ihm etwas zu nehmen, die Schwarzseher und Besserwisser hatten das unverstellte Leiden mit dem FC gelernt; er muß großartig gewesen sein, dieser Samstag nachmittag, der noch lange nicht vorbei gewesen sein soll, als gegen halb neun die ersten Unbeteiligten in die Kneipe kamen, in die der

Frieden (ja, ich schrecke vor dem Wort und seiner Wiederholung nicht zurück), in die nach den Wochen des Entsetzens der Frieden eingekehrt gewesen sein muß, wenn einer wie Guido lammfromm geworden ist. Ich denke mir es jedenfalls so, denn ich war schließlich nicht dabei und habe es nicht erlebt und bin, sofern Guidos Schilderung nicht trügt, allein in unserer Verzweiflungsfraktion zurückgelassen worden, die aber in der nächsten Saison wieder Zulauf haben dürfte, wie ich befürchte, ohne deswegen zu den Schwarzsehern zu gehören.

Von der Wahrheit

Mein Onkel erzählte mir von einer jungen Frau in Isfahan, an deren Namen ich mich nicht erinnere, sie hieß Frau Narrâti oder Narrâghi oder vielleicht auch Namâzi, etwas in der Art, mit *N* jedenfalls, oder, um genauer zu sein: mit *N* und *A* am Anfang, ich glaube sogar mit *N, A,* Doppel-*R* und dem dunklen *Â* des persischen Alphabets, dem *Alef,* das ähnlich wie das schwedische *Å* klingt, Narrâti, Narrâghi, also eher nicht Namâzi, denn bei dem Namen handelte es sich, soweit ich mich entsinne, um eine dieser *fa''âl*-Konstruktionen aus dem Arabischen, wobei das Apostroph für einen eigenständigen arabischen Buchstaben steht, das *cayn* nämlich, das im Deutschen keine Entsprechung hat und in der Umschrift durch das hochgestellte *C* angezeigt wird, es ist ein gepreßter Kehllaut, wie wenn jemand, der gewürgt wird, für eine halbe Sekunde um Hilfe ruft, aber nur im Arabischen, nicht im Persischen, das die exzentrischen Laute meidet und die Klaviatur der Konsonanten zugunsten der Vokale einschränkt, den langgezogenen Vokalen, dem *U* und dem *I* und vor allem dem *Alef,* das im Vortrag der Dichter und Dichtungen manchmal gar kein Ende nehmen will, schon gar wenn klassische Verse vorgetragen werden – und erst die Sänger, die ganze Minuten das *Alef* tremolieren können, die alten Sänger vor allem, die nicht in dem Sinne schön klangen, wie Placido Domingo oder Roger Whittaker schön klingen sollen, diese Sänger aus den dreißiger, fünfziger, vereinzelt noch, wie Golpâyegâni, siebziger Jahren, die schrien, was das Zeug hielt, und sich um Harmonie nicht scherten, sondern unter Aufbietung all ihrer Kunst, ihrer in Jahrzehnten erworbenen stimmlichen Fertigkeiten, darum rangen, dem Schmerz einen je neuen, präzisen Ausdruck zu geben; der Schmerz aber klingt nicht schön, nein, zumindest nicht schön im Sinne

Placido Domingos und schon gar Roger Whittakers, der Schmerz klingt schrecklich, daß es ins Mark geht, er generiert seine Verlockung aus der Wahrheit, nicht der Schönheit, wenngleich er in einem anderen Sinne durchaus als schön zu bezeichnen wäre, insofern er nämlich anziehend ist: Wer ihn hört, der hört ihn gern, ihm gefällt der Sänger dort am besten, wo er für ein verschlossenes Ohr bloß noch schreit, ihm gefällt das Tremolo am besten, das auf dem *Alef* am herrlichsten, am erschütterndsten gelingt. Aber was ich in Wahrheit schreiben wollte, ist etwas anderes: Ich wollte schreiben, daß das Apostroph bei der Umschrift persischer Wörter einfach dafür steht, die Stimme zwischen zwei Vokalen abzusetzen, wie bei *Ne-on, re-al* oder *de-aktivieren,* denn das Persische meidet die emphatischen und gutturalen Konsonanten, ihm fehlt überhaupt ein guter Teil des Lautarsenals, das die arabische Hochsprache so variabel macht, so prädestiniert für die Lautmalerei, von der sich die arabische Dichtung und der Koran nicht am wenigsten nähren; und von der *faccâl*-Konstruktion wollte ich schreiben und wie sie sich aus den drei Konsonanten eines jeden regelmäßigen arabischen Wortes ableitet, und natürlich von jener Frau, die mein Onkel in Isfahan kannte, ich muß nur schnell hinzufügen, weil ich sonst die Hälfte verschwiegen hätte, daß das Exaltierte des Arabischen der persischen Sprache zwar abgeht, dieses dafür im tremolierten Alef der gesungenen Dichtung wiederkehrt oder mindestens bei den alten Sängern wiederzukehren pflegte, während viele der heutigen Sänger, die meisten Vortragenden der klassischen Poesie und beinah alle schlechten Dichter das Schrille, Spitze, Dumpfe, Polternde fliehen, weil es ihrem Empfinden von Harmonie widerstrebt, einem Empfinden, das weltweit sich ausbreitet und dem persischen Kunstgesang ein domingohaftes oder gar whittakersches Moment beschert hat. Ich schreibe das ohne Hintergedanken, also nicht etwa, um über die unscheinbaren Auswirkungen der westlichen Kulturindustrie zu lamentieren, sondern bloß, weil es sich aus dem zuvor Geschriebenen ergab, wie sich überhaupt das eine aus dem anderen ergeben und mich davon abgehalten hat, von der *faccâl*-Konstruktion sowie der Frau zu schreiben, von der mein Onkel erzählte. Auf die *faccâl*-Konstruktion kommt es mir hier nicht an, nur auf die Bekannte meines Isfahaner Onkels, an deren Namen ich

mich nicht erinnere, ich weiß nur, daß ihr Name für die Erzählung meines Onkels wichtig war, weil er etwas bedeutete, das ihrem Wesen oder vielleicht auch ihrem Beruf oder womöglich ihrer Biographie genau entsprach oder vielleicht auch umgekehrt auf groteske Weise widersprach, nicht einmal das weiß ich mehr, und in diesem Zusammenhang war es notwendig geworden, von der *faccâl*-Konstruktion zu schreiben, die oft eine Berufsbezeichnung wie Schneider oder Schuster anzeigt, weil sie jemanden in seiner Tätigkeit spezifiziert, *Hammâl* zum Beispiel, »Träger«, das sich vom arabischen *Hamala* herleitet, »tragen«, *Baqqâl,* »Lebensmittelhändler«, das ursprünglich auf Händler von Gemüse beschränkt war und aus dem arabischen *Baqala* folgt, »sprießen«, oder schließlich *Naqqâsch,* »Maler«, das vom arabischen *Naqascha* abstammt, »eingravieren, anmalen, schnitzen«, indes das letzte Beispiel vielleicht unnötig verwirrt, da das deutsche *sch* im arabischen und persischen Alphabet ein einziger Buchstabe ist, *schin* genannt, aber das ist jetzt auch nicht so wichtig, wichtig war in Wahrheit nur diese Frau aus Isfahan, von der mein Onkel erzählte, wichtig war ihr Name, der mir nun partout nicht einfallen will, obwohl doch die Erzählung meines Onkels eben ihn zum Mittelpunkt hatte, den Namen der Frau, die er kennengelernt hatte, Narrâti oder Narrâghi, etwas in der Art, jedenfalls nicht Namâzi.

Von der Falschheit

Georg, über den zu berichten ich angekündigt hatte, überliefert, daß Theodor W. Adorno im Verlauf ihrer Freundschaft, die von der Dissertation des Schülers im Jahre 1958 bis zu des Philosophen frühem Tod gewährt, hartnäckig sich geweigert habe, an den verschiedenen Whiskys auch nur zu riechen, die ihm Georg mit spöttischer, ja beinah unverschämter Beharrlichkeit offenen Deckels entgegengehalten haben muß, wann immer ihn Adorno in Zürich besuchte, damit dieser den Irrtum erkenne, dem er unterlegen gewesen sei, als er gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Behauptung aufstellte, daß jedem Glas Whisky – ebenso übrigens wie jedem Zug an der Zigarre, aber darüber scheinen sich die beiden Freunde nie gestritten zu haben –, jedem Glas Whisky also der Widerwille noch sich nachfühlen lasse, den es den Organismus gekostet habe, auf so kräftige Reize anzusprechen. An dieser Stelle sei die *Minima Moralia* einfach falsch, erregte sich Georg, als er mir kürzlich seine Freundschaft mit Adorno enthüllte, um die ich ihn ungleich mehr beneide als um seine Sammlung edler schottischer Destillate, schlicht und ergreifend falsch sei der Satz, für eine Flasche aus dem Supermarkt möge er wohl gelten, aber so ein neunzehnjähriger Port Ellen aus Islay, dessen magisch in die Länge sich ziehender Abgang Süße und Rauch verbinde, oder der fünfundzwanzigjährige Brora aus einer 1983 geschlossenen Destillerie in den Northern Highlands, der den betörend irritierenden Geschmack von entferntem Meersalz im Gaumen zurücklasse, das nur wenige Erwählte zu orten imstande seien, hingegen sein Rätsel die Laien nur stetig zu sich locke, ein solches Elixier sorgfältigst komponierter, länger als ihrer beider Freundschaft lagernder Aromen würdigen zu können setze gerade nicht Abgestumpftheit, vielmehr höchste Sensibilität voraus,

damit es die Erwartung des Trinkenden mit jedem Schluck aufs neue täusche, wie es Adorno gegen Lebensende selbst in seiner *Ästhetischen Theorie* für die großen Kunstwerke beschrieben hat, vielleicht nicht ohne, wie Georg kokett vermutete, von den Schilderungen beeinflußt gewesen zu sein, mit denen er dem Lehrer und Freund das Erleben eines Brora oder auch eines fünfzehnjährigen Glenturret anpries. Hätte Adorno nur einmal gekostet, nur einmal das Salz wie Kohlensäure in der Kehle prickeln gefühlt, hätte er nur den Rätselcharakter des langgezogenen Port Ella in seiner Abgründigkeit ermessen oder den Sherry geschmeckt, den die eigens aus Jerez de la Frontera gelieferten, gebrauchten Fässer beisteuerten, ganz bestimmt hätte er den Satz für die nachfolgende Auflage geändert, sagte Georg, der den Irrtum für allzu offensichtlich hielt, um von Adorno bestritten zu werden, und seinen Freund für allzu gewissenhaft, um seinen Irrtum nicht öffentlich zu revidieren.

Es sei nicht Starrsinn gewesen, der Adorno davon abgehalten habe, an der offenen Flasche auch nur zu riechen, verstockt sei er nicht gewesen, auch wenn dies insbesondere im Zusammenhang mit seiner Meinung über die ebenso beharrlich abgelehnte Jazzmusik zu lesen sei; Adorno habe ihm, Georg, ohnehin geglaubt und mußte also nicht die angebotenen Whiskys probieren, um sich seines Fehlers bewußt zu werden, nur zugeben konnte er es nicht, meinte Georg, der sich über die Ignoranz seines prominenten Freundes zugleich ärgerte und sie in Schutz nahm. Adorno konnte den Whisky nicht probieren, erklärte Georg dieses Paradox nachgerade adornitischer Prägung, denn wenn Adorno den Whisky probiert hätte, wäre er gezwungen gewesen, den Fehler einzuräumen und aufgrund der Konsequenz, die ihn auszeichnete, den Satz umzuschreiben. Das jedoch habe Adorno unbedingt vermeiden wollen, nicht weil er verstockt oder eitel gewesen wäre, vielmehr weil er, wie Georg betonte, einer höheren Instanz als einem Degustationssystem verpflichtet und der Whisky-Satz wahr war, wie er war, wahr mitsamt seinem Fehler, er war wahr, nicht obwohl, sondern weil Adorno sich die Wirkung des Whiskys im Gaumen so eingebildet hatte, wie es in dem Satz stand, denn nur so konnte der Satz zum Ausdruck bringen, was Adorno über das moderne Mannsbild zu sagen hatte und sein

einstiger Schüler der Sache nach vorbehaltlos teilte. Die Sache nun hatte nichts mit dem wahren Geschmack des Whiskys, sondern der Falschheit seiner stereotypen Genießer zu tun, beides gehörte zusammen, die Sache und die Falschheit, sie waren nicht zu trennen, so daß der Satz falsch gewesen wäre, wenn er wahr gewesen wäre. Deshalb, weil er gewußt habe, daß der Satz nur wahr war, wenn er falsch war, hätte Adorno, der Georg einmal entgegen anderslautender Aussagen gestanden habe, die *Minima Moralia* für sein eigentliches, für sein – wenn überhaupt – einzig bleibendes Werk zu halten, das er in den strenger philosophischen Werken sein Leben lang vergeblich einzuholen versucht habe, deshalb hätte er sich schützend vor seine Einbildung gestellt, damit sie keinem Brora, keinem Port Ellen, keinem Glenturret oder Mortlach ausgesetzt wäre, nicht um recht zu behalten (wie gesagt: daß er einem Irrtum unterlag, habe er gewußt und hätte er ohne weiteres zugegeben, wenn es nur um ihn gegangen wäre, doch habe Adorno bekanntermaßen eine entschiedene Werkästhetik vertreten), sondern damit der Satz recht behalte, der ohne das spezifische Beispiel des Whiskys nicht gesagt hätte, was vielleicht nicht in einem Degustationskompendium, wohl aber in einer *Minima Moralia* zu sagen war. So erklärte mir Georg die wahrscheinlichen Gründe dafür, daß Adorno den Mund koboldhaft verzogen und die Hände zur übertriebenen Abwehr von sich gestreckt habe, sobald Georg ihn mit der offenen Flasche bedrängte, obwohl es natürlich nur allzugut möglich ist, wie er selbst einräumte, daß Georg sich die Gründe nur einbildet. Ich selbst denke nämlich, daß Abwehr und Drängen in ihren Übertreibungen vielleicht nur ein Spiel zwischen den beiden waren, denn ich kann mir das nicht anders als scherzhaft gemeint vorstellen, daß ein Adorno sein Gesicht koboldhaft verzieht, obwohl er tatsächlich, wenn ich es recht bedenke, etwas von einem Kobold hatte, nicht nur im Gesicht, sondern auch in seinen Schriften, besonders in der *Minima Moralia,* die er besonders liebte, wenn stimmt, was Georg behauptet. Wahrscheinlich hat man immer den Humor verkannt, mit dem Adorno, der nicht eben wie ein Beau aussah, koboldhaft sich gegen das Mannsbild kulturindustrieller Prägung stemmend einen Satz wie den vom Whisky schrieb, aber vielleicht bilde ich es mir auch nur ein, wie Georg sich

einbildet, daß Adorno die Einbildung vor dem Einbruch der Realität geschützt hat, um dem Wahren im Falschen zu entgehen, wenn ich ihn, also Georg, überhaupt richtig verstanden habe, etwas rätselhaft war es schon, was er sagte, was im Sinne der *Ästhetischen Theorie* seines Freundes und Lehrers überhaupt nicht gegen seine Ausführungen spricht, im Gegenteil. Ich wundere mich nur, daß Georg mir nicht vorher schon von seiner Freundschaft mit Adorno berichtet hat, wo er doch weiß, wie sehr mich insbesondere dessen *Minima Moralia* leitet, vielleicht hat er die Sache mit Adorno nur erfunden, wenn auch gewiß nicht, um sich wichtig zu machen, sondern um mir zu sagen, was er zu sagen hatte und nicht anders als durch die Erfindung sagen konnte, und ich bilde mir nun völlig zu Unrecht ein, mit einem engen Freund Adornos befreundet zu sein, über den ich entgegen meiner Ankündigung wieder nichts geschrieben habe, aber vielleicht kann man sich jetzt schon vorstellen, was für einer der Georg ist, von dem ich an anderer Stelle zu berichten hoffe.

Von der Angst

Mein Bruder sagt, daß die Angst beim alten Herrn Tabrizi einsetzte, bevor er überhaupt etwas spürte, schon bei der bloßen Annahme, daß er bald etwas spüren könnte. Wie mein Bruder erklärt, lag das daran, daß Herr Tabrizi gelernt hatte, den Krampf abzuwenden, indem er rechtzeitig, schon beim ersten Gefühl der Irritation, in die Mitte der Empfindung atmete, wie es die Physiotherapeutin ihm beigebracht hatte, und das hochdosierte, entzündungshemmende Schmerzmittel sowie den Tranquilizer nahm, der seine Muskeln mitsamt seinem Bewußtsein in den Schlaf wiegte. Wartete Herr Tabrizi auch nur zehn oder zwanzig Minuten zu lang, sagt mein Bruder, konnten die Tabletten in noch so hoher Dosierung nicht verhindern, daß der Krampf, der mit dem bloßen Gefühl eines kühlen Hauches sich an der immer gleichen Stelle, drei, vier Zentimeter rechts des Brustwirbels, ankündigte, im Laufe eines halben Tages den gesamten Muskel in Spannung versetzte, bis er schließlich den Wirbel erfaßte, der wiederum den Brustkorb in den Sog der Nerven riß, daß es Herrn Tabrizi die Luft nahm. Was ihn bis dahin nur als stete Steigerung des Schmerzes im Rücken gequält hatte, setzte sich nun zusätzlich, aber ungleich schlimmer als Atemnot fort, als physische Beklemmung, die sich zunächst in allgemeiner Unruhe äußerte, um rasch in Panik umzuschlagen, weil Herr Tabrizi zu ersticken meinte. Dann half nichts mehr, so erinnert sich mein Bruder, als Herrn Tabrizi mit allen Kräften festzuhalten und ihm so starke Beruhigungsmittel zu spritzen, daß es in der Wirkung einer Narkose gleichkam, damit der Arzt überhaupt die Möglichkeit hatte, den Muskel zu behandeln. So endete es jedenfalls die ersten zehn oder fünfzehn Male, sagte mein Bruder.

Je öfter ihn der Rücken der Qual aussetzte, desto besser lernte Herr Tabrizi den Verlauf der Nervenbahnen kennen, und desto früher griff er zu den Mitteln, die ihn vor der Atemnot zu bewahren versprachen, den Übungen und Medikamenten, und er lernte, immer schneller festzustellen, ob sie noch wirkten oder er schnellstmöglich ins Krankenhaus fahren mußte, um sich spritzen zu lassen. Heikel muß diese Entscheidung gewesen sein: Einerseits vertrug er die Spritzen so schlecht, daß sein Kreislauf mehrere Tage Bettruhe benötigte, um sich wieder zu stabilisieren, andererseits geriet Herr Tabrizi durch den bloßen Gedanken an den implodierenden Brustkorb in Aufruhr. So entwickelte sich ein regelrechter Wettlauf, in dem Herr Tabrizi nur dann eine Chance hatte, die Spritzen abzuwenden, wenn er den Rückenschmerz schon mit seinem ersten Hauch erkannte und sofort mit der Atemübung begann und das Schmerzmittel zusammen mit dem Tranquilizer einnahm. Verpaßte er den Zeitpunkt, an dem seine eigene Behandlung noch anschlug, blieben ihm nur noch die Spritzen, die er nicht vertrug. Immer früher begann Herr Tabrizi mit den Übungen und Medikamenten, und da er außerdem deren Wirkung immer schneller absehen konnte, rief Herr Tabrizi im Falle, daß die Medikamente nicht wirkten, immer schneller das Taxi, das ihn ins Krankenhaus brachte.

Nachdem er herausgefunden hatte, daß die Übungen und Medikamente die Verkrampfung nur dann lösten, wenn er sie mit der ersten irritierten Regung der Muskeln anwandte, gelang es ihm tatsächlich einige Male, die Fahrt ins Krankenhaus zu vermeiden, aber gerade als er meinte, sein Rückenleiden zu beherrschen, entglitt ihm der Schmerz auch wieder, sei es, weil er leichtsinnig geworden war, sei es, weil die Wirkung der Medikamente ob der regelmäßigen Einnahme nachließ, und so wurde Herr Tabrizi mit jeder bestätigten Angst mißtrauischer und fing an, sich auf bloßen Verdacht zu behandeln, bis er das Vermögen, die Zeichen seines Rückens rechtzeitig zu verstehen, vollständig verlor und beinah täglich zu den Medikamenten griff, die in ihrer Wirkung nun endgültig nachließen, so daß er immer öfter und am Ende nach jeder Entlassung schon am nächsten Tag wieder ins Krankenhaus zurückkehrte.

Wenn die Ärzte ihm die Spritzen verweigerten, weil sie an Herrn Tabrizi zunehmend hypochondrische Züge wahrnahmen und sich um seinen angeschlagenen Kreislauf sorgten, versuchte Herr Tabrizi es in einem anderen Krankenhaus, aber es dauerte nicht lang, da kannten ihn alle Ambulanzen Kölns, und es war auch in den Computern vermerkt, daß man ihm die verlangten Injektionen nicht ohne weiteres verabreichen dürfe. Doch blieb den Ärzten gar nichts anderes übrig, als ihm starke Beruhigungsmittel zu verabreichen, sagt mein Bruder wie zur Entschuldigung, da das Herz des alten Herrn Tabrizi bedenklich raste. Es war nicht mehr möglich, die Verkrampfung im rechten Muskel des Brustwirbels zu diagnostizieren, da Herr Tabrizi sich so sehr vor ihr fürchtete, daß er beinah den ganzen Tag damit beschäftigt war, in die Stelle des möglichen Schmerzes zu atmen, und die Medikamente zu sich nahm, bevor die Nerven überhaupt hätten blockieren können. Das reduzierte zwar die Frequenz seiner Anfälle, doch mußte er sich dafür der psycho-therapeutischen Behandlung unterziehen, in deren Verlauf seine Angst so pathologische Züge annahm, daß mein Bruder ihn in eine Nervenheilanstalt einliefern mußte, wo Herr Tabrizi nun, von der Bedrohung durch den Rückenwirbel und von den unerträglichen Spritzen immerhin erlöst, rund um die Uhr medikamentös ruhiggestellt wird.

Vom Schicksal

Als Majid Susannas Beine öffnete, dachte er an das Mißgeschick, sich zwei Stunden zuvor auf der Toilette des Café Schmitz die Unterhose mit mehr als nur einem Tropfen benäßt zu haben, weil er über den Gedanken an Susannas offene Beine nicht auf sein Geschlecht geachtet hatte, das sich zu erleichtern begann, obwohl es noch nicht vollständig aus dem Hosenschlitz herausgetreten war. Penibel gepflegt, wie Majid in seiner eingestandenen Eitelkeit stets auftrat, peinigte ihn die Sorge, daß Susanna den Urin gerochen, womöglich die Umrisse des Flecks gesehen habe, als sie mit den Zähnen den Bund der Unterhose angehoben und über sein Geschlecht nach unten geführt hatte, nein, es war mehr als eine Sorge, es war ein Wissen, sie mußte sein Mißgeschick einfach gerochen, wenn nicht gesehen haben, sie mußte ihn für unreinlich halten, für ekelhaft, ja, sie mußte sich ausgerechnet vor ihm, dem stets gepflegten Majid ekeln, der im denkbar ungünstigsten Moment, nämlich vor dem Urinal des Café Schmitz, an Susannas offene Beine gedachte hatte und nun vor den offenen Beinen Susannas kniend an nichts anderes mehr denken konnte als an das Urinal des Café Schmitz. Als wolle ihn das Schicksal strafen, mehr noch, als wolle es ihn verhöhnen für seine Eitelkeit, hatte die vielleicht übertriebene, für jemanden wie Majid aber unabweisliche, unüberwindbare, nicht einmal durch Susannas offene Beine zu verdrängende Sorge zur Folge, daß sein ohnehin nicht eben prächtiges Geschlecht, das auf der Toilette des Café Schmitz immerhin mit Urin und Erregung prall gefüllt war, ausgerechnet vor Susannas offenen Beinen jämmerlich verloren herabhing wie ein halb aufgeschnittener Wurm.

Sosehr Majid zwischen die offenen Beine Susannas starrte, um den Gedanken an seine befleckte Unterhose zu vertreiben – er vermochte es

nicht, er konnte seine Gedanken nicht bei Susannas offenen Beinen lassen, weil er immerfort an die Unterhose denken mußte, die doch aus keinem anderen Grund befleckt war, als daß er auf der Toilette des Café Schmitz an die offenen Beine Susannas gedacht hatte, und nun kniete er mit herabhängendem Wurmfortsatz vor den offenen Beinen Susannas und dachte an nichts anderes als an die Toilette des Café Schmitz, auf der er an die offenen Beine Susannas gedacht hatte, und er verfluchte das Schicksal, das ihn durch eine einfache Vertauschung der Gedanken – vor dem Urinal Susannas offene Beine und vor Susannas offenen Beinen das Urinal – lächerlich machte vor der Frau, um die er seit Jahren, genau gesagt, seit Rezas Geburtstagsfete am Millenniumswechsel, mit Blumen, Gedichten und tausend weiteren Aufmerksamkeiten sich bemüht und die er nun endlich im Café Schmitz zu einem Kuß bewegt hatte, der unweigerlich – die Zeichen waren deutlich – die gemeinsame Nacht zur Folge haben würde, und Majid hatte an die kommenden Stunden gedacht und voller Erregung sich vorgestellt, wie er die Begehrte umarmen und wie er sie ausziehen würde, das ging nicht aus seinem Kopf, während er von dem Barhocker aufstand, um sich für kurze Zeit zu entschuldigen, und gerade als er vor dem Urinal stand, war es passiert, hatte er das Schönste sich vorgestellt, was ihm seit dem Millenniumswechsel in den Sinn kommen konnte, er hatte an Susannas offene Beine gedacht und sich darüber befleckt, so daß er vor Susannas offenen Beinen an die befleckte Unterhose denken mußte und den Wurmfortsatz und daß alles zusammenhing und aufgereiht wie an einer Perlenspur immer alles logisch aufeinanderfolgte, um einen mit der Ahnung vom Glück zu infizieren und auf die denkbar jämmerlichste Weise, in der Verlorenheit zu enden, weil die Perlenschnur am Ende offen war oder sich verknotete oder eben zur Kette zusammengebunden am Ende wieder zum Anfang gelangte, als wäre alles umsonst gewesen, alles Bemühen im Leben, und das war es ja auch, fand Majid, als er die befleckte Unterhose beinah unter Tränen und vollständig ernüchtert wieder anzog, weil der Wurm wie abgeschnitten hängen blieb und sich auch unter Zuhilfenahme zunächst ihrer, dann auch seiner Hände partout nicht aufrichten wollte, und sich so die Beine Susannas unverrichteter Dinge wieder schlossen und das Schicksal

Majid verhöhnte, indem es ihm das Verlangen nach Susannas offenen Beinen einimpfte und dann, gerade weil er an sie denken mußte, diese Beine auf immer für ihn verschloß, öffnete Susanna doch ihre Beine gewiß nicht oft und schon gar nicht ein zweites Mal für jemanden, der sich ihrer so unwürdig erwiesen hatte wie Majid, und selbst wenn sie es täte oder tun wollte, würde sich Majid bestimmt kein zweites Mal mehr vor sie hinknien, weil er befürchten würde, ja befürchten mußte, vor Susannas offenen Beinen an nichts anderes zu denken als daran, wie er zum ersten Mal vor Susannas offenen Beinen kniend an die befleckte Unterhose dachte, wie Reza mir mitleidvoll mitteilte.

Von der Sache

Horst sagte, Matti habe gesagt, daß alles noch in Ordnung gewesen sei, als Peter zu Sabine gesagt habe, es sei trotz der Sachen, die sie über ihn, Matti, gesagt habe, noch alles in Ordnung mit ihnen zwei, also mit Peter und Sabine, aber dann habe Peter gesagt, Sabine solle in Zukunft nicht mehr solche Sachen sagen über seinen Freund Matti, und da sei sie ausgeflippt und habe Peter gesagt, sie würde nie mehr mit ihm reden, wenn er auch nur einmal vor ihr den Namen Matti erwähnen würde, nie mehr, aus und vorbei sei es dann. Aus heiterem Himmel sei das gekommen, habe Matti gesagt, der allerdings nicht dabei war, sondern es nur von Peter gehört haben kann, und die Sache hätte sich bestimmt anders angehört, wenn Sabine sie Matti gesagt hätte, aber das ist schon deshalb Unsinn, weil Sabine nicht einmal mehr den Namen Mattis erwähnt wissen möchte, zu schweigen davon, daß sie mit Matti reden würde, noch dazu über diese Sache, die ziemlich extrem gewesen sein muß, so wie Horst sich angehört hat, obwohl der gar nicht recht wußte, worum es sich eigentlich handelte.

Die beiden – also Matti und Sabine – hätten sich noch nie viel zu sagen gehabt, sagte Horst, und wenn das stimmt, muß man es doch nicht von vornherein glauben, wenn Matti sagt, daß der Ausbruch Sabines völlig grundlos gewesen sei, denn was weiß ich, welche Worte da zuvor zwischen den beiden, also zwischen Matti und Sabine, gefallen waren, daß sie auf ihn, also auf Matti, so schlecht zu sprechen gewesen sei und nicht verstehen konnte, daß Peter mit ihm noch redete, und außerdem kann es auch gut sein oder ist es sogar anzunehmen, daß Peter Sabine durch die Sachen, die er über Matti gesagt zu haben scheint – also daß er sein Freund sei und normalerweise so Sachen nicht machen würde und so weiter –, daß Peter

also Sabine provoziert hat, und sei es ohne Absicht, man kann sich schließlich nicht vorstellen, daß da gar nichts zwischen Sabine und Matti war, da muß ja etwas gewesen sein, daß sie so aufgebracht war über ihn, selbst wenn Horst nichts davon wissen wollte und der Schilderung Mattis glaubte, daß da überhaupt nichts zwischen den beiden war, also zwischen Matti und Sabine, außer der alten Feindschaft, die blieb, als Sabine mit Mattis Freund Peter zusammenkam. Es ist klar, daß Matti das sagt, und Horst ist auch nicht eben neutral in der Sache, ist er doch genauso wie Peter seit Jahren mit Matti befreundet, deshalb würde mich interessieren, was Peter und besonders Sabine zu sagen haben zu der Sache und ob es wirklich stimmt, daß Peter überhaupt nichts gesagt hat zu den Sachen, die Sabine über Matti sagte, sondern nur, daß alles noch in Ordnung sei zwischen ihnen beiden, also zwischen Peter und Sabine.

Vorausgesetzt, es ist wirklich so gewesen, wie Horst sagt, dann ist es schon nett gewesen von Peter, so ruhig zu bleiben nach all den Sachen, die Sabine über seinen Freund Matti gesagt haben soll; ganz freundlich, wie es seine Art ist, habe Peter gesagt, daß zwischen ihnen, also Peter und Sabine, alles in Ordnung sei, sagte Horst und berief sich auf Matti, der das von Peter gehört haben will. Horst fand, daß Sabine spinne, mehr noch: Er sagte, daß er nicht einfach so still geblieben wäre, wenn seine Freundin solche Sachen über seinen besten Freund gesagt hätte. Peter gebe viel zu schnell klein bei, sagte Horst – oder hat er gesagt, daß Matti das gesagt habe?, ich weiß es nicht mehr, denn es ist wirklich schwer, die Übersicht zu behalten, wenn der eine einem erzählt, was der andere gesagt haben soll über die Sachen, die sich zwei sagen, zumal diese Sachen so undurchsichtig sind, daß selbst der, der sie erzählt, nicht zu sagen weiß, worum es geht, und dann ist es, wie gesagt, auch noch so, daß man in dieser Sache nicht von vorneherein alles glauben muß, was Peter sagt, geschweige denn, was Matti sagt, über den doch Sabine all diese Sachen gesagt haben soll, wenn das überhaupt alles stimmt, was Peter Matti gesagt haben soll, und Horst ist auch nicht eben neutral, wie gesagt. Wie auch immer, es muß so gewesen sein, daß Sabine gar nicht mehr mit sich reden ließ, sondern Peter nur anschrie, er solle sich doch ruhig trauen, noch einmal den Namen Matti zu sagen, dann würde er schon sehen,

komm, sag’s noch einmal, habe Sabine laut Matti, der mit Peter gesprochen hat, gesagt, los doch, trau dich, habe sie gesagt, sag’s noch einmal, Peter, sag noch einmal Matti, und ich bin weg.

Von der Verrücktheit

Der größte unter den Spinnern, mit denen er zu tun gehabt habe, sei einer gewesen, dreißig, fünfunddreißig Jahre alt, der seine Eltern dafür verklagen wollte, ihn geboren zu haben, erzählte Rolf, als wir in seinem neuen Geländewagen nach Müngersdorf fuhren, was speziell vor einem – ja, nennen wir's ruhig so, in München oder Madrid mag man uns dafür verlachen – Spitzenspiel die reine Tollheit ist, wenn man in der Innenstadt wohnt und die Möglichkeit hat, die Straßenbahn, deren freie Benutzung im Ticketpreis enthalten ist, oder besser noch das Fahrrad zu nehmen, das sich an einem vollendeten Spätsommertag anbietet, weil vom Eigelstein aus die Strecke bildschön über den Grüngürtel und dann durch den Stadtwald führt, während die Autofahrer auf der Aachener ebenso wie auf der Dürener und allen anderen Ausfallstraßen im Schrittempo durch die erhitzten Abgase vorstoßen und, endlich angekommen, noch einmal dieselbe Zeit brauchen, um einen Parkplatz zu suchen, der dann so weit entfernt vom Stadion ist, daß sie gleich hätten vom Rudolfplatz laufen können.

Auf den Gegenstand des Närrischen sind wir angesichts der Fährnis gekommen, zwanzig Minuten vor Anpfiff nicht einmal die Innere Kanalstraße passiert zu haben, so daß ich aus Sorge, mich zu verspäten, nicht mehr an mich halten konnte und Rolf die Verrücktheit aufrechnete, mich nicht mit dem Fahrrad abgeholt zu haben. Seine Entschuldigung, nun einmal in sein neues Auto – noch dazu ein japanisches Fabrikat! – vernarrt und froh zu sein über jede Gelegenheit, darin zu fahren, hatte ich mit dem Hinweis auf den ökonomischen wie ökologischen Irrsinn weggewischt, als Junggeselle ein siebensitziges, achtzylindriges Schiff auf Traktorenreifen zu kaufen, das vielleicht einen Beduinenstamm durch die Sahara kutschiere, aber in kein

Parkhaus passe. Daß Rolf sich in den Lobpreis seines Navigationssystems flüchtete, minderte mein Unverständnis nicht, standen wir doch nicht vor dem Problem, uns verfahren zu haben, sondern trotz dreihundert Pferdestärken nicht schneller als eine lahme Ente zu fahren. Immerhin bot mir unsere selbstverschuldete Not die Gelegenheit, allgemeine Überlegungen zum Wahnwitz der modernen Gesellschaft anzustellen, und so waren wir zunächst auf die Verrücktheiten, dann auf die Verrückten unserer alltäglichen Lebenswelt gekommen, als deren größten Rolf jenen Mann von dreißig, fünfunddreißig Jahren bezeichnete, der vor ein paar Wochen in seine Kanzlei gekommen sei mit der festen Absicht, ihn damit zu betrauen, vor dem Landgericht Köln gegen seine, also des Mannes Eltern eine Klage des Inhaltes einzureichen, ihn geboren zu haben.

Rolf sagte, der Mann sei sich im klaren darüber gewesen, daß ein Anwalt das Ansinnen zunächst für abwegig halten würde, und habe deswegen vorsorglich betont, mit den entsprechenden Gesetzbüchern und der Fachliteratur vertraut zu sein, um noch im Hinsetzen einige Paragraphen und angeblich vergleichbare Schadensersatzverfahren speziell in den Vereinigten Staaten anzuführen. Es sei ihm nicht gelungen, sagte Rolf, den Mann, der sich tatsächlich erstaunlich detaillierte Kenntnisse des Zivilrechts angeeignet hätte, von der Absurdität und Aussichtslosigkeit einer derartigen Klage zu überzeugen, obwohl nicht einmal eine objektive körperliche Behinderung vorgelegen habe, die man womöglich unter Umständen der Fahrlässigkeit der Eltern hätte zuschreiben können, sondern bloß eine subjektive Verzweiflung allgemeiner Art, die man unmöglich zum Ausgangspunkt eines Verfahrens gegen seine Eltern nehmen konnte, so harlekinisch sie dem Mann – ein Spinner, ja, aber kein Scharlatan – ins Gesicht geschrieben gewesen sei.

Was immer er an Argumenten vorgebracht habe, lediglich zum Zugeständnis habe er den Mann bewegen können, ein Scheitern, ja das vorzeitige Abweisen seiner Klage zumindest in Erwägung zu ziehen. An dessen Absicht habe das jedoch nichts geändert, sagte Rolf, da der Mann selbst eine juristische Niederlage für besser befunden habe, als weiterhin untätig den Skandal mit anzusehen, daß täglich und überall Kinder geboren

würden, deren unausweichliches Schicksal als Menschen das Unglück sei, nicht zu sprechen von den Millionen Fällen absehbarer körperlicher oder geistiger Behinderung oder schwerer sozialer Not – Hunger, Krieg, katastrophale Familienverhältnisse –, die zu verschulden wohl nur Pfaffen und Ignoranten nicht als Verbrechen begreifen könnten. Er wolle einen Präzedenzfall schaffen, habe der Mann behauptet, und selbst wenn er vor Gericht scheitere, würde er doch den einen oder den anderen Erwachsenen zum Nachdenken darüber bringen, ob sie sich tatsächlich an dem Wahnsinn unsinnigen Gebärens und sinnlosen Sterbens beteiligen wollten; hielte er nur ein einziges potentielles Elternpaar davon ab, ein Kind mit dem Leben zu strafen, hätte sich die Klage gelohnt, schließlich lehrten das Alte Testament ebenso wie übrigens der Koran, daß, wer ein Menschenleben rette, damit die ganze Menschheit rette, und wer einen Menschen töte, die ganze Menschheit töte – so sei er belehrt worden von dem Mann, der sich zu allem Überfluß als ausgesprochen fromm dargestellt habe, ohne daß Rolf zu sagen wußte, welcher Religion jener eigentlich angehörte. Er sei ihm nicht unsympathisch gewesen, meinte Rolf, lächerlich zwar und natürlich übergeschnappt, aber nicht fanatisch, weil ungeachtet des argumentativen Schwachsinns die echte Not, die den Mann in seine Kanzlei getrieben habe, unverkennbar gewesen sei, mochte er sich auch geweigert haben, über deren Gründe zu sprechen. Das brachte mich darauf, den Grund meiner Not in Erinnerung zu rufen, indem ich Rolf drohte, sein japanisches Beduinenschiff zu zerkratzen, wenn er mich nicht rechtzeitig ins Stadion brächte, worauf er mich fragte, ob ich nun völlig verrückt geworden sei.

Von der Demut

Mein langjähriger Freund Knut Dürkheim faßte am gestrigen zweiten Weihnachtstag einen Vorsatz, wie ich ihn schon etliche Jahreswechsel von solchen gehört habe, die unter tausend Qualen aus einer enttäuschten Liebe zu finden versuchen, er sagte, daß er für das neue Jahr vorhabe, sich auf keine Frau einzulassen. Tue ich diesen und ähnliche Sätze für gewöhnlich als eitel und flüchtig ab, so drückte er gestern eine Demut der Dankbarkeit aus, wie ich sie bei einem solch lüsternen Bären nicht erwarten würde und dennoch wiederholt, wenngleich weniger ausgeprägt und aus profaneren Gründen an ihm wahrgenommen habe, etwa nachdem er vor vier oder fünf Jahren in der schriftlichen Diplomprüfung beim Schummeln erwischt, doch von der Aufsichtsperson, einem schon älteren Assistenten, der Knuts herzensgute Faulheit kannte, nicht verraten worden war. Auch als der 1. FC Köln wieder in die Bundesliga aufstieg, beteuerte Knut mit beinah komischer Sentimentalität, dem dafür verantwortlichen Trainer selbst dann die Treue zu halten, wenn der Verein neuerlich absteigen müßte, eine Verpflichtung, von der Knut auch jetzt nicht zurücktritt, da die Lokalzeitungen, die den Trainer einst ebenso ergriffen gefeiert haben, nun seine Ablösung verlangen, um den Verein vor dem Abstieg zu bewahren, der sich bereits zur Winterpause abzeichnet. Schon das zweite oder dritte Glas von einem der sechs besten Whiskys, die unsere Kneipe auf einem silberumrahmten Podest links oben im Getränkeregal ausstellt, kann ihn dazu verleiten, seiner Minuten zuvor geäußerten Weltverachtung zu widersprechen, indem er das Leben für das Glück preist, das es auf vier Zentilitern bereithält.

Knut also neigt, obwohl es außer mir kaum jemand bemerkt haben dürften, generell dazu, auf Gnade mit Rührung zu reagieren, und schien doch in besonderer Weise ergriffen zu sein, als er keineswegs aus Enttäuschung behauptete, sich im neuen Jahr nicht verlieben zu wollen, sondern aus der Demut, die mir an ihm vertraut war und in diesem Falle von einem Biß herrührte, der Knut in einen schon religiös zu nennenden Taumel versetzt haben mußte. Eine diplomierte Krankengymnastin und Masseurin aus Sülz, von der er früher schon einmal erzählt hatte, weil ihre esoterisch anmutenden, aber, wie er mit unangebrachter Jovialität betonte, absolut koscheren Techniken gewiß auch bei mir, der ich seit Jahren am Rücken leide, Wunder wirken würden, hatte im Verlauf der mehrmonatigen Behandlung mit ihm Bekanntschaft geschlossen, bis sie sich auch abends trafen und er schließlich im vergangenen November erstmals jene Intimität mit ihr teilen durfte, von der zu phantasieren er sich während der wöchentlichen, von der Krankenkasse zwar nicht erstatteten, doch vom Orthopäden empfohlenen Sitzungen nicht hatte verkneifen können.

Ich glaube, ich tue meinem Freund Knut nicht unrecht, ja, er selbst würde es gar nicht abstreiten, wenn ich die Ansicht verträte, daß er nach den ersten zwei, drei Mal die Sitzungen allein in der Hoffnung besucht und bezahlt hat, sich von ihren Händen auch außerhalb der Sülzer Praxis und unterhalb des Rückens berühren zu lassen. Daß die Hoffnung sich erfüllte, behagt mir ehrlich gesagt nicht, kommt es mir doch so plump vor wie alles am Leben, wenngleich ich nicht den Bodensatz von Neid leugnen will, der in meiner Abwehr enthalten sein könnte, aber das auszuführen brächte mich von Knuts Demut ab, die ihren Anlaß keineswegs in der sexuellen Eroberung als solcher hat, sondern in einem Moment, den er beim Whisky aus dem Regal links oben in die Gegenwart rief, nicht ohne der darin enthaltenen vier Zentiliter Glück wenigstens beiläufig zu gedenken. Der Anlaß war ein Augenblick höchster Lust, dessen Umstände zu schildern nur soweit vonnöten ist, als man sich Knut vollkommen passiv und mit geschlossenen Augen vorstellen muß; nach Knuts Worten wurde er dadurch perfekt oder, so würde ich es selbst formulieren, in Hegels dreifachem Sinne aufgehoben – beendet, bewahrt und gesteigert –, daß die Physiotherapeutin ihn plötzlich,

aus heiterstem Himmel, in den rechten großen Zeh gebissen und ihn so in eine Realität gerissen habe, die anders gewesen sei als alle Realitäten, die über ihn hereingebrochen waren, wann immer die sinnlichen Sensationen ihn aus dem Irdischen geschleudert hatten. Er sei also auch hier erwacht, mehr noch: er habe aufgeschrien, die Augen aufgerissen und sich eine Viertelsekunde lang aufzurichten versucht, aber zum ersten Mal habe er sich in einem Zustand wiedergefunden, der nach Knuts Worten absolut genial war und den ich selbst poetischer als ein Paradies auf Erden umschreiben möchte. Was Knut sagen wollte beziehungsweise was ich zu erklären versuche, ist kompliziert, ich weiß, aber doch unbedingt zu verstehen: daß er aufgewacht sei und sich die Lust gleichzeitig fortgesetzt habe, insofern die Sülzer Krankengymnastin und Masseurin, deren Techniken man sich hier kaum mehr als koscher vorstellen darf, sich selbst durch den Biß nicht hat unterbrechen lassen, sondern gewissermaßen, bildhaft gesprochen, nur einmal einen Eimer kaltes Wasser auf den Berauschten geschüttet und damit, wenn ich Knut richtig verstanden habe, dafür gesorgt hat, das sinnliche Erleben mit Bewußtsein nicht nur von der Schönheit des Fühlens, sondern auch von den begleitenden Banalitäten zu erweitern, ohne es zu dadurch zu vernichten – von der hellblauen Tapete ihres Dellbrücker Zweizimmerappartements über seinen blondbehaarten Bärenbauch bis hin zum Pino Grigio aus dem Stüssgen, vom anfänglichen Rat des Orthopäden über die Sülzer Praxis für Physiotherapie bis zum durchschlagenden Erfolg des plumpen Vorhabens, auf das er bereits nach der zweiten oder dritten Sitzung verfallen sein mußte; alles, alles fiel Knut ein, doch nichts hörte auf. Als er gestern beinah feierlich erklärte, sich im neuen Jahr auf keine Frau einlassen zu wollen, tat er dies nicht, weil er eine Steigerung des Genusses, den ihm der Biß der Physiotherapeutin beschert hatte, für unmöglich hielte, nein, er tat es ohne Zweifel aufgrund derselben Demut, die ihn nach der Diplomprüfung oder dem Wiederaufstieg des 1. FC Köln überkommen hatte, mag er selbst es nicht so nennen, sondern nur allgemein davon sprechen, daß man so etwas mal stehenlassen muß für eine Weile, und wörtlich sagen, daß der Biß absolut genial gewesen sei, der Biß oder, um genauer als Knut

zu sein, der dadurch ausgelöste Bewußtseinsstoß, von dem ich wahrscheinlich mit mehr als nur einem Bodensatz Neid erzählt habe.

Von der Offenbarung

Nach Auskunft meines Freundes Martin, der als Lektor bei einem Kölner Kunstverlag arbeitet, hat sich die Idee, auf Tee, Backgammon und Wasserpfeifen umzusatteln, seinem ehemaligen Vorgesetzten und stellvertretenden Geschäftsführer Albert Weinrich offenbart, als dieser Verhandlungen mit einem potentiellen Lizenznehmer für die arabische Welt, die er der Gewohnheit nach im eigenen Haus geführt hätte, zum Anlaß nahm, um für eine Woche die Stadt Kairo zu besuchen, die Martin ebenso wie mir vertraut ist. Noch in der Nacht seiner Ankunft sei Weinrich vom Hilton aus, das sich in abgetragenem Weiß zwischen Nil und Tahrir-Platz erhebt, zu einer ersten Erkundung aufgebrochen, die ihn am Ende der Talaat Harb ausgerechnet zum Café *asch-Schams* führte, in dem Martin und ich früher oft gesessen hatten. Die vielfarbigen Glühbirnen der »Sonne«, wie *Schams* übersetzt heißt, erleuchten eine Passage zwischen zwei sechsstöckigen Kolonialbauten, die den Taufiqiyya Markt und die Straße des 26. Juli verbindet, ohne von außen einsehbar zu sein. Zum schwarzen Tee mit frischer Pfefferminze rauchte Weinrich seine erste Wasserpfeife und schaute wahrscheinlich auf das Leben, wie es sich um die Zeit, gegen ein, zwei Uhr nachts, gleich der Ebbe langsam zurückzuziehen pflegt. Im Ohr müssen ihn die freundlichsten Geräusche Arabiens verwöhnt haben, das Blubbern der Pfeifen, der Singsang des Patrons, der inmitten seiner Kundschaft stehend den übrigen Kellnern, dem Teekocher, dem Kohlenmann und dem Bereiter der Wasserpfeifen, die Anweisungen zuruft, nicht zu vergessen die Würfel und Karten der Spieler, die das friedvolle Plaudern gelegentlich durch einen Aufschrei des Jubels oder der Wut beleben, um sich lachend oder schnaufend wieder ins Orchester der Klänge einzufügen. Und

bestimmt hörte er die schepperndsten Streichorchester des Mittelmeeres, welche die großen Stimmen der klassischen arabischen Musik untermalen, die Stimme von Omm Kolthum oder Abdelhalim Hafiz, deren Tremolo sich erst im überforderten Lautsprecher des Transistorradios zur betörenden Weltklage entfaltet. Ich denke mir das so, weil ich selbst früher zum Ende beinah aller Tage ein, zwei Stunden im *Schams* verbrachte, bevor ich zeitgleich mit den Katzen und Kellnern zu meiner Wohnung am nahen Opernplatz stolperte, von der Pfeife leicht benebelt und in froher Erwartung, daß die »Sonne« auch morgen nacht wieder für mich aufgehen werde, ich denke es mir so angenehm, weil ich mir anders nicht erklären kann, warum Weinrich nach seiner Rückkehr verkündete, das Verlagsgeschäft zu verlassen, um sein gesamtes Vermögen mitsamt den Ersparnissen seiner begüterten Frau und acht, neun oder vielleicht elf weiterer Freunde, Kollegen und Verwandten, die er mit seinem Enthusiasmus ansteckte, für den Aufbau der Teehauskette *Ex oriente lux* zu verwenden, die trotz ihrer fast gleichzeitig eröffneten Filialen in sieben deutschen Städten kaum jemandem erinnerlich sein dürfte, weil das Unternehmen binnen Jahresfrist Konkurs anmelden mußte.

In Köln zum Beispiel waren Martin und ich außer ein paar Arabern und Studenten der Orientalistik fast die einzigen Kunden, die das Angebot des *Ex,* wie wir das Teehaus nannten, zu schätzen wußten, den Tee mit frischer Minze, die Bretter fürs Backgammon und natürlich am meisten die Wasserpfeifen, für deren Zubereitung Weinrich eigens einen Ägypter eingeflogen hatte, ein Unterfangen, das abgesehen von den Kosten mit einem unverhältnismäßigen bürokratischen Aufwand verbunden war, da es Weinrich trotz guter Beziehungen zur deutschen Botschaft in Kairo nicht gelang, den kairinischen Pfeifenbereitern eine reguläre Aufenthaltsberechtigung zu besorgen, so daß sie lediglich mit einem dreimonatigen Visum einreisten. Das hatte zur Folge, daß Weinrich in den acht oder neun Monaten, in denen er den Betrieb seines *Ex oriente lux* aufrechterhielt, zweimal die gesamte ägyptische Belegschaft seiner sieben Filialen austauschen mußte, jedesmal immerhin sieben Pfeifenbereiter, die eingeflogen, einquartiert und in arabischer Sprache, die Weinrich nicht

beherrschte, mit den deutschen Gegebenheiten vertraut gemacht wurden. Daß sie überhaupt in Deutschland arbeiten durften, ist angesichts der restriktiven Bestimmungen erstaunlich und bezeugt den missionarischen Eifer, wenn nicht Fanatismus Weinrichs, dem es nach langer Korrespondenz und Gesprächen sowohl im Auswärtigen Amt wie in der Deutschen Botschaft in Kairo gelang, die Ägypter als Künstler zu deklarieren, indem er sie pro forma dafür anstellte, in seinen Teehäusern die folkloristischen Traditionen ihres Landes vorzustellen. Durch Vermittlung eines Freundes beim Westdeutschen Rundfunk haben einige von Weinrichs Ägyptern tatsächlich einmal an einer deutschen Volksmusiksendung im Fernsehen mitgewirkt, wo sie während des Auftritts einer Bauchtänzerin im Hintergrund ein original orientalisches Teehaus nachstellten, dessen Dekor teilweise aus dem Kölner Stammhaus des *Ex oriente lux* stammte.

Die Einrichtung seiner Teehäuser oder zumindest der Kölner Filiale – die übrigen sechs kannte ich nicht, dürften jedoch nach Einschätzung Martins die nämliche Hingabe bezeugt haben – war aber auch wirklich fernsehreif, keineswegs, wie man es sich vorstellen würde, aus *Tausendundeiner Nacht,* sondern den realen Teehäusern Kairos so radikal verpflichtet, daß der Malermeister, ein ausgewiesener Restaurateur aus Hürth, den Weinrich zur Ortsansicht eigens nach Kairo fliegen ließ, Tage damit verbrachte, den Putz der Wände zu streichen und wieder abzublättern, damit sie so kunterbunt schäbig wie im Schams aussahen. Außer den Utensilien – den Wasserpfeifen und deren Zubehör, dem vollständigen Geschirr, den Spielkarten, den Brettern fürs Backgammon und was sonst nicht alles in einem Teehaus gebraucht wird – hatte Weinrich auch das Mobiliar, den Wandschmuck aus Familienfotos, Kalligraphiedrucken und Alpenpanorama und sogar die Bodenkacheln gebraucht aus Kairo besorgt. So weit ging Weinrichs Streben nach Ursprünglichkeit, daß er sich nicht bloß mit einer ausgesucht minderwertigen Musikanlage begnügte, sondern die Kassetten, wie Martin mir enthüllte, vor dem Abspielen mehrfach hin- und herkopierte, damit die alten arabischen Sänger und Sängerinnen genauso krächzend wehklagten und die Orchester ebenso ungeniert schepperten wie in den Teehäusern Kairos. Er war besessen, ein anderes Attribut fällt mir nicht ein für die

Begeisterung, ach was: die Manie, mit der Weinrich die Idee des Teehauses in seiner reinen Hybridität nach Deutschland – und von dort bestimmt, hätte er nur genügend Kunden gefunden, in alle Welt – tragen wollte, die Idee der Zeit, die sich im Blubbern der Wasserpfeife auflöst, und der Gelassenheit, die aus der Zeitlosigkeit erwächst, die Idee der Ernsthaftigkeit, mit welcher der Patron und seine Angestellten zu Werke gehen, ebenso wie diejenige des kindischen Spaßes, dem sich die Kunden überlassen, die Idee auch der Aneignung von allem Unpassenden und jener Gastfreundschaft, die dem Fremden zur Begrüßung einen Tee ausgibt, ohne sich mit ihm unterhalten zu wollen. Ja, nicht weniger als eine Weltanschauung war es, was sich ihm in der »Sonne« Kairos offenbart hatte, in der höhlenartigen Passage zwischen zwei verrottenden Kolonialbauten – das schreibe ich nicht nur als gelegentlicher Zeuge seines Tuns, sondern ausdrücklich so, wie Martin, der ihm viel näherstand, ohne zum Kreis seiner enthusiasmierten Freunde und Mitarbeiter zu gehören, es mir schilderte.

Weinrich hatte Martin auch in den Verlauf der Eingebung eingeweiht, wegen derer er sein bisheriges Leben aufgeben mußte, um die Institution des Teehauses außerhalb Arabiens zu etablieren: Wenn nach dreißig oder sechzig Sekunden die Glut den Tabak so durchzogen hat, daß der Rauch, den man bis dahin mehr ausgehustet denn ausgeatmet hat, plötzlich aus freien Stücken vom Wasser über den Mund in den Himmel drängt, darf man nach Weinrichs Erfahrung auf den Augenblick warten, da sich der Rauch plötzlich, wie in einem Schwall, statt bloß in das Sternenzelt im eigenen Kopf ausbreitet und einen nach oben trägt, also wirklich erhebt, beinah physisch vom Boden entfernt. Merkwürdigerweise erlebe man diese Erhebung so, daß der Rauch unterhalb der Schädeldecke einströmt und von dort aus, von oben herabkommt, wie Offenbarungen eben in der Geometrik aller nahöstlichen Religionen herabzukommen pflegen, bis die Wasserkraft des Tabaks den gesamten Schädel ausfüllt oder, um genau wie die Araber zu sein: durchtränkt, denn nicht zufällig sprechen sie oasengeprägt vom Trinken der Pfeifen statt mittelgebirgisch vom Rauchen. Es sei genau in diesem Augenblick, da der vom Wasser unvergleichlich milde gestimmte Tabak den gesamten Schädel bewässert hat, daß das Gehirn aufblüht wie eine Knospe

und man plötzlich das Gefühl bekommen kann (nicht immer werde es einem zuteil), wie zu einer Fahrt in den Himmel nach oben getragen zu werden, als ob der Rauch nicht nur an der Luft nach oben steige, sondern auch im eigenen Schädel. Für ein paar Sekunden halte sich diese Empfindung, bevor sie sich gleich den Rauchblasen in der Luft auflöse, allerdings nicht, um gänzlich zu verschwinden, sondern um einen auf niedriger Höhe in der angenehmsten Schwebe zu halten. Von da an vollziehe sich alles langsam: Ganz langsam, wie auf einem Luftkissen getragen, steige man wieder in die Höhe. So gehe das also, resümierte Martin die Einsichten Weinrichs, wenn einem zum Ende eines beliebig schlechten Tages die Gnade der Versöhnung zuteil wird: von oben nach unten nach oben, zwei, drei Wasserpfeifen lang, bis man weiß, daß man das Maximum, knapp unterhalb der ersten Höhe, erreicht hat, das Bleiben im Vergehen, und nach Hause oder ins Hotel torkelt, trunken leicht und leicht benebelt, aber im festen Wissen gründend, nach Möglichkeit morgen oder spätestens nächste Woche oder sei es erst im nächsten Jahr, jedenfalls noch in diesem Leben zurückzukehren unter das Sternenzelt, das sich zwischen Aswan, Aschchabad und Aden spannt, gleich wie schlecht die Tage sein wollen.

Martin würde es despektierlich finden, aber mir scheint das Trinken der Wasserpfeife mit dem Trinken eines guten Whiskys vergleichbar zu sein, der sich in einem ähnlich wundersamen Schwall im Körper ausbreiten soll, wie ich immer wieder gehört habe, nur daß er nicht nach oben, sondern nach unten drängt, in den Hals, in den Brustkorb, bis in den Bauch, ja bis an die Pofalte. Vielleicht ist der Vergleich falsch, ich weiß es nicht, ich kann nur anders als durch Vergleiche es mir nicht verständlich machen, ist doch für mich selbst der Whisky ein allzu kräftiger Trunk und die Wasserpfeife eine Wasserpfeife und kein Aufzug; so gern ich sie in Kairo oder im *Ex oriente lux* geraucht habe – Weinrich hatte natürlich den besten Tabak und die sorgfältigst bereiteten Wasserpfeifen –, so ist doch das Höchste meiner Gefühle und das einzige, was ich mit Weinrich teile, daß ich anschließend ein bißchen benebelt bin. Das ist nicht viel, aber genug, um festhalten zu müssen, daß jemand die Sonne nachts aufgehen lassen und das Sternenzelt

über die ganze Erde ausbreiten wollte wie Weinrich, von dem auch Martin nicht weiß, wohin er verschwand, als das Licht seines Ostens verlöschte.

Von der Einheit

Für Karl Schlamminger

Vom Münchner Theologen Kurt Tollkühn erfuhr ich, daß sein Freund und Schulkamerad, der Mathematiker Friedrich Mutz, der sich bereits mit einer Dissertation zum Algorithmus über seinen Studienort Passau hinaus einen Namen gemacht, später an den Universitäten Zürich und Princeton gelehrt und sich noch einige Jahre nach seiner Emeritierung in der amerikanischen Kulturzeitschrift *Granta* sowie im Wissenschaftsteil der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* wiederholt zu allgemeinen Fragen der Informatik geäußert hat, seit langem schon zu belegen versucht, daß die Zahl Eins keineswegs die Konstante sei, als die sie im abendländischen wie morgenländischen Denken gilt, und nicht eins bleibe, wenn sie mit sich selbst multipliziert oder durch sich selbst dividiert werde, was abwegig erscheint, aber eine gewisse Plausibilität haben muß, da Mutz, freilich ohne bereits den Beweis vorgelegt zu haben, so überzeugende Gründe angeführt habe, daß sogar einzelne seiner Kollegen und ehemaligen Schüler, also ausgebildete und zum Teil weltweit renommierte Mathematiker, die Behauptung, daß eins mal und durch eins nicht eins sei, nicht mehr rundherum bestreiten würden, wie der prinzipiell nüchterne Tollkühn mit einer gewissen Erregung versicherte und dabei zu verstehen gab, daß er selbst längst bereit sei, dem Freund, dessen gewissenhafte Klugheit er seit Jugendjahren bewundere, zu glauben und allenfalls noch zweifle, ob diesem die Beweisführung tatsächlich gelingen werde, ein Zweifel, den er freilich mit Mutz teile, der jedoch weder den Mathematiker noch den Theologen daran hindere, die Behauptung selbst für wahr zu halten – der eine, weil er

den noch ausstehenden Teil der Beweisführung übersehe, der andere, weil ihn die Logik des Arguments überzeuge, er sich des Verstandes wie der Integrität des Beweisführenden sicher sei und zudem als Theologe, wie er mir sagte, den Zweifel richtig als unverzichtbaren Aspekt des Glaubens einzuschätzen vermöge, mit dem die Mathematik mehr zu tun habe, als man gemeinhin annehme, wenigstens die Mathematik in den Sphären seines Freundes Mutz, schließlich könnten nicht einmal mehr die Beteiligten selbst die Zahlenreihen unmittelbar überprüfen, mit denen sie wie selbstverständlich umgingen, nein, Mutz und seine Kollegen müßten die Berechnungen hinnehmen oder sich auf den Computer verlassen, den ihre Generation aus dem Geiste der Mathematik geboren und der wiederum die Mathematik neu geschaffen habe, doch genau hier, an der Schwelle zur Informatik, setzen Mutz' Berechnungen an, wenn ich Kurt Tollkühn richtig verstanden habe, hier habe die Mathematik über die Jahrzehnte hinweg das Organische ihres Wesens eingebüßt, das zufällig Scheinende und vielleicht fürwahr Zufällige, jedenfalls Unvorhersehbare, das dezidiert Unberechenbare, das Mutz sogar im innersten und stabilsten Kern des mathematischen Kosmos im Bewußtsein nachweisen will, daß ein solcher Nachweis den gesamten Kosmos oder eigentlich unsere Vorstellung des Kosmos erschüttern würde, denn der Kosmos bliebe natürlich, wie er sei, festgefügt und zugleich fließend, nur unsere Vorstellung würde endlich zu leben beginnen, wenn sie das Werden und Vergehen in sich aufnähme, statt es als das schlechthin Unbegreifliche so schrecklich zu fürchten, daß es einem den Atem nehme und man sich folglich fürchte, weil man nicht atmet, und zugleich nicht atmete aus Furcht, ein Circulus virtuosos, dem nach Mutz' Ansicht nur zu entkommen wäre, indem man das absolut Unberechenbare begreife, das schlechthin Unbegreifliche berechne, wofür es ausreichen würde, bloß die Zahl Eins, das denkbar Einfachste zu verstehen, zu beweisen, daß sie wie einen Keim zugleich die unendliche Vielheit ebenso wie das Nichts in sich berge, wie Mutz beweisen zu können hofft, indem er die Zahl Eins unendlich oft mit und durch sich selbst multipliziert beziehungsweise dividiert, bis sie nachweisbar nicht mehr mit sich identisch ist, sich vermehrt und endlich ins Unendliche sich steigert im Falle der

Multiplikation, sich verringert und endlich bis auf einen nicht mehr nachweisbaren Rest oder womöglich vollständig verschwindet im Falle der Division, eine Rechnung, die sich natürlich weder dem gesunden Menschen- noch dem mathematischen Sachverstand ohne weiteres erschließt, für die Mutz jedoch eine Parallele aus der Geometrie anführt, um für einen Laien wie Tollkühn das Paradox zu bezeichnen, dem sich der Verstand öffnen müsse und in Bezug auf die Geometrie und die Wissenschaft der Natur ja bereits mit Beginn des wissenschaftlichen Denkens geöffnet habe, nämlich die Parallele selbst, die in der Unendlichkeit bis hin zur Gegensätzlichkeit auseinanderstrebe und mithin veranschauliche, wie das grundsätzlich Gleiche jenseits der Zeit zum absolut Verschiedenen konvergiere, ebenso wie umgekehrt das grundsätzlich Seiende, für das die Zahl Eins stehe, sich durch nichts anderes als durch sich selbst in Nichts auflöse, wogegen es eine Milchmädchenrechnung sei, eins durch null zu dividieren, verweigere man doch damit der Eins von vorneherein die Existenz, um am Ende mit ihrem Nichtsein triumphieren zu können, kommentierte Tollkühn, ein billiger Triumph des Nichts über das Seiende, Gottes über den Menschen, wenngleich hierfür die Parallele kein Bild abgebe, strebe sie doch auseinander, doch führe es, so schloß Tollkühn offenbar aus eigener Reflexion, ohne also diese Idee von Mutz übernommen zu haben, doch führe es durchaus nicht in die Irre, die Division der Eins durch die Eins mit dem Leben zu vergleichen, in dem von selbst und durch sich selbst vergehe, was einmal als seiend gesetzt worden sei, ein Bild natürlich nur, wie Tollkühn betonte, die bescheidene Illustrierung eines Theologen, der versuche, sich das definitiv Abstrakte einer mathematischen Rechnung vorzustellen, und gleichzeitig wisse, daß er das Wesen der Rechnung verfehlte, schon indem er sich ein Bild machte, doch komme schließlich nicht einmal Mutz ohne Bilder aus, mag er sie auch der Geometrie entnehmen und eine gewisse Abstraktion bewahren, aber am Ende – am Ende müsse auch er die reinen Zahlen in eine Form übersetzen, und zwar nicht bloß, um anderen verständlich machen zu können, sondern auch um selbst zu verstehen, daß ein mal eins mehr und eins durch eins weniger als eins sei. Genau darin liege ja Mutz' ganzes Problem, erklärte mir Tollkühn: Er, Mutz, bewege sich in

Sphären, die zu berechnen nur noch dem Computer möglich sei, beschäftige sich aber mit einem Phänomen, das der Maschine qua Mechanik verschlossen bleibe und theoretisch nur vom menschlichen Geist erfaßt werden könne, dem Geist gerade in seiner Relativität, seiner Veränderlichkeit, seiner Unzulänglichkeit, die allein es theoretisch ermöglichten, das Widersinnige zu verstehen, darin eben bestehe die unauflöslich scheinende und dennoch lösbar sein müssende Schwierigkeit, daß Mutz seine Rechnungen nicht der Rechenmaschine anvertrauen könne, da diese nicht imstande sei, das absolut Paradoxe einzubeziehen, sondern selbst rechnen müsse, um auf das wirkliche Resultat zu stoßen, doch gingen die Dimensionen dieser Rechnung und allein schon die schiere Länge der Zahlenreihen über die Kapazitäten just des Geistes hinaus, der qua Vergänglichkeit doch einzig in der Lage wäre, die Rechnung anzustellen, und trotzdem, behauptete Kurt Tollkühn mit plötzlich leiser Stimme, trotz aller Hindernisse nähere sich sein Freund Friedrich Mutz allmählich dem vorausgesagten Ergebnis und sei schon weit in die Sphäre des eigentlich Unzulänglichen vorgedrungen, so daß er, um die Papierrollen auszubreiten, die seine Rechnung verschlinge, schon eigens die Züricher Wohnung aufgeben und in ein Einfamilienhaus außerhalb der Stadt gezogen sei, wo er nun mit Hilfe einiger Anhänger bis in beinah jede Nacht arbeite, unter ihnen einzelne seiner früheren Schüler, eine Schar junger Mathematiker der Universität Zürich sowie ein eigens angestellter Archivar, der die Ordnung der Rollen beaufsichtige, die sich inzwischen über die vier Stockwerke der Villa schlängelten, die vormals einem verarmten Industriespiralenhersteller gehört habe und Mutz und seinen Helfern die Abgeschiedenheit beschere, die sie für den Nachweis benötigten, daß die Zahl Eins zugleich die Unendlichkeit und das Nichts enthalte, was ihnen noch nicht geglückt, doch immerhin, wie eingangs erwähnt, so weit fortgeschritten sei, daß sogar skeptisch gestimmte Kollegen von Mutz, nachdem sie ihn besucht und die noch hypothetischen Rechnungen eingesehen hätten, die Wahrheit seiner Behauptung nicht mehr rundherum bestritten, mögen die meisten auch weiterhin ausschließen, daß ihm der Nachweis je gelinge.

Von der Freiheit

Des Menschen größte Freiheit, so verstand ich die Worte Paulus', sei dem Schriftsteller vorbehalten, wenn er nach mühseligen Stunden der Arbeit am Abend seine Tochter zum Salat ausführt und plötzlich so erfreut ist über alle momentanen Umstände des Lebens – die Luft, die sich letztmalig im Jahr erwärmt hat, die Tochter, die ob des späten Ausgehens beglückt in ihrem Malbuch kritzelt, das Essen und den Wein, die nur wenige Meter von zu Hause auf denkbar angenehmste Weise serviert werden, die Familie, die Gesundheit, die jüngsten Erfolge, die Blickwechsel mit der jungen Mutter am Nebentisch und was nicht alles mehr –, daß er das Behagen vor dem Gedanken an die Erzählung schützen möchte, der er nicht mehr als ein paar Sätze abgerungen hat, und sich plötzlich bewußt wird: Er kann es ja, er kann alles, er kann das dürftige Tagwerk nicht nur wegwerfen oder fürs erste beiseite schieben oder für etwas anderes gebrauchen, zu etwas Neuem formen wie ein Maler die Farben, der Bäcker den Teig oder wie Gott den Lehm, sondern eine Erzählung darüber schreiben, wie er gegen Abend seine Tochter zum Salat ausführt und plötzlich so erfreut ist über alle momentanen Umstände des Lebens – die Luft, die sich letztmalig im Jahr erwärmt hat, die Tochter, die ob des späten Ausgehens beglückt in ihrem Malbuch kritzelt, das Essen und den Wein, die nur wenige Meter von zu Hause auf denkbar angenehmste Weise serviert werden, die Familie, die Gesundheit, die jüngsten Erfolge, die Blickwechsel mit der jungen Mutter am Nebentisch und was nicht alles mehr –, daß er das Behagen vor dem Gedanken an die Erzählung schützen möchte, der er nicht mehr als ein paar Sätze abgerungen hat.

Von der Weisheit

Wenn nichts mehr geht in Gerhards Leben, wenn die Finger zu keinem Brief, die Augen zu keiner Akte, der Mund zu keinem Telefonat, die Füße zu keinem Schreibtisch zu bewegen sind, auch Freunde, Kriminalromane, Joggen, Fernsehen, PlayStation, Kochen, Einkaufen, E-Mails, Surfen, Chatten, Kino, Aus- oder Spaziergehen, bei lauter Musik ins Blaue fahren mit dem neuen Saab, Aufräumen, Urlaubsplanung, Saunieren mitsamt Claudias ayurvedischer Massage oder Baden im Schaum von Christian Dior noch bei 41 Grad keine Linderung versprechen, Krankwerden oder Migräne zwar möglich, aber aus dem einfachen Grunde keine Rettung wären, daß nichts ihn retten könnte aus der unsagbaren und also auch hier nicht zu bestimmenden Not, die sich mit jedem Atemzug weiter ausbreitet, obwohl sie längst alle Gedanken und Gedärme füllt, wenn also die Stunde gekommen ist, in der bei vernünftiger Betrachtung, die einberechnet, daß niemand außer Friedrich ihn vermissen würde, nichts anderes zu tun bleibt, als den Schlußstrich zu ziehen, fällt er eine Entscheidung, die Friedrich unvergleichlich weise nennt, weil sie sich unter Bedingungen, die jede Linderung ausschließen, darauf stützt, daß sich alle Bedingungen dennoch ändern, weil sich immer alles ändert, und sei es aus dem banalen Grund, daß man sich an das Bestehende gewöhnt und schon die Gewöhnung eine Linderung darstellt, für die es zuvor keinen Anhaltspunkt gegeben hat. Die Weisheit, um es genau zu fassen, besteht darin, bei einer so definitiven Angelegenheit wie dem eigenen Tod die Indefinitheit des Menschen zu berücksichtigen: Gerhard entscheidet sich nämlich, statt seines Lebens vorerst seine Zeit zu verschleudern, so knapp sie ihm doch in beinah allen Minuten seines letzten Jahrzehnts gewesen ist, er verzichtet auf sie, nein,

gibt sie ungenutzt weg, gibt sie zurück wie ein kostbares, in jeder anderen Situation auch ihn beglückendes, aber augenblicklich mehr als nur unnützes, nämlich ärgerliches, quälendes Geschenk und legt sich um acht, manchmal schon um sechs oder sogar um fünf, wenn nicht nachmittags um drei oder zwei Uhr schlafen. Und tatsächlich, so weiß Friedrich zu berichten, tatsächlich ist es nach dem Aufstehen zwar nicht besser, aber aller Erfahrung nach doch nicht mehr so schlecht, daß Gerhard es nicht bis zur nächsten, und sei es: künstlich herbeigeschafften Bettruhe schaffte. Indem er sich so nur darauf beschränkt, gegen alle objektiven Umstände bis zur einzig noch verbleibenden Ablenkung: dem Schlaf durchzuhalten, übersteht er die Zeit, bis nach zwei oder fünf oder manchmal auch vierzehn Tagen andere Ablenkungen wieder zu wirken beginnen, das Schaumbad, der Saab, die Sitzung, so daß das schlechthin Unerwartete geschieht, auf das gerechnet zu haben Friedrich so unvergleichlich weise findet: Es geht wieder, es geht nicht gut, aber auch nicht mehr so, daß gar nichts mehr geht in Gerhards Leben.

Von der Zärtlichkeit

Ein iranischer Bekannter, den ich in seinem Kiosk in der Hamburger Straße oft beim Studium sufischer Literatur antreffe, behauptete gestern, als ich *Die Zeit* wegen eines Artikels kaufen wollte, der dann doch nicht gedruckt worden war, Jesus gesehen oder eigentlich nicht gesehen, vielmehr gewußt zu haben, daß Jesus sich in unmittelbarer Nähe aufhielt, in ein und derselben Halle eines ehemaligen Fabrikgebäudes, die nach Angaben meines Bekannten von stützenden Säulen durchzogen gewesen sei. Mein Bekannter kam darauf, mir von der Begegnung zu erzählen, die genaugenommen … ja, wie soll man es nennen, wenn zwei Menschen sich nicht begegnen, aber wissen, daß sie sich in unmittelbarer Nähe voneinander aufhalten, falls man überhaupt von zwei Menschen sprechen, Jesus also die göttliche Natur absprechen möchte, wie es sich für die Muslime im allgemeinen, aber eben nicht für meinen Bekannten von selbst versteht, jedenfalls nicht seit der Begegnung, die genaugenommen keine Begegnung und dennoch nach Angaben meines Bekannten so real war wie *Die Zeit,* die ich schon zusammengefaltet in der Hand hielt, als er mir von der Anwesenheit Jesu in der Säulenhalle erzählte, auf die er zu sprechen kam, weil er in der Nacht zuvor meinen älteren Cousin Chosrou in einer philosophischen Talkshow hatte von Gott reden hören und den Auftritt eines Verwandten schon aus der zarten Höflichkeit seines Wesens anerkennend erwähnt haben wollte, bevor ich den Kiosk mit der, wie sich herausstellen sollte, vergeblich gekauften *Zeit* unterm Arm verließ. Von Gott war er auf Jesus Christus gekommen, ein kurzer Weg für einen Christen, ein etwas längerer Weg selbst für einen mystisch orientierten Muslimen wie meinen Bekannten, den Kioskbesitzer, mit dem ich trotz des gemeinsamen Interesses für den Sufismus an sonstigen

Tagen fast ausschließlich über die politische Situation in Iran spreche, die er oft anders als ich beurteilt, nicht etwa über die persischen Dichtungen und Traktate, deren Buchrücken ich nicht immer entziffern kann, wenn ich den Kiosk betrete, weil ich eine andere als die abonnierten Zeitungen benötige oder meine Tochter mich zu ein paar Gummibärchen oder einem Eis am Stiel überredet hat. Viel wäre zu den Gummibärchen zu sagen und natürlich auch zu den Gründen dafür, daß *Die Zeit* anders als für meinen Cousin lange schon nicht mehr den Zeitungen angehört, die ich abonniert habe, aber alles Diesseitige verblaßt angesichts der Anwesenheit eines Propheten oder Gottessohns – wie gesagt, ist sich mein Bekannter nicht mehr so sicher –, dessen Atem ihn, einen stillen, gewissenhaften und trotz seines sufischen Interesses keineswegs schwärmerischen Zeitgenossen, zart gestreift und glücklich aus der Bahn geworfen hat.

Mein Bekannter, der in Teheran als Lehrer für Literatur gearbeitet hatte, bevor er wegen seiner Mitgliedschaft in der Minderheitsfraktion der sogenannten *Fedayin-e Chalq,* der linksorientierten »Volkskämpfer«, geflohen war, um über die Vereinigten Arabischen Emirate, London und Spanien nach Deutschland einzureisen, wo er seit achtzehn Jahren die Sehnsucht nach der Heimat unter anderem dadurch zum Ausdruck bringt, daß er seinen deutschen Wortschatz auf das Nötigste begrenzt oder sich gegenüber meiner Tochter, mit der ihn ein fast zärtliches Verhältnis verbindet, weiterhin als Lehrer persischer Sprache und Kultur versteht, mein Bekannter also ist schon deshalb überzeugt, Jesus Christus beinahe durch die Säulenhalle in Köln-Deutz schlendern gesehen zu haben, weil alle übrigen Anwesenden – wenn ich meinen Bekannten richtig verstanden habe, fand an dem Abend die Vernissage einer Ausstellung statt, zu der ihn sein Bruder aus der Lübecker Straße mitgenommen hatte – davon wußten, manche Jesus auch selbst erblickt, gar mit Ihm gesprochen haben wollten. Gut, die Halle muß spärlich beleuchtet gewesen sein, aber nach Angaben meines Bekannten ausreichend, um einen Propheten oder Gottessohn zu erkennen, und als mein Bekannter zusammen mit seinem Bruder in iranischer Gewohnheit viel zu spät zur Vernissage eintraf, die bereits beendet oder wegen der Anwesenheit Jesu Christi ausgefallen war, beherrschte der hohe

Besuch bereits alle Gespräche, und zwar nicht als ein Gerücht, sondern als eine sei es überraschende, sei es unheimliche, aber doch feststehende und herrliche Tatsache.

Das Zeugnis meines Bekannten läßt sich natürlich leicht nachprüfen, und tatsächlich fand sich bereits in der *Stadtrevue,* die ich anschließend im Café eingesehen habe, die Darstellung meines Bekannten so weit bestätigt, daß gestern abend im Deutzer *Planet Büschel,* einer mir bis dato unbekannten Kunsthalle, tatsächlich die Ausstellung einer aus dem Baskenland stammenden, lange Jahre schon in Köln ansässigen Künstlerin eröffnet wurde, deren Namen ich nachreichen muß; obwohl gerade noch auf meinen Lippen, kann ich mich nur noch soweit an ihn erinnern, daß er auffallend kompliziert war und insgesamt drei Umlaute enthielt, was mich zu der Vermutung veranlaßt, daß mein Bekannter den Namen der Künstlerin schon deshalb vergessen hatte, weil er ihn nicht auszusprechen vermochte. Wie gesagt, die Darstellung meines Bekannten läßt sich leicht überprüfen, ich muß nur mit seinem Bruder und für den Fall, daß er die Darstellung bekräftigt, zur Sicherheit mit anderen Besuchern der Vernissage sprechen, die zu erreichen der auch mir bekannte Bekannte meines Bekannten, der in der Kunstszene viele Leute kennt, mir gewiß behilflich sein wird, wenn die Anwesenheit Jesu Christi im oder auf dem *Planet Büschel* nicht vorher schon an die Öffentlichkeit gerät, wie man es annehmen müßte, soll sich doch der Vorfall nicht hinter den Wänden einer exaltierten Kirchengemeinde, deren Schilderung man mit der religiösen Vorprägung der Teilnehmer beiseite wischen würde, sondern bei der Vernissage einer Kunstausstellung ereignet haben, die in den Lokalzeitungen und Programmheften angekündigt gewesen und gewiß von Journalisten und anderen Menschen mit Kontakten zu Redaktionen besucht worden ist.

Bemerkenswert und Grund für ein baldiges Gespräch mit meinem Cousin scheint mir gerade dies zu sein, daß weder mein Bekannter noch die Besucher einer Vernissage zeitgenössischer Kunst und schon gar nicht der kommunistisch gebliebene Bruder meines Bekannten im Verdacht dezidiert christlicher Religiosität stehen und dennoch die Gegenwart des Propheten oder Gottessohnes nicht nur beglaubigt, sondern sie für, gewiß

ungewöhnlich, gewiß wunderhaft, aber doch zugleich für selbstverständlich gehalten haben sollen. Niemand wunderte sich über das Wunder, um es im Stile der bestimmt anwesenden Medienleute zu formulieren, die über die Begegnung mit Jesus Christus berichten werden, sollte sie denn tatsächlich stattgefunden haben. Zu dieser Beobachtung meines Bekannten fügt sich seine Aussage, daß keiner der Anwesenden Anstalten gemacht habe, sich an Ort und Stelle zum Christentum zu bekehren oder das Bekenntnis zu erneuern, so deutlich sie die Begegnung mit Jesus Christus oder auch nur die Nachricht davon in einen stillen Taumel versetzt habe, in einen Zustand überdeutlich empfundener Zartheit oder kindlicher Neujahrsfreude, wie es mein Bekannter beschrieb, der als Iraner den Zauber eines Festtages nicht mit Weihnachten, sondern mit dem persischen Neujahr verbindet, das diese Woche stattfand, nicht ohne daß er meine eisschleckende Tochter über die kulturellen Hintergründe des Tages belehrte. Ja, zärtlich sei alles gewesen, beinah wie schwebend, und alle Anwesenden, wie von einem unsichtbaren Band miteinander verbunden, hätten sich die Nachricht in ruhiger, tiefer Freude zugeflüstert, zugenickt, zugelächelt. Auch bei meinem Bekannten selbst ist zwar eine Gewißheit ins Wanken geraten, nämlich der Glaube an die Prophetie, der eine Absage an jedwede Gottessohnschaft einschließt, doch empfindet er die Begegnung mit Jesus Christus, die nur durch die Säulen der umgebauten Fabrikhalle verhindert wurde, als eine Bestätigung seiner eigenen Religiosität, die durch den Islam und namentlich durch den Sufismus geprägt ist, seit er im deutschen Exil von allen Bemühungen abgelassen hat, den Marxismus politisch zu verwirklichen, mag er ihn auch prinzipiell noch immer für richtig halten.

Von mir danach befragt, sagte er, er könne sich das Paradox, den eigenen Glauben gerade dadurch bekräftigt zu empfinden, daß er ins Wanken gebracht worden sei, selbst noch nicht hinreichend erklären, aber so sei das nun einmal, wenn man in die Nähe eines Propheten oder Gottessohnes komme, das sei ungewöhnlich und nicht bis ins Detail erklärlich, worin ich ihm schon aus jener zarten Höflichkeit nicht widersprechen wollte, die er mir mit der gleichen pädagogischen Absicht zum Vorbild gibt, mit der er seinem Auftrag als Lehrer persischer Kultur und Sprache auch gegenüber meiner

Tochter nachkommt. Das wird mich jedoch nicht davon abhalten, seine Darstellung schon morgen nachzuprüfen und dafür als erstes diejenigen Zeitungen aus seinem Kiosk zu besorgen, die über die Vernissage berichten könnten, wenn freilich es mich nicht wundern würde, auch morgen wieder einen Artikel vergeblich zu suchen.

Von der Güte

Ich weiß nicht, warum, aber meine Freundin Julia erwähnte mehrfach, daß der Mann drei oder vier Minuten, nachdem er schon die drei Stockwerke hinabgestiegen sein mußte, eigens in seine Wohnung Unter Krahnenbäumen zurückkehrte, um sie zuzudecken, bevor er den Rest der Nacht durch die Kneipen im Eigelstein zog, wie mehrere Zeugen bestätigen. Die Versatzstücke aus meiner Küchenpsychologie, wonach er sich eingebildet haben könnte, aus Fürsorge zu handeln, wischte sie mit einem vielleicht ratlosen, vielleicht verächtlichen Kopfnicken aus dem Gespräch, das wir sieben Tage später an ihrem Bett führten, das sie immer noch hütete. Die perversen Liebkosungen des Peinigers möge ich im Fernsehfilm auf Sat1 finden, setzte sie hinzu, bei ihr habe es sich ganz anders abgespielt, nüchtern und kalt wie auf dem Operationstisch, geradezu geschäftsmäßig aus seiner Sicht: Bewußtsein der körperlichen Überlegenheit, dazu das Überraschungsmoment, schon war sie mit der ersten Handschelle am eisernen Bettrahmen gefesselt; auf ihre Brust gesetzt, Tuch in den Mund, das Knie auf ihren rechten Oberarm, schon ratterte die zweite Handschelle, je zweimal also rrratsch: an ihrer Hand und dann sofort am Bettrahmen, einem schwarzen Himmelbett, das ihr ähnlich einmal bei Ikea aufgefallen war.

Alles, was der Mann getan habe, sei wie dieses helle Rattern gewesen, und Julia sprach von Entmenschlichung, sie sagte nicht: unmenschlich, sondern entmenschlicht, sie sei sich vorgekommen wie unter eine Maschine geraten. Die Füße habe er mit Schnüren befestigt, das habe etwas länger gedauert, weil sie um sich getreten habe, zwei, drei Minuten vielleicht, dann mit der Schere die Kleider gewandt aufgeschlitzt, und auch das Eindringen sei ganz schnell gegangen, obwohl sie alles zusammengezogen und schon unter dem

körperlichen Schmerz höllisch gelitten habe, geschäftsmäßig, wie gesagt, geradezu professionell, er kannte die Handbewegung und wie das auseinanderzureißen war, und Zeit habe er sich nur bei der Sache selbst gelassen, wie Julia es nannte, die Sache habe er so höllisch in die Länge gezogen, daß es gar nicht mehr enden wollte. Höllisch war überhaupt ein Wort, das Julia oft benutzte, genauso wie Sache, nüchtern und entmenschlicht. Mit Fürsorge sei da nichts gewesen, die porenkalte Lustabschöpfung, so nannte es Julia, Lustabschöpfung, und dann sagte sie noch, sie sei sich vorgekommen wie ein Klo, in das er sich entleert habe, und fing wieder an zu weinen, so daß ich sie in den Arm nahm, ohne von Mitleid zu sprechen.

Sie sprach es nicht aus, aber es schien sie tatsächlich zu irritieren, daß er eigens die drei hohen Stockwerke hinaufstieg, um sie zuzudecken, und ihn also auf dem Bürgersteig Unter Krahnenbäumen oder vielleicht schon hinter der Nordsüdfahrt eine menschliche Regung des Bedauerns oder auch nur des Bedenkens überkommen hatte, die sie aus ihm herausgeschabt haben mußte, nackt, gefesselt und geschändet, wie sie in seiner Wohnung lag, einen letzten Rest von Güte, das tröstete sie oder beschäftigte sie jedenfalls, es ließ sie nicht los. Immer wieder kam Julia an dem Abend, an dem ich sie besuchte, darauf zu sprechen, daß dieser Arsch, wie sie ihn unter anderem nannte, noch einmal in seine Wohnung zurückgekehrt war, um sie zuzudecken. Keines der Motive, die ich aus meiner Küchenpsychologie hervorkramte, um seine menschlich scheinende Regung zu erklären, ließ sie gelten; immer wieder verwies sie darauf, daß es doch gar keinen Nutzen für ihn gegeben habe, wogegen er sie bis dahin wie ein Instrument zur Lustabschöpfung, wie sie es wieder nannte, benutzte, schon im Café, als er ihr die Geschichte mit *Terre des hommes* aufgebunden hatte, um sie in seine Wohnung zu locken, so eine Geschichte um einen spanischen Text, den zu übersetzen er sie dringend bat, da am nächsten Tag ein Kollege nach Guatemala fliegen würde, und vielleicht stünde in dem Fax noch etwas, was der Kollege mitbringen müsse, da sei es um behinderte Kinder gegangen, der lupenreine Schwachsinn, im nachhinein betrachtet der absolute Hohn, aber sie habe es ihm geglaubt, weil sie immer alles Gute glaubt, wie ich hinzufügte. Das sei

alles hochprofessionell gelaufen, die einzelnen Maßnahmen aufgereiht wie an einer Schnur und so ausschließlich auf seine eigene Lustabschöpfung gezielt, daß sie überhaupt nicht als Mensch vorgekommen sein könne in seinem Kopf – bis zu dem Augenblick, da er vielleicht schon die Nordsüdfahrt überquert hatte, als eine letzte, verlorene Regung von Mitgefühl oder, wie Julia es wiederholt nannte: Güte ihn gestreift haben mußte und er zurückgekehrt sei in die Wohnung, um sie, die tatsächlich bitterlich gefroren habe, nackt und ausgespreizt, wie sie da lag, mit dem Plumeau zuzudecken und wieder zu verschwinden. Das Schreckliche sei gewesen, sagte Julia, daß sie in dem Augenblick etwas wie Dankbarkeit empfunden habe, so sehr habe sie gefroren.

Ich weiß nicht, ob Julia recht hat, ich denke nur, daß sie selbst zu gütig ist, wenn sie andeutet, dem Mann einen Rest von Güte zu unterstellen, das ist vielleicht nicht gut und zeigt sich auch daran, daß sie ihm abends um elf im Elektra die Geschichte mit *Terre des hommes* abgenommen hat; man muß da aufpassen, habe ich Julia gesagt, und obwohl sie mir zustimmte, blieb sie überzeugt davon, den rational nicht zu erklärenden Grund dafür zu ahnen, daß der Arsch in seine Wohnung zurückgekehrt war, um sie zuzudecken.

Von der Würde

Am meisten hat mich an dem Skandal, der die Universität Bonn vergangenen Monat nicht bloß in die Schlagzeilen der Boulevardpresse, sondern auch in die überregionalen Feuilletons brachte, am meisten hat mich irritiert, daß die Bewerberin keine Anstalten machte, ihren Mann zu unterbrechen, als dieser nach ihrem Vortrag aufstand und aus seiner Collagemappe die DIN-A4-großen Fotos hervorholte, die sie an einem südlichen Strand in enger Umarmung mit dem Vorsitzenden der Berufungskommission zeigten, ich finde es einfach erstaunlich, daß die Bewerberin nach Angaben meines früheren Lehrers Samuel Zahm, der an der Sitzung teilnahm, überhaupt nicht widersprach, als ihr Mann der Kommission und den Studenten lauthals die Beziehung aufdeckte, die seine Frau seit Monaten mit dem Vorsitzenden geführt hatte, damit dieser sich für ihre Berufung als Juniorprofessorin einsetzte, und schon gar nicht kann ich mir erklären, warum die Bewerberin sogar stillhielt, als ihr Mann trotz des Protestes, der nach Angaben Samuel Zahms die anfängliche Perplexität der Anwesenden allmählich überwand, auch jene Aufnahmen in die Höhe hielt, die den Kommissionsvorsitzenden in unappetitlicher Würdelosigkeit zeigten, es ist doch beinah schon bewundernswert, mit welcher Ruhe die Bewerberin es zur Kenntnis nahm, daß ihr Mann schilderte, wie sie mit den Bildern, die er zufällig gefunden haben will, den Kommissionsvorsitzenden erpreßte, ich meine, jeder normale Mensch wäre doch durchgedreht, wenn von einer auf die andere Sekunde die Zukunft zu Bruch geht, ich meine, die Bewerberin, die ihre Ziele mit rücksichtsloser Entschlossenheit verfolgt hatte, war schließlich mehr als nur blamiert worden, sie stand mit einem Mal vor dem Nichts, auf immer entehrt in ihren bisherigen Welten, die akademische

Karriere ruiniert, die Ehe am Ende und ihre Kinder – was sollte sie ihnen schon sagen? –, da wäre es doch mehr als verständlich gewesen, daß sie sich, wie aussichtslos auch immer, ihrer Haut erwehrt, daß sie ihren Mann angeschrien oder sich auf ihn gestürzt hätte, daß sie zusammengebrochen oder geflüchtet oder wenigstens vor Schrecken oder Scham erbleicht wäre wie der Kommissionsvorsitzende, der den Raptus nach Angaben Samuel Zahms mit offenem Mund verfolgte und noch Minuten, nachdem der Gatte den Kleinen Festsaal verlassen hatte, nicht mehr als ein paar fadenscheinige Rechtfertigungen zu winseln vermochte, das alles wäre normal und zu erwarten gewesen, nicht aber, daß die junge Bewerberin für keinen Augenblick die Contenance verlor und sogar Gelassenheit genug bewahrte, die vier, fünf Studenten und Professoren, die ihren Mann aus dem Saal zu zerren versuchten, zu bitten, sie mögen ihn loslassen, er würde sich schon beruhigen, was er dann tatsächlich tat, wahrscheinlich aus Verblüffung über seine Frau, die sich anschließend bei allen Anwesenden für die gestohlene Zeit entschuldigte und den Saal mit dem Wunsch, wohl zu leben, verließ, nicht ohne ihrem Mann einen resignierten Blick zuzuwerfen, wie Samuel Zahm auffiel. Es war ja nicht viel, was da noch an Würde übriggeblieben war, wenn ich außer seinen Angaben auch die Berichte in den Zeitungen und das Gerede auf dem Campus zugrunde lege, genaugenommen nichts, so erbarmungslos hatte der Mann ihre Niederträchtigkeit, ihren skrupellosen Ehrgeiz aller Welt vorgeführt, allein was sie da aus dem Nichts noch herausgekratzt hat – aus Einsicht in die Unabwendbarkeit des Schicksals, aus der Resignation, die Samuel Zahm bemerkt haben will, aus Stärke –, das muß phänomenal gewesen sein, das hat nach Angaben Samuel Zahms alle beeindruckt, selbst ihren Mann, der sie wie das Mäuschen die Katze ängstlich anstarrte, als sie mit dem Manuskript in der Hand traurig, ihrer Schuld vollständig eingedenk, aber erhobenen Hauptes an ihm vorbeischritt, das muß ein Schauspiel gewesen sein, so groß und hinreißend, wie ihr Charakter sich als klein und niederträchtig erwiesen hatte.

Vom Trost

Für Jürgen Reinecke

Als Jürgen Geburtstag hatte, fragte Wilhelm den Cowboy im Rausch, wo sein Partner bliebe, während Hermann seinem Freund Martin von Giovannis frühgeborenen Zwillingen sprach, die das Gröbste überstanden, aber nun die Ohren entzündet hätten, und David entdeckte, daß sein Leben an eben jener Wegscheide angelangt war, an der sich der zehn Jahre ältere Ulrich vor zehn Jahren befunden hatte, und es kurz gesagt darum gehe zu entscheiden, ob es das nun gewesen sei, und beide tröstete das Glück, daß heute hinter der Theke Harry stand, der mit seinen Platten Hunde wie sie zum Jaulen, aber auch Bären wie Björn zum Tanzen bringt. Just in dem Augenblick, als Wilhelm zum Entsetzen Khalils die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* pries, erklärte sich Martin zum missionierenden Vater, erkannten David und Ulrich für sich die unausgesprochene Freundschaft, die sie vom heutigen Abend an verband, und kletterte der hünenhafte Cowboy im Rausch gelenk über die Theke, weil das Telefon klingelte und Harry gerade mit Björn eine einzige, wirklich nur eine einzige Runde flipperte. Hermann erwog im Andenken Giovannis die Vorzüge des Vaterseins, die nach Ansicht Martins die zugegebenen Nachteile der Ehe überwogen wie der Fußball einen Flummi, hingegen Paulo und Isabel Fortuna-Fan Max für sein Geständnis, im Herzen immer schon mit dem FC gefiebert zu haben, zu einem Jägermeister einluden, an dem Holger sich gern beteiligte, weil diese Saison auch Borussia Mönchengladbach abzusteigen drohte, und in derselben Sekunde, da der Cowboy im Rausch bekanntgab, daß sein Partner auf dem Weg sei, fiel Khalil auf, daß eine der beiden Lesben, die mit

hochgezogenen Beinen auf der breiten Fensterbank saßen, das gelb-grüne Originaltrikot der Thekenmannschaft trug, und Ulrich konnte auch nicht mehr sagen, als daß sein einziger Trost darin bestünde, wahrscheinlich noch unglücklicher geworden zu sein, hätte er als damals Mittdreißiger die Frage bejaht, vor der David nun stand, die Frage, ob es das schon gewesen sei, worauf David, weil ihm bewußt wurde, daß er sich, gleich wie, in jedem Fall falsch entscheiden würde, das nackte Entsetzen packte, das Harry in Luft auflöste, indem er *Will to Love* auflegte, ein so entsetzlich trauriges Stück, daß man gar nicht anders als glücklich sein kann, so entsetzlich traurig glücklich, daß Holger Guido das Versprechen abrang, sein Leben zu ändern.

Als Jürgen Geburtstag hatte, ärgerte ihn Wilhelm mit dem Geschenk, ihn das nächste Mal beim Backgammon absichtlich gewinnen zu lassen, und Christian und Knut gaben sich gegenseitig keinen Whisky aus, weil der eine beim Lagavulin, der andere bei seinem Seemannszeug bleiben wollte, das er bei seinem Besuch in Gustavs Dorf an der irischen Küste nahe Kinsale so sehr schätzen gelernt hatte, daß er sich persönlich um die Einfuhr kümmerte, und die beiden Lesben amüsierten sich prächtig mit Ulrich und David, und Holger versprach Knut, am Sonntag mit zum Hallenturnier bei Gustavs Bruder Florian mitzufahren. Gustav höchstpersönlich rief auch noch an, kurz nachdem die eine Hälfte der Cowboys im Rausch auf der breiten Fensterbank angefangen hatte, die durchgedrehteste Version von *Give Peace A Chance* zu spielen, die Henning, Max und Abdul je gehört hatten, so eine Version mit Schulbubenhumor, die aus dem niemals aktuelleren Aufruf zum *Peace* mit wenigen Federstrichen eine Hymne auf das *Piece* zauberte, das schließlich auch etwas wie Frieden bereitet – *all we are sailing* –, und irgendwer erzählte dann bestimmt wieder die Geschichte von Gustav, der Jürgens Geburtstagsschänke gegründet hatte, in niemand weiß genau welche Probleme geraten war und eines Mittags vor drei, vier Jahren Harry aus dem Bett klingelte, um ihm den Schlüssel zu übergeben, da er sich eine halbe Stunde zuvor ein Oneway-Ticket nach Dublin für den Abend gekauft hatte, obwohl ein Hin- und Rückflugticket billiger gewesen wäre. Als Max sich getröstet hatte, daß heute abend keine einzige Frau da sei, um von Guido bezirzt zu werden, schaute er sich nach den Lesben um, die von den

inzwischen vollzähligen Cowboys im Rausch von der Fensterbank vertrieben worden waren, und entdeckte die hübschere von beiden, wie sie mit Guido zärtlich lachte, und der einzige Trost war, daß er sie bestimmt nicht herumkriegen würde, wie es in Gustavs einstiger Schänke überhaupt nur wenige Frauen aushalten, die auf Männer stehen, einer der Gründe, warum Max sie aufsuchte, hat doch ohnehin seit dreizehn Jahren keine einzige Frau auf ihn gestanden.

Zu den inzwischen vollzähligen, vollständig hünenhaften Cowboys im Rausch hatte sich ein kleiner Mann mit Cowboyhut gesellt, der zwar nicht mehr aufs Fensterbrett paßte, aber dafür ein weltschmerzgetränktes Sonett auf der akustischen Gitarre hinlegte, daß es Ulrich, der David ohnehin keinen Rat zu geben wußte, endgültig die Sprache verschlug, und jemand fragte nach Anke, als David an die Eifel dachte, in die sich Ulrich vor zehn Jahren verkrochen hatte, weil es das damals nicht gewesen sein konnte, um jetzt wieder in Köln Fuß zu fassen, und David dachte, daß es gut war, daß Ulrich zurück sei, denn sonst hätte er ihn nicht kennengelernt, als Jürgen Geburtstag hatte, und er dachte, daß wenigstens an diesem Abend auch Ulrich dachte, daß es gut war, zurück zu sein, und Gustav jetzt ebensogern hiergewesen wäre, Gustav, an den David auch denken mußte, weil jener die Frage, vor der dieser nun stand, noch entschiedener verneint hatte als Ulrich vor zehn Jahren, die Frage, ob es das schon gewesen sei.

Zur Musik der erweiterten Cowboys im Rausch ließen dreiunddreißig Mann und drei Frauen Jürgen hochleben, der sich später mit Khalil stritt, weil er auch ihm unbedingt die Zeche zahlen wollte, dabei wußte Khalil, daß Jürgen mit dem Geld herumknapste, da eben erst die Mutter seines Sohns zu ihrem Freund gezogen war, und als Khalil schließlich einlenkte, tröstete er sich damit, daß Harry und die anderen siebzehn sich schon was ausgedacht haben würden, um Jürgen vor dem Ruin zu bewahren, und so nahm Khalil Jürgen zum Abschied in den Arm und sagte ihm, daß, egal wie beschissen er das Leben finden möge, es nicht viele Menschen gebe, denen zum sechsunddreißigsten Geburtstag eine solche Versammlung zuteil würde, und das solle ihm ein verdammter Trost sein für alle Zeiten, denn einer wie er, Khalil, würde das nicht hinbekommen, sosehr er sich streckte, nicht einmal

einen Zipfel würde er erreichen von dem Glück, das Jürgen mit zwei Telefonaten in den Schoß fiel, und Jürgen sagte in seinem rheinischen Singsang, der wegen der getrunkenen Kölsch, der Musik und der Freunde heute noch melodischer war, daß es ihm eine Ehre sei, Khalil einen Freund nennen zu dürfen, eine echte, tiefempfundene, orientalische Ehre, und da vermischten sich auch ein paar Tränen, als sie die Wangen zusammendrückten, wie David mir ausführlich schilderte, um mich darüber hinwegzutrösten, daß ich nicht dabeisein konnte, als Jürgen Geburtstag hatte.

Von der Ruhe

Alfred soll am Ende nicht mehr ausgestiegen sein. Seit er die Wohnung aufgelöst und sich mit dem Geld den Traum von einer Netzkarte erster Klasse verwirklicht hatte, übernachtete er fast nur noch in Zügen. Nur alle fünf oder acht Tage nahm er sich ein billiges Hotelzimmer in der Nähe des Bahnhofs, am liebsten in einer Stadt wie Würzburg, Hamm, Gießen oder Münster, die klein und also preiswert, aber dennoch mit dem InterCity oder dem InterCityExpress zu erreichen war, um zu duschen, sich mit ein paar Utensilien und vor allem Obst einzudecken, einen Waschsalon aufzusuchen, zu telefonieren. Am Anfang soll er gelegentlich bei einem Freund oder einer Freundin in Marburg, Darmstadt oder Bremen geschlafen haben, bei Verwandten auch, die in Aachen und Mönchengladbach wohnen, weiß Carla, durch die ich von Alfred erfahren habe. Carla war die Freundin meines ältesten Bruders, als ich noch ein Kind war und er in Bielefeld studierte. Ich habe sie am Bahnhof in Koblenz wiedergetroffen, wo ich den Zug wechseln mußte, weil der Zug, in dem ich saß, wegen einer Verspätung auf direktem Wege nach Mainz geleitet wurde und die Fahrgäste, die am Frankfurter Flughafen aussteigen wollten, in den nachfolgenden Zug umsteigen mußten, der laut Fahrplan wenige Minuten später eintreffen sollte. Das war früher, als der neue ICE noch nicht rechtsrheinisch entlang der Autobahn von Köln nach Frankfurt raste. Ich habe sowieso nie verstanden, warum damals die beiden stündlichen InterCitys immer kurz hintereinander zum Flughafen fuhren, ich meine, es wäre doch viel günstiger gewesen, wenn der eine zum Beispiel zur vollen, der andere zur halben Stunde gefahren wäre, oder aber der eine, der nach München oder Nürnberg fuhr, hätte am Frankfurter Flughafen gehalten, und der andere, der nach

Basel oder Zürich fuhr, hätte sich die Schleife erspart, das hätte bestimmt eine halbe Stunde gebracht, statt dessen bauen die für so viel Geld eine Bahnstrecke entlang der Autobahn, nur um auch nicht mehr als eine knappe Stunde zu gewinnen, mit dem Ergebnis, daß die Züge wahrscheinlich überhaupt nicht mehr in Koblenz halten, sondern in Montabaur, Siegburg oder Limburg, wie ich gelesen habe, wo doch kein Mensch wohnt. Was Carla wohl dazu sagt, so abgehängt?, sie fühlte sich in Koblenz doch damals schon wie am Ende der Welt, als sie gerade Alfred in den Zug gesetzt hatte, aus dem ich ausgestiegen war.

Weil mein Zug auf sich warten ließ, setzten wir uns auf zwei der grüngegitterten Eisenschalen, die die Bänke ersetzt haben, und auf die nächstliegende Frage, was sie auf den Bahnsteig des Bahnhofs Koblenz verschlagen habe, erzählte sie mir bald von Alfred, vielleicht auch, um nicht gleich von allem anderen zu erzählen, sie kannte mich ja kaum, nur als Kind, und hätte sich nicht an mich erinnert, wenn ich sie nicht angesprochen hätte. Natürlich war sie älter geworden, aber ich habe sie nach zwanzig, fünfundzwanzig Jahren gleich erkannt, das spricht doch für sich und den Gedanken, der mir seitdem oft gekommen ist, daß das Leben sich auch darin vertan hat, meinen Bruder von ihr zu trennen.

Die Bahnfahrten zu meinem Bruder nach Bielefeld waren die ersten, die ich allein unternehmen durfte; ich weiß noch, daß ich jedesmal in Hagen umsteigen mußte, wo heute der ICE sein Trittbrett nicht ausfahren kann und die Fahrgäste daher gebeten werden, beim Ausstieg auf den Abstand zwischen Schwelle und Gleis zu achten, das weiß ich noch genau, weil ich jedesmal erleichtert dachte, daß es Orte gibt, die noch langweiliger sind als der, aus dem wir stammen, und das war gut zu wissen, wenn ich nach Bielefeld fuhr zu meinem Bruder, weil Bielefeld so schön war, auch wegen Carla so aufregend und wunderwunderschön, dabei sieht es dort heute auch nicht anders aus als in Osnabrück oder Hildesheim. Ich kann verstehen, daß man vor der Fensterscheibe kleben bleibt wie Alfred, dem ich bestimmt schon einmal begegnet bin, so oft, wie ich im Zug sitze, das ist auch mir der liebste Platz, der Platz am Fenster, zumal des neuen ICEs, so ruhig, wenn alles sich bewegt.

Als ich Carla traf, wollte Alfred gerade über Freiburg nach Kiel fahren, jedenfalls hatte er das gesagt, ohne zu sagen, was er in Kiel wolle, aber daß man da über Freiburg fährt, das verstehe ich natürlich, länger kann man kaum unterwegs sein, und so schlecht es ist, daß die ICs und ICEs keine Fenster mehr haben zum Öffnen, so angenehm finde ich die Ruhe, mit der sie durchs Land rasen, da klappert, rasselt und hämmert es kaum noch, vor allem nicht im neuen ICE, der einen richtig benebelt, so ruhig und schnell ist das, als ob man ebenerdig flöge, eigentlich genau so, wie die Bahn es mit ihren zubetonierten Gleisen entlang von Autobahnen haben will, mit ihren komischen Ansagen, wir befinden uns in der Anfahrt auf …, ihrem neuen, schon wieder alten Preissystem, das sich an die Tarife der Fluglinien anlehnt, darüber stand ja auch viel in der Presse, aber das haben die sich nicht gedacht, daß man das so wörtlich empfindet, da wird man wirklich ganz benebelt, wenn man am Fenster auf die Autos schaut, die nicht mithalten können, auf die Kühe und Kleinstädte, die es nicht zu einem ICE-Bahnhof gebracht haben, das ist nachgerade gefährlich, wie süchtig man nach dem Fenster werden kann, wenn die Welt so ruhig an einem vorbeirast, viel ruhiger, als ein Flugzeugfenster es je bieten könnte, so daß man heute im Zug viel eher als in der Luft das Gefühl hat zu fliegen, zu schweben, meine ich, zu gleiten ohne Widerstand, beinah schwerelos zu segeln. Ich kann das verstehen, daß man den Fensterplatz im ICE mag, ich sitze schließlich auch sehr viel im Zug und wenn möglich immer am Fenster, da wird einem ganz anders, das war früher schon so, als ich mit dem D-Zug durchs Sauerland fuhr, und heute noch viel mehr in den ICEs, die nachgerade gefährlich sind, weil man ganz benebelt wird, wie gesagt, wenn man auf die Welt draußen achtet und auf die Ruhe, die kein Handy stören kann. Das können die gar nicht bedacht haben, als sie die ICEs eingeführt haben und die Gleise entlang der Autobahn, daß man davon süchtig werden kann wie Alfred, dessen Spleen offenbar wirklich etwas mit den ICEs zu tun hatte, schließlich liegen die meisten Bahnhöfe, von denen Carla sprach, entlang der Hauptstrecken der Deutschen Bahn, vor allem diejenigen, die er ohne Anlaß besuchte, die dann die einzigen geworden sein sollen, wo er noch ausstieg, bevor er dann überhaupt nicht mehr ausgestiegen ist, aber das war ja, wie gesagt, erst am

Ende, als zum Beispiel Koblenz nicht mehr zu erreichen war, wie ich gelesen habe, und ich kann schon verstehen, daß man lieber am Zugfenster bleibt, wenn man Carla nicht mehr besuchen kann, denn ich fand damals schon, mein Bruder hätte bei ihr in Braunschweig bleiben sollen, statt nach Aschaffenburg zu ziehen und zuzulassen, daß sie abgehängt in Koblenz endet, von wo sie mich nun angerufen hat wegen Alfred.

Du sollst

Acht Einlässe soll es gegeben haben und blumengeschmückte Fenster, durch die jedermann sie sehen konnte. Sie sollen sich überhaupt nicht geniert haben, nicht voreinander, nicht vor denen, die sie vor den Fenstern gewußt haben mußten. Von außen soll es ein Gebäude gewesen sein, ein Schloß oder etwas Ähnliches, mit Mauern, zu hoch, um sie zu überblicken, und streng bewacht, aber wenn man hineinschaute, soll man einen Garten gesehen haben, ja, einen Garten, und oben das Dach, das soll wie der Himmel gewesen sein, so echt, daß manche draußen gedacht haben sollen, es wäre wirklich der blaue, mit Wolken lustig besprengte Himmel. Einer soll sogar behauptet haben, daß es der wirkliche Himmel gewesen sei, der über den Glücklichen sich wölbte, und daß sie, die sich draußen wähnten, in Wirklichkeit drinnen sich befunden hätten, beinah erstickt wären in einer dunklen Halle, und durch die Fenster hätten sie nach draußen geschaut, in einen Garten eben, durch den die Luft zog in sanftesten Brisen, und das hätte geheißen, daß es Tag gewesen wäre, und die Nacht, in der sie sich wähnten, die wäre einfach Dunkelheit gewesen, Lichtlosigkeit. Deshalb sollen sich auch alle an die Fenster gedrückt haben, weil dort die Luft und das Licht aus dem Garten kamen, das Licht von der Sonne oder von den Leuchtern, die nicht zu sehen waren, so hoch müssen sie gehangen haben, oder vielleicht waren sie auch versteckt hinter dem himmelblauen Zeltdach, das so echt ausgesehen haben soll wie ein wirklicher Himmel. Jedoch soll es Räume gegeben haben unter dem Himmel, Räume mit Türen, von denen manche aus den Fenstern zu sehen waren, rote Türen. Es muß ein Gebäude gewesen sein, sollen die meisten gesagt haben, ein Gebäude, in das man hineinsah von außen, wo die Nacht war.

Vor den Fenstern soll es Leute gegeben haben, die an mehr als einem Tor um Einlaß gebettelt hatten. Andere wiederum, unter den Leuten des Gartens, der eine Halle gewesen sein soll, andere, Glückliche also, sollen gleichzeitig an allen acht Einlässen erwartet worden sein, so soll es geheißen haben unter denen, die sich an die Fenster drückten.

In die Ruhe, die sich aus Wasserläufen und Vogelgezwitscher, beinah flüsternden Gesprächen und Kichern fügte, sollen zu manchen Zeiten lange Schreie eingebrochen sein. Die im Garten soll das nicht gestört haben; niemand unter ihnen schien den Lärm zu beachten. Nur die vor den Fenstern durchfuhr es jedesmal wie ein Posaunenstoß am Ohr, dabei kamen die Schreie von weit her, von hinter den roten Türen. Wie bei einer Geburt sollen sie geklungen haben, auch jene der Männer, das soll das Merkwürdige gewesen sein, niemand hatte Männer je so schreien hören, entsetzte, enthemmte Schreie, einzeln manchmal, manchmal zwei zur selben Zeit oder im Chor. Die vor den Fenstern sollen dann jedesmal die Hände auf die Ohren gepreßt haben und weggerannt sein, so weit weg in die Dunkelheit, daß sie die Schreie gerade ertrugen. So weit zu rennen, daß sie überhaupt nicht mehr zu hören waren, soll sich niemand getraut haben. Manche sollen auch in Ohnmacht gefallen sein, und es wird auch erzählt von solchen, die vor Schrecken starben und liegengelassen wurden unter den Fenstern, bis die Schreie aufhörten. Wie lang das war, dazu soll jeder etwas anderes gesagt haben, von Stunden sollen die einen gesprochen haben, von Tagen die anderen, manche sogar von Wochen, gar Monaten – nur daß die Schreie erst aufgehört haben, als man sich schon nicht mehr vorstellte, sie könnten je aufhören, sollen viele bestätigt haben. Die Schreie sollen aus den Zimmern hinter den roten Türen gekommen sein, denn auf den Wiesen oder unter den Bäumen soll niemand auch nur laut gesprochen haben. Manche sollen behauptet haben, hinter den roten Türen, da sei eine Hölle, in der Menschen geschlachtet würden, ohne zu sterben, und sie sollen sich bestätigt gefühlt haben durch die Türen, die rot waren. Andere sollen das für lachhaft gehalten und gesagt haben, die Hölle sehe anders aus, ohne zu wissen, wie es hinter den roten Türen aussah. Wenn es eine Hölle wäre, so sollen sie auch vorgebracht haben, dann würden die im Garten kaum freiwillig durch die Türen gehen, und schon gar nicht würden sie wieder herauskommen und sich unter den Bäumen ausruhen und essen. Sie sollen sich bloß deshalb danach gesehnt haben, Einlaß in den Garten zu finden, um zu erfahren, was in den Zimmern vor sich ginge. Einmal soll einer aus dem Garten, der eine Halle gewesen sein soll, die Frage von einem da draußen aufgeschnappt und

gerufen haben, daß hinter den roten Türen sich weitere befänden, grüne Türen.

Einmal, ein einziges Mal soll es draußen vor den Fenstern, wo sonst nur die Geräusche aus dem Garten zu hören gewesen sein sollen, einen Lärm gegeben haben, der noch lauter und fürchterlicher gewesen sei als das Schreien, und es soll sich herausgestellt haben, daß es nichts gewesen sein konnte als ein Stein, der zu Boden gefallen war. So hoch soll die Halle gewesen sein, wenn es nicht die Nacht war.

ICH BIN DEIN GOTT

Dies ist das Wort des Herrn, das geschehen ist zu Hosea, dem Sohn Beeris, zu der Zeit des Usia, Jotham, Ahas und Hiskia, der Könige Judas, und zur Zeit Jerobeams, des Sohnes Joas, des Königs in Israel. Da der Herr anfing zu reden durch Hosea, sprach er zu ihm:

– Gehe hin und nimm ein Hurenweib und Hurenkinder; denn das Land läuft vom Herrn der Hurerei nach.

Und er ging hin und nahm Gomer, die Tochter Diblaims, die ward schwanger und gebar ihm einen Sohn.

– Heiße ihn Jesreel; denn es ist noch um eine kleine Zeit, so will ich die Blutschulden in Jesreel heimsuchen über das Haus Jehu und will mit dem Königreich des Hauses Israel ein Ende machen. Zur selben Zeit will ich den Bogen Israels zerbrechen im Tal Jesreel.

Und sie ward abermals schwanger und gebar eine Tochter.

– Heiße sie »Die Unbegnadigte«; denn ich will mich nicht mehr über das Haus Israel erbarmen, daß ich ihnen vergäbe. Doch will ich mich erbarmen über das Haus Juda und will ihnen helfen durch den Herrn, ihren Gott; ich will ihnen aber nicht helfen durch Bogen, Schwert, Streit, Rosse oder Reiter.

Und da sie hatte »Die Unbegnadigte« entwöhnt, ward sie wieder schwanger und gebar einen Sohn.

– Heiße ihn »Nicht-mein-Volk«; denn ihr seid nicht mein Volk, so will ich auch nicht der Eure sein. Sprecht das Urteil über eure Mutter – sie sei nicht mein Weib, und ich will sie nicht haben! –, heißt sie ihre Hurerei von ihrem Angesichte wegtun und ihre Ehebrecherei von ihren Brüsten, auf daß ich sie nicht nackt ausziehe und hinstelle, wie sie war, da sie geboren ward, und ich sie nicht mache wie eine Wüste und ein dürres Land und sie nicht Durstes sterben lasse. Und ich will mich ihrer Kinder nicht erbarmen, denn sie sind Hurenkinder; denn ihre Mutter ist eine Hure, und die sie getragen hat, treibt es schändlich und spricht: »Ich will meinen Liebhabern nachlaufen, die mir geben Brot, Wasser, Wolle, Flachs, Öl und Trinken.« Darum siehe, ich will ihr den Weg mit Dornen versperren und eine Wand davorziehen, daß sie

ihren Pfad nicht finden soll. Und wenn sie ihren Liebhabern nachläuft und sie nicht einholen kann, und wenn sie nach ihnen sucht und sie nicht finden kann, so wird sie sagen: Ich will wiederum zu meinem vorigen Mann gehen, denn damals ging es mir besser als jetzt. Denn sie will nicht erkennen, daß ich es bin, der ihr Korn, Wein und Öl gegeben hat und viel Silber und Gold, das sie dem Baal zu Ehren gebraucht haben. Darum will ich mein Korn und meinen Wein wieder nehmen zu seiner Zeit und ihr meine Wolle und meinen Flachs entziehen, womit sie ihre Blöße bedeckt. Nun will ich ihre Schande aufdecken vor den Augen ihrer Liebhaber, und niemand soll sie aus meiner Hand erretten. Und ich will ein Ende machen mit allen ihren Freuden, Festen, Neumonden, Sabbaten und allen ihren Feiertagen. Ich will ihre Weinstöcke und Feigenbäume wüst machen, weil sie sagt: »Das ist mein Lohn, den mir meine Liebhaber gegeben.« Ich will einen Wald daraus machen, daß es die wilden Tiere fressen sollen. Also will ich heimsuchen an ihr die Tage der Baalim, denen sie Räuchopfer tut und schmückt sich mit Stirnspangen und Halsbändern und läuft ihren Liebhabern nach und vergißt mein. Darum siehe, ich will sie locken und will sie in die Wüste führen und freundlich mit ihr reden. Da will ich ihr geben ihre Weinberge aus demselben Ort und das Tal Achor zum Tor der Hoffnung. Und daselbst wird sie singen wie zur Zeit ihrer Jugend, da sie aus Ägyptenland zog. Alsdann wirst du mich heißen »mein Mann« und mich nicht mehr »mein Baal« heißen. Denn ich will die Namen der Baalim von ihrem Munde wegtun, daß man ihrer Namen nicht mehr gedenken soll. Und ich will zur selben Zeit ihnen einen Bund machen mit den Tieren auf dem Felde, mit den Vögeln unter dem Himmel und mit dem Gewürm auf Erden und will Bogen, Schwert und Krieg vom Lande zerbrechen und will sie sicher wohnen lassen. Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit; ich will mich mit dir vertrauen in Gerechtigkeit und Gericht, in Gnade und Barmherzigkeit. Ja, im Glauben will ich mich mit dir verloben und du wirst den Herrn erkennen. Zur selben Zeit will ich erhören, ich will den Himmel erhören, und der Himmel soll die Erde erhören, und die Erde soll Korn, Most und Öl erhören, und diese sollen Jesreel erhören. Und ich will sie mir auf Erden zum Samen behalten und

mich erbarmen über die, so in Ungnaden war, und sagen zu dem, das nicht mein Volk war: Du bist mein Volk; und es wird sagen: Du bist mein Gott.

– Höret, ihr Kinder Israel, des Herrn Wort! denn der Herr hat Ursache, zu schelten, die im Lande wohnen; denn es ist keine Treue, keine Liebe, keine Erkenntnis Gottes im Lande; sondern Gotteslästern, Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen hat überhandgenommen, und eine Blutschuld kommt nach der andern. Darum wird das Land jämmerlich stehen, und allen Einwohnern wird's übel gehen; denn es werden auch die Tiere auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer weggerafft werden.

– Mein Volk ist dahin, darum daß es nicht lernen will. Denn du verwirfst Gottes Wort; darum will ich dich auch verwerfen, daß du nicht mein Priester sein sollst. Du vergißt das Gesetz deines Gottes; darum will ich auch deine Kinder vergessen. Je mehr ihrer wird, je mehr sie wider mich sündigen; darum will ich ihre Ehre zu Schanden machen. Sie fressen die Sündopfer meines Volks und sind begierig nach ihren Sünden. Darum soll es dem Volk gleich wie dem Priester gehen; denn ich will ihr Tun heimsuchen und ihnen vergelten, wie sie verdienen, daß sie werden essen, und nicht satt werden, Hurerei treiben und sich nicht ausbreiten, darum daß sie den Herrn verlassen haben und ihn nicht achten. Hurerei, Wein und Most machen toll. Mein Volk fragt sein Holz, und sein Stab soll ihm predigen; denn der Hurerei-Geist verführt sie, daß sie wider ihren Gott Hurerei treiben. Oben auf den Bergen opfern sie, und auf den Hügeln räuchern sie, unter den Eichen, Linden und Buchen; denn die haben feinen Schatten. Darum werden eure Töchter auch zu Huren und eure Bräute zu Ehebrechrinnen werden. Und ich will's auch nicht wehren, wenn eure Töchter und Bräute geschändet werden, weil ihr einen andern Gottesdienst anrichtet mit den Huren und opfert mit den Dirnen. Denn das törichte Volk will geschlagen sein. Sie denken nicht daran, daß sie sich kehren zu ihrem Gott; denn sie haben einen Hurengeist in ihrem Herzen, und den Herrn kennen sie nicht. Mit ihrem Schlachten vertiefen sie sich in ihrem Verlaufen; darum muß ich sie allesamt strafen. Der Wind mit seinen Flügeln wird sie zusammen wegtreiben; sie müssen über ihrem Opfer zu Schanden werden. Alsdann werden sie kommen mit ihren Schafen und Rindern, den Herrn zu suchen, aber ihn

nicht finden; denn er hat sich von ihnen gewandt. Ich will wiederum an meinen Ort gehen, bis sie ihre Schuld erkennen und mein Angesicht suchen; wenn's ihnen übel geht, so werden sie mich suchen.

– Kommt, wir wollen wieder zum Herrn; denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen; er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden. Er macht uns lebendig nach zwei Tagen; er wird uns am dritten Tag aufrichten, daß wir vor ihm leben werden. Dann werden wir acht darauf haben und fleißig sein, daß wir den Herrn erkennen. Denn er wird hervorbrechen wie die schöne Morgenröte und wird zu uns kommen wie ein Regen, wie ein Spätregen, der das Land feuchtet.

– Was soll ich dir tun, Ephraim? was soll ich dir tun, Juda? Denn eure Liebe ist wie eine Morgenwolke und wie ein Tau, der frühmorgens vergeht. Weh ihnen, daß sie von mir weichen! Sie müssen verstört werden; denn sie sind von mir abtrünnig geworden! Ich wollte sie wohl erlösen, wenn sie nicht wider mich Lügen lehrten. Denn ich habe Lust an der Liebe, und nicht am Opfer, und an der Erkenntnis Gottes, und nicht am Brandopfer. Aber sie übertreten den Bund wie Adam; darin verachten sie mich. Denn Gilead ist eine Stadt voll Abgötterei und Blutschulden. Und die Priester samt ihrem Haufen sind wie die Räuber, so da lauern auf die Leute und würgen auf dem Wege, der gen Sichem geht; denn sie tun, was sie wollen. Ich sehe im Hause Israel, davor mir graut; denn da hurt Ephraim und verunreinigt sich Israel. Aber auch Juda wird noch eine Ernte vor sich haben, wenn ich meines Volks Gefängnis wenden werde. Ich lehre sie und stärke ihren Arm; aber sie denken Böses von mir.

– Du bist mein Gott; wir kennen dich!

– Sie rufen mich nicht an von Herzen, sondern heulen auf ihren Lagern. Sie sammeln sich um Korns und Mosts willen und sind mir ungehorsam. Sie bekehren sich, aber nicht recht, sondern sind wie ein falscher Bogen. Darum werden ihre Fürsten durchs Schwert fallen; ihr Drohen soll in Ägyptenland zum Spott werden.

– Er kommt über das Haus des Herrn wie ein Adler, darum daß wir seinen Bund übertraten und von seinem Gesetz abtrünnig wurden.

– Israel verwirft das Gute; darum muß sie der Feind verfolgen. Sie machen Könige, aber ohne mich; sie setzen Fürsten, und ich darf es nicht wissen. Aus ihrem Silber und Gold machen sie Götzen, daß sie ja bald ausgerottet werden. Denn sie säen Wind und werden Ungewitter einernten; ihre Saat soll nicht aufkommen und ihr Gewächs kein Mehl geben; und ob's geben würde, sollen's doch Fremde fressen. Israel wird aufgefressen.

– Du darfst dich nicht freuen, Israel, noch rühmen wie die Völker; denn du hurst wider deinen Gott und suchst damit Hurenlohn, daß alle Tennen voll Getreide werden. Darum sollen dich Tenne und Kelter nicht nähren, und der Wein soll dir fehlen. Die Zeit der Heimsuchung ist gekommen, die Zeit der Vergeltung; des wird Israel innewerden. Die Propheten sind Narren, und die Rottengeister sind wahnsinnig um deiner großen Missetat und um der großen feindseligen Abgötterei willen. Herr, gib ihnen – was willst du ihnen aber geben –, gib ihnen unfruchtbare Leiber und versiegte Brüste! Mein Gott wird sie verwerfen, darum daß sie ihn nicht hören wollen. Ihr Herz ist zertrennt; nun wird sie ihre Schuld finden. Ihre Altäre sollen zerbrochen und ihre Bildsäulen sollen zerstört werden. Alsdann müssen sie sagen: Wir haben keinen König, denn wir fürchteten den Herrn nicht; was kann uns der König nun helfen? Sie reden und schwören vergeblich und machen einen Bund, und solcher Rat grünt auf allen Furchen im Felde wie giftiges Kraut.

– Ich will sie züchtigen nach meinem Wunsch, daß alle Völker sollen über sie versammelt kommen, wenn ich sie werde strafen um ihrer zwei Sünden. Denn ihr pflüget Böses und erntet Übeltat und esset Lügenfrüchte. Da Israel jung war, hatte ich ihn lieb und rief ihn, meinen Sohn, aus Ägypten. Ich nahm Ephraim bei seinen Armen und leitete ihn; aber sie merkten es nicht, wie ich ihnen half. Ich ließ sie ein menschlich Joch ziehen und in Seilen der Liebe gehen und half ihnen, das Joch an ihrem Hals tragen, und gab ihnen Futter. Aber wenn man sie jetzt ruft, so wenden sie sich davon und opfern den Baalim und räuchern den Bildern. Darum soll das Schwert über ihre Städte kommen und soll ihre Riegel aufreiben und fressen um ihres Vornehmens willen. Mein Volk ist müde, sich zu mir zu kehren; und wenn man ihnen predigt, so richtet sich keiner auf. Was soll ich aus dir machen, Ephraim? Soll ich dich schützen, Israel?

– Alsdann wird man dem Herrn nachfolgen, und er wird brüllen wie ein Löwe; und wenn er wird brüllen, so werden erschrocken kommen die Kinder, so gegen Abend sind. Und die in Ägypten werden auch erschrocken kommen wie die Vögel, und die im Lande Assur wie Tauben. So bekehre dich nun zu deinem Gott, und halte Barmherzigkeit und Recht und hoffe stets auf deinen Gott. Bekehre dich zu dem Herrn, deinem Gott; denn du bist gefallen um deiner Missetat willen. Nehmt diese Worte mit euch und bekehrt euch zum Herrn und sprecht zu ihm: Vergib uns alle Sünde und tue uns wohl; so wollen wir opfern die Farren unsrer Lippen. Assur soll uns nicht helfen; wir wollen nicht mehr auf Rossen reiten, auch nicht mehr sagen zu den Werken unsrer Hände: »Ihr seid unser Gott«; sondern laß die Waisen bei dir Gnade finden.

– So will ich ihr Abtreten wieder heilen; gerne will ich sie lieben; denn mein Zorn soll sich von ihnen wenden. Ich will Israel wie ein Tau sein, daß er soll blühen wie eine Rose, und seine Wurzeln sollen ausschlagen wie der Libanon und seine Zweige sich ausbreiten, daß er sei schön wie ein Ölbaum, und soll so guten Geruch geben wie der Libanon. Und sie sollen wieder unter einem Schatten sitzen; von Korn sollen sie sich nähren und blühen wie der Weinstock; sein Gedächtnis soll sein wie der Wein am Libanon.

– Wer ist weise, der dies verstehe, und klug, der dies merke? Denn die Wege des Herrn sind richtig, und die Gerechten wandeln darin; aber die Übertreter fallen darin.

HABE KEINE FREMDEN GÖTTER
VOR MEINEM ANGESICHT.
MACHE DIR KEINEN GÖTZEN
NOCH EIN BILDNIS

Adresse und Name standen gedruckt auf einem Zettel, kleiner als eine Streichholzschachtel. Die Straße hatte er noch nie betreten, selbst das Viertel, weil es am anderen Ufer der Stadt lag, kannte er kaum. Es war ruhiger und wohlhabender, als er es sich vorgestellt hatte, mit großen Bäumen auf den Bürgersteigen. Auch daß Sommer war, überraschte ihn. Bald fand er sich vor dem Haus, einem feierlichen Altbau von dunkelbrauner Farbe, eine bauchhohe Hecke davor. Er öffnete das Eisentor, ging drei Schritte durch den leidlich gepflegten Vorgarten und stieg die fünf Stufen hinauf zur Haustür aus schwerem, schwarzgetünchtem Holz. Bei der Größe des Hauses hatte er vier Etagen mit mindestens je zwei Wohnungen erwartet, tatsächlich blickte er auf drei Klingelschilder. Sie kündeten nicht von eingesessener Bewohnerschaft: Sie waren nicht alt und auch nicht aus Messing, wie es zu der Fassade gepaßt hätte, sondern auf einem neuen, weißen Klingelbrett mit austauschbaren Namenszetteln angebracht. Zudem war nur der unterste Name sauber getippt, die beiden anderen flüchtig mit der Hand geschrieben. Der Name der Frau stand auf der obersten Klingel – aber er stand nicht allein. Zuerst hatte er den Eindruck, der Boden gebe nach, aber dann merkte er, daß es nur seine Knie waren, die einknickten, als wären sie aus Schaumstoff. Er stützte sich über dem Klingelbrett an die Wand. Wem konnte der zweite Name gehören? Dem Mann der Frau, ihrem Freund? Lebte die Frau mit einer anderen, ihrer Geliebten? Eine Wohngemeinschaft, ein Mitbewohner, der von nichts wußte? Andererseits könnte die Frau auch dann allein zu Hause sein, wenn sie nicht allein lebte. War die Frau überhaupt zu Hause? Nicht bedacht hatte er, fiel ihm auf, daß die Frau Besuch haben könnte; vielleicht waren sie viele, die ihn erwarteten, eine ganze Versammlung, darunter solche, die er kannte. Was, wenn alles nur ein Mißverständnis war, ein Scherz, eine Falle? Der zweite Name öffnete die Möglichkeiten ins Unendliche, die sich hinter der Wohnungstür auftaten. Erst als er wieder festen Grund spürte, klingelte er.

Sie wußte, daß er dachte, daß sie schlief. Das dachte er immer. Er wartete, bis ihr Atem langsam ging, und wandte ihr den Rücken zu. Dann wartete sie, bis sein Atem in Trab kam. Das dauerte fünf Minuten oder auch sieben, sie konnte es nur schätzen. Immer wieder von neuem machte es sie bitter, wie schnell er anschließend vorbei war mit seinem Geschäft, wie sie es verächtlich nannte. Mehr war nicht übriggeblieben von seiner Lust als die zehn oder zwanzig Sekunden, in denen er abgewandt, gerade noch hörbar, hechelte. Das Taschentuch mußte er sich bereitgelegt haben. Wenn er fertig sein würde, würde er es verstecken, wahrscheinlich unter einem Buch, um es am nächsten Morgen im Bad zu entsorgen. Sie dachte an die Scham, die er vor sich selbst haben mußte, sich nicht anders als ein Schuljunge in der Jugendherberge zu befriedigen, heimlich unter der Bettdecke und so schnell als möglich, unter größter Vorsicht. Das war ja der Grund, warum sie sich und ihn nicht erlösen konnte von dem Hörspiel, das sie anwiderte und dennoch allabendlich bang erwartete: Es war ihr zu peinlich, für beide. Wie sehr mußte sie ihn abstoßen, daß er ihr diese Lächerlichkeit vorzog. Er zwang sich sogar, darauf zu achten, daß die Bettdecke sich nicht bewegte: Den Arm hielt er still und betrieb sein Geschäft ausschließlich aus dem Handgelenk. Um zu überprüfen, ob das überhaupt möglich war, hatte sie die Bewegung einmal eigens simuliert, als er sie schlafen wähnte: Sie hatte sich auf die Seite gelegt, die Hand zwischen ihre Beine geführt und den Spielraum erprobt, der dem Handgelenk blieb, wenn der Arm vollständig ruhte. Er reichte aus; wichtig war nur, daß das Handgelenk das Plumeau nicht berührte, sondern in dem Hohlraum darunter frei schwebte. Ob er deshalb auf der linken Betthälfte schlief, damit er mit der rechten Hand leichter zwischen die Beine fahren konnte? Nein, das konnte sie nicht annehmen, denn er hatte schon immer links gelegen. Aber es kam ihm zupaß. Womöglich hatte ihn die freie Hand verführt. Ob ihre Liebe andere Wege genommen hätte, hätte er zufällig auf der rechten Seite geschlafen?

Nicht mehr als zehn seiner rasenden Herzschläge dauerte es, und die Haustür sprang einen Spalt auf. Er schloß sie mit beiden Händen hinter sich zu, als dürfte er keine Geräusche machen (wie nachts zu Hause, fiel ihm auf, wenn sie endlich eingeschlafen war). Nach dem Lichtschalter brauchte er

nicht zu suchen: Durch ein rundes Fenster oberhalb der Tür strahlte es dämmrig, aber gerade hell genug in das Treppenhaus. Auch aus dem Zwischengeschoß kamen ihm ein paar Strahlen entgegen. Eine so breite Treppe hatte er in einem Wohnhaus noch nie gesehen, eine Treppe, wie sie Schauspielerinnen in alten Filmen singend herabstiegen. Er ging ein paar Meter bis vor die Treppe. Sie war sauber, ohne zu glänzen oder gar frisch gebohnert zu riechen. Die schlichten Steinplatten, das Holzgeländer mit dem runden Handlauf, dessen schwarze Farbe an vielen Stellen abgeblättert war, und die grauen Wände, durch die sich einzelne Risse zogen, vermochten die Eleganz nicht nur des Gebäudes, sondern zugleich der darin angenommenen Bewohner kaum zu mindern. Er nahm die erste Stufe. Danach hätte er nicht mehr stehenbleiben können, ohne daß er umgekehrt wäre.

Heute brauchte er länger als üblich. Vielleicht war er abgelenkt. Sie ging seinen Tag durch und was er davon mitgeteilt hatte. Sie erinnerte sich ihres gemeinsamen Abends, der schön gewesen war: Sie waren ins Konzert gegangen, hatten anschließend eine Kleinigkeit gegessen, sogar für zwei Wodka in seiner Stammkneipe hatte es gereicht. Im Bett hatten sie beide noch eine viertel Stunde gelesen. Als sie ihm gute Nacht gewünscht hatte, hatte auch er sein Buch beiseite gelegt und das Licht gelöscht. Nein, da war nichts, kein Hinweis auf einen Grund, nicht bei der Sache zu sein. Natürlich erzählte er ihr nur wenig, danach glaubte sie, seine Unruhen stets herausspüren zu können. Dem Alkohol konnte die Verzögerung nicht geschuldet sein, mehr als zwei Gläser Wein und den Wodka hatten sie nicht getrunken. Vielleicht war er auf eine Phantasie gestoßen, die er so aufregend fand, daß er sie ausnahmsweise erkunden wollte; vielleicht ließ er sich absichtlich Zeit. Hören konnte sie beinah nichts, auch den Atem hielt er zurück wie immer. Nur das Geräusch der Vorhaut, die über die Eichel glitt, meinte sie ausmachen zu können, genaugenommen das Geräusch einer Flüssigkeit, die gegen etwas Festes schlägt. Er mußte sich mit Spucke befeuchtet haben. Sicher, mit Spucke ging es schneller. Der Rhythmus war weniger stürmisch, als sie es gewohnt war.

Erst vor der Tür ihrer Wohnung blieb er stehen. Hätte er sie nicht angelehnt gefunden, wäre er noch immer umgekehrt. Zumindest hätte er

sich umgeschaut, die Klinke betrachtet, das Schild unter der Klingel studiert, die Kleidung überprüft, die Haare zurechtgelegt. Er hätte Zeit geschunden. Der fingerbreite Spalt jedoch verschaffte der Tür eine Macht, der seine Angst heillos unterlegen war. Er stieß die Tür behutsam auf und trat einen Schritt vor auf die Schwelle. Von dort blickte er in eine helle Diele, so groß wie anderleuts Wohnzimmer: die Decke zweimannhoch, auf dem Boden neues, helles Parkett; ein kleiner runder Tisch mit Telefon, Notizblock und mehreren Telefonbüchern darauf, ein Holzstuhl; ein langer Spiegel neben der leeren Garderobe und sonst bloß mehrere Nägel an den sauber verputzten Wänden; zwei geschlossene Türen, eine links, eine rechts.

Endlich hörte sie ihn hecheln, so unterdrückt wie je, aber doch anders, ruhiger. Sie benötigte einige Sekunden, bis sie die Eigentümlichkeit genauer benennen konnte: Die Atemzüge waren länger als sonst. Der Rhythmus seines Handgelenkes hatte sich verlangsamt. Offenbar ging es ihm heute nicht um ein schnelles Ende. Gern hätte sie sich über ihn gebeugt und an sein Geschlecht gefaßt – nicht, um ihn abzulösen, einfach, um sich in Erinnerung zu rufen, wie es sich anfühlte, so prall vor Erregung. Sie hätte auch gern das Geschlecht in den Mund genommen – nicht um daran zu lutschen, das mochte er ohnehin nicht besonders, einfach um da zu sein, wenn es den Samen zu trinken gab. Sie mochte den Geschmack. Sie stellte ihn sich oft vor, wenn sie sich selbst berührte.

Niemand war zu sehen oder zu hören. Das sprach immerhin dafür, vermochte er sich eine Sekunde lang zu beruhigen, daß die Frau allein war, die Frau mit ihm. Wenn er wenigstens ein Bild von der Frau gehabt hätte, eine noch so schemenhafte Vorstellung, nur ihr ungefähres Alter, den Klang ihrer Stimme, oder sei es nur ihr Vorname. Er wußte nichts über die Frau, nicht einmal ihren Nachnamen, ihre Adresse. Nichts hatte sie ihm über die Frau gesagt. Er wußte nur, was er jetzt zu tun hatte. Er ging zur Garderobe, stellte sich so hin, daß er nicht in den Spiegel schaute.

Ihr Mut oder die Verzweiflung reichten nicht aus, sich in seiner Anwesenheit zu befriedigen. Wenn sie allein war, befriedigte sie sich. Manchmal tat sie es, wenn er in seinem Arbeitszimmer oder in der Küche war. Sie tat es im Bad oder im Bett. Manchmal stellte sie sich sein Geschlecht

vor, meist das eines anderen Mannes oder von vielen. Es war nicht so wichtig. Wichtig war nur das Geschlecht eines Mannes, das Organ. Daran dachte sie oft. Auch jetzt dachte sie daran. Sie stellte sich vor, wie der Samen in ihren Mund schoß, ein ums andere Mal, ob von einem oder von verschiedenen Männern, das war nicht so wichtig.

Er löste die Krawatte und legte sie über einen Haken. Danach die Schuhe, die Socken – er stellte sie unter die Garderobe, die Socken in den Schuhen. Er zog das Sakko aus und das Hemd aus der Hose. Jeden einzelnen Knopf behandelte er mit Sorgfalt – das gab Zeit. Ein Unterhemd trug er nicht. Er öffnete den Gürtel, die Hose. Auch die Hose hängte er an die Garderobe, die gesamte Kleidung an einen einzigen Haken, obwohl das gar nicht verlangt war.

Sie führte die Hand zwischen die Beine. Sie streichelte ihren Kitzler nicht fest, gerade so viel, daß sich dessen Gegenwart ausbreitete auf die Schenkel, den Bauch. Inzwischen nahmen sie Männer reihenweise. Sie lag auf einem Tisch, die Beine gespreizt, und einer nach dem anderen drang in sie ein. Es war nicht unangenehm, aber auch nicht sonderlich erregend. Sie hatte die Muße, in ihre Gesichter zu schauen, das interessierte sie beinah mehr. Manche von ihnen kannte sie, manche besser, manche flüchtig, andere waren ihr fremd.

Er zog den Slip aus und verharrte unschlüssig. Sähe es nicht lächerlich aus, wenn auch der Slip an der Garderobe hinge? Lächerlich machte er sich ohnehin.

Sein Atem beschleunigte sich auf die übliche Geschwindigkeit. Gleich würde es vorbei sein, in zehn Sekunden, vielleicht fünfzehn.

Er kniete sich vor den Spiegel, legte die Stirn auf die Erde und wartete.

Endlich hatte ihr Warten ein Ende.

ERHEBE NICHT SEINEN,
DEINES GOTTES NAMEN ZU NICHTIGEM

Sag nicht, daß du mich liebst.

Er sah, daß sie sah, daß er den Atem anhielt. Eine Sekunde, ihre fragenden braunen Augen, zwei Sekunden, die Kontraktion ihrer Scheide, drei, ihr offener Mund. Als er ausatmete, hatte sie es nicht gesagt.

Nie sagten sie sich, daß sie sich liebten. Er wollte das nicht, er hatte es ihr verboten. Seine Liebe hatte er erklärt, indem er erklärte, niemals von Liebe zu sprechen.

– Ich werde niemals sagen, daß ich dich liebe, und versprich mir, daß du es auch nie sagst, noch mich danach fragst.

– Wie bitte?

– Ich werde niemals sagen, daß ich dich liebe, und versprich mir, daß du es auch nie sagst, noch mich danach fragst.

– Was soll das? Was meinst du?

– Versprich es mir einfach.

Weil sie nichts sagte, legte er seine rechte Hand um ihren Hals und küßte sie zum ersten Mal. Er küßte sie auf den Mund. Das war gefährlich, denn sie hatte noch nicht versprochen, von Liebe nicht zu sprechen. Ihm fiel auf, daß ihre Lippen trocken waren. Seine waren es nicht. Ihm fiel auf, wie seine Lippen die ihren benetzten. Er öffnete die Augen, die Lippen noch immer auf ihrem Mund, die Zunge darinnen, und blickte auf ihre gesenkten Lider, in denen sich Äderchen wie gehaucht verästelten. Sein Blick spazierte auf der oberen Hälfte ihres Gesichts umher. Wie schön sie war, dachte er, das Gesicht so schmal, daß er es mit beiden Augen umarmte. Er spürte ihre Wangenknochen, die sich sanft erhoben. Eine braune Linie entdeckte er in der Narbe, die sie auf der Stirn trug, fingerkuppenlang. Es war keine spontane Entscheidung gewesen, sie zu küssen. Er hatte es sich für den Fall ihres Zögerns überlegt. Wenn er sie küßte, so hatte er gedacht, würde sie ihm seine Liebe glauben, ohne daß er sie aussprach, und er brächte sie vielleicht dazu, das Versprechen abzugeben, ohne es zu verstehen. Erklären konnte er es nicht. Sie mußte es unbesehen versprechen: nicht zu reden, über

alles zu reden, aber nicht darüber. Unscharf wegen der Nähe, beobachtete er, wie sich im Winkel ihres rechten Auges eine Träne bildete. Ihre Zunge trat in seinen Mund. Sein Herz pochte gegen die Brust, daß sie es spürte. Die Träne lief ihren Wangenhügel herauf und hinunter. Vor Verwunderung über das Glück und um es auszukosten, schloß er die Augen, doch kam ihm im gleichen Augenblick schon der Gedanke, sie jetzt noch einmal auf das Versprechen anzusprechen. Er wartete einige Sekunden, bis ihre Zunge, weil sie bedächtiger empfangen wurde, als sie erwartet hatte, sich zurückzog. Dann führte er seine Lippen einen Atemhauch von den ihren fort.

– Ich werde niemals sagen, daß ich dich liebe, und versprich mir, daß du es auch nie sagst, noch mich danach fragst.

Ihre Lider öffneten sich. Beinahe flehend schaute sie ihn an aus feuchten Augen. Den Blick würde ihm kein anderer Mensch je anvertrauen, das wußte er.

– Ich verspreche dir, was immer du willst.

– Versprich mir, daß du nie von Liebe sprichst.

Bereits in den ersten Monaten ihres gemeinsamen Lebens bemerkte sie, daß er mehr mied als nur ein Wort. Er nahm sie nicht in den Arm. Nicht einmal in Worten streichelte er sie. Er küßte sie nicht bei Tage. Ihre Zärtlichkeiten wies er nicht ab, aber er entwand sich, wann immer sie sich ihm in Liebkosung näherte, nicht sofort, nicht erklärt, aber bei allem höflichen Bemühen, sie nicht zu verletzen, so bestimmt, daß sie immer längere Zeit brauchte, um es auf eine Wiederholung ankommen zu lassen, und allmählich davon abließ. Dennoch schien sie nur selten an seiner Liebe zu zweifeln. Mochte sie noch so sehr vermissen, was er ihr versagte – noch stärker empfand sie seine Geschenke. Es war, als ob er seine Liebe zurückhielt, um sie rein zu halten, konzentriert. Wenn sie miteinander schliefen, bestürmte er sie. Wenn sie niedergeschlagen war, verzweifelt oder krank, kümmerte er sich nicht bloß um sie; er gab auch seine Einsamkeit auf, bis sie wieder bei Kräften war.

– Warum wendest du dich mir nur zu, wenn ich schwach bin oder nackt?

– Nur wenn du schwach bist, brauchst du mich. Nur wenn du nackt bist, dringe ich zu dir vor.

Sie wurde nicht glücklich, nein, das nicht. Sie konnte nicht begreifen, was ihn zurückhielt. Seine Askese erbitterte sie. Aber die Sorgsamkeit seines Bekümmerns und die Leidenschaft seines Körpers waren mehr, als sie je von einem Mann erfahren hatte. Dabei waren es viele Männer gewesen. Dabei war es so wenig, was er sie erfahren ließ. Oft schaute sie ihn an und empfand nichts als Ungenügen. Indem er sich ihr entzog, nahm er Besitz von ihr. Mit der Zeit wagte sie nicht mehr, seine Nähe zu verlangen, und tat es doch mit jedem Blick, um so flehentlicher, je abweisender er ihr schien. Dabei hatte sich sein Verhalten nicht geändert. Mit stiller Konsequenz entschädigte er sie, wenn sie das Bett teilten, ihren Teppich oder den Küchentisch. Nie redete er dann.

– Nur wenn wir schweigen, sprechen wir.

Selten gönnte er ihr das Gefühl, daß sie die Gebende sei. Er bestimmte. Er beschenkte. Er kreiste mit der Zunge in ihrem Geschlecht. Selbst wenn sie auf ihm saß, fühlte sie sich von seinen Händen bewegt. Selbst wenn seine Hände sich in das Bettgitter verkrampften, hielt er sie fest. Seine Lippen wanderten, über ihren Mund, über den Körper, bis hinein in die Ritze ihres Gesäßes, in die Schulterblätter, die sich vor Erregung zuspitzten, in die Kniekehlen. Die Zuckungen ihrer geküßten Zehen zogen sich hoch zu den Oberschenkeln, ja bis an die auslaufenden Nerven ihres Geschlechtes. Ihre Küsse nahm er bloß hin. So kam es ihnen beiden vor, ohne daß sie es je benannt hätten. Natürlich suchte sie die Schuld bei sich: sie könne nicht küssen, ihn nicht befriedigen, ihr fehle die Sensibilität für seine Empfindungen. Er wußte, was sie dachte und daß es nicht stimmte. Sie selbst konnte die Seligkeit nicht übersehen, die ihm ins Gesicht geschrieben stand. Sie waren eins geworden. Sie lag zwischen seinen ausgestreckten Armen. Aber sie glaubte nicht, daß sie es war, die die Seligkeit hervorbrachte. Sie war nur der Spiegel, in dem er sich gefiel. Sie wollte nicht nur sein Gegenstand sein, sie wollte nicht nur seine Gaben reflektieren. Wenn nichts anderes, wollte sie ihm wenigstens danken, ihm ihre Liebe übermitteln.

Sie schaute ihn an. Er stöhnte nur leise; alle Erregung war zusammengezogen in den Augenfalten. Selbst jetzt hielt er sich zurück, dachte sie. Er schreit nicht, er bringt mich zum Schreien. Sie waren eins

geworden, indem er sie einverleibt hatte oder indem er sich in ihr auflöste. Sie wußte es nicht. Sie wußte nur, daß er mit ihr eins geworden war, nicht sie mit ihm. Für ihn machte das keinen Unterschied. Sie wurde still, nur ihr Atmen war zu hören. Sie wollte ihn anreden, sie rang nach einem Satz, ohne ihn fassen zu können. Früher hatte sie immerfort geredet, da hatte sie gelacht im Bett. Mit ihm unterließ sie es. Mit ihm kam sie sich im Bett wie in einer Kirche vor. Und wirklich: Er ließ nicht gelten, was ihm unwesentlich erschien. Unwesentlich schien sie ihm zu sein, der sich selbst genügte. Er bemerkte, daß sie still geworden war. Er hörte nichts als ihrer beider Atem. Er sah ihre Lippen, die sich aufeinanderpreßten. Sie wollte etwas sagen.

– Sag nicht, daß du mich liebst.

Er sah, daß sie sah, daß er den Atem anhielt. Eine Sekunde, ihre fragenden braunen Augen, zwei Sekunden, die Kontraktion ihrer Scheide, drei, ihr offener Mund. Als er ausatmete, hatte sie es nicht gesagt.

GEDENKE DES TAGS DER FEIER, IHN ZU HEILIGEN

Noch in der Drehung, mit der er von ihr herunterrollte, griff er zur Pyjamahose, die sich über seinen Knöcheln faltete. Das Hemd hatte er der Gewohnheit nach gar nicht erst ausgezogen. Sie richtete den Büstenhalter, der ihr links unter die Brust gerutscht war. Ohne Slip ging sie ins Bad, um sich zu erleichtern und die Zähne zu putzen. Als sie zurückkehrte, hörte sie ihn vom Flur aus schnarchen. Im Dunkel suchte sie das Bett nach ihrem Schlafanzug ab. Das Oberteil fand sie unter ihrem Plumeau. Ein Hosenbein lugte unter seinem Kissen hervor. Sie ließ die Hose, wo sie war, und schaltete statt dessen die Leselampe an. Bei dem Lärm würde sie nicht einschlafen können. Ob er erkältet war oder zuviel getrunken hatte? Sie blickte auf seinen weit geöffneten Mund, in dem es funkelte. Die Goldkronen machen dich auch nicht hübscher, dachte sie. Sie nahm das Mineralwasser, das neben dem Bett stand, trank einen Schluck und schlug die Flasche auf seinen Kopf. Scherben zerstreuten sich über das Kissen und seine Brust. Auf seinem Gesicht mischte sich das Wasser mit Blut und Splittern. Es dauerte einige Sekunden, bis es aufhörte zu sprudeln. Sie legte den Flaschenhals auf den Nachttisch und überlegte, ob sie die Socken aus- oder die Jeans anziehen solle. Seine Stimme vertagte die Entscheidung. Daß er überlebt hatte, fand sie nicht normal.

– Was tust du?

Er hatte sich aufgerichtet und tastete sein Gesicht ab. Sie schien ihn auf der rechten Stirnseite getroffen zu haben, aber womöglich hatten die Scherben noch andere Wunden geschlagen, auf der Wange, am Ohr oder am Hals. Wo er auch hinfaßte im Gesicht, war es naß. Von seiner Hand triefte das Blut auf die Zudecke. Schmerzen spürte er nur gedämpft, wie durch ein Polster. Allerdings wollte das Gehirn den Schädel mit jedem Pulsschlag zum Bersten bringen. Er lehnte sich zurück an das Bettgerüst und bemühte sich vergeblich, einen Gedanken zu fassen. Obwohl sie neben ihm saß auf angewinkeltem Bein, schien sie fern zu sein, zu weit entfernt für seine Hand. Ihre Konturen verschwammen, ihr Gesicht entzog sich seinen Pupillen. Er

schaute sich um und entdeckte den abgebrochenen Flaschenhals. Den erschrockenen Blick fragend auf sie gerichtet, begann er, die Splitter vom Kopf zu picken:

– Was tust du?

Nicht: Was hast du getan? Was tust du? Warum schläfst du nicht? Warum hilfst du mir nicht? Warum sitzt du da und beobachtest mich?

Sie wußte, sie hätte jetzt den Notarzt rufen müssen. Jedoch nahm sein Anblick sie gefangen. Sie überlegte, wann er sie aus denselben Augen betrachtet hatte. Das war an gleicher Stelle, auf dem gleichen Kissen gewesen, nur daß sie über ihm gelegen hatte, den Oberkörper auf das Bettgitter hinter seinem Kopf gestützt. Durch ihre ausgestreckten Arme hatte sie die plötzliche Ruhe in seinem Gesicht bemerkt. Er war wie benommen gewesen, wie erstarrt von einem großen Schrecken, ängstlich und zugleich mit dem unaufschiebbaren Verlangen, zu entwirren, was mit ihm geschah, mit dem Bewußtsein, daß mit ihm etwas geschah. Sie hatte aufgehört, das Becken zu bewegen, und ihn eine lange Zeitlosigkeit angeschaut. Sie nahm den Flaschenhals in die Hand.

– Erinnerst du dich daran, wie du mir die Schuhe ausgezogen hast?

– Ich habe dich auf den Eßtisch gesetzt und dir die Schuhe ausgezogen, erst links, dann rechts.

– Welche Schuhe waren es?

– Die cremefarbenen mit den spitzen Absätzen.

Er sprach leise zwar, mit brüchiger Stimme, aber zu seinem Erstaunen gingen ihm die Sätze, einmal begonnen, flüssig von den Lippen. Nur zwischen den Satzteilen mußte er sich ausruhen. In Intervallen hellte sich sein Bewußtsein auf, um ihn wieder im Ungefähren zurückzulassen. Immerhin hatte er begriffen, wo er war und was sie getan hatte.

– Und was hast du dann getan?

– Das weißt du doch.

– Ich möchte es von dir hören.

Sie hielt ihm den Flaschenhals unter das Kinn und schob es mit der abgebrochenen Kante nach oben.

– Sag’s mir.

– Ich habe deine Strumpfhose mit den Fingernägeln und, als mir das nicht gelang, mit den Zähnen aufgerissen und dir die Füße geküßt, erst links, dann rechts.

– Weiter.

– Das hat gedauert. Ich habe die Füße auch gestreichelt und massiert.

– Und danach?

– Bin ich aufgestanden und habe dir den Pulli ausgezogen.

– Ja.

– Und den Rock. Es war dieser braune Rock, weißt du?, der so aufreizend kurz ist.

– Genau.

Die Hand mit dem Flaschenhals sank nach unten.

– Ich habe den Rock aufgeknöpft, und dann habe ich dich auf den Handkanten nach oben gestemmt, um ihn mit den Fingern unter deinen Po zu zerren, und dann habe ich den Rock langsam nach unten gezogen und mich wieder hingekniet und nacheinander deinen linken und rechten Fuß auf meine Schultern gelegt, bis der Rock auf den Boden fiel und mein Mund wieder bei den Zehen ankam.

Sie mußte etwas tun, einen Arzt rufen oder ihn wenigstens von den Scherben befreien, die Wunden desinfizieren und verbinden. Schon den Blick auf sie gerichtet zu halten, schien ihn anzustrengen. Immer wieder entwichen seine Augen nach oben und pendelten sich nur unter Mühen wieder ein. Wenn sie sich nicht täuschte, floß inzwischen auch aus der Nase Blut. Sie wußte, er mußte sich hinlegen.

– Wie konnte der Rock auf den Boden fallen, wenn mein Fuß auf deiner Schulter lag?

– Ich weiß es nicht mehr.

– Ich will es wissen.

– Ich glaube, in dem Augenblick, in dem ich den Rock über den Knöchel gezogen habe, habe ich dein Bein auf meine Schulter gelegt, erst links, dann rechts.

– Hast du das mit Absicht getan?

– Nein, jedenfalls nicht bei dem ersten Bein. Es war eine einzige Bewegung, beinah ein Schwung, aber sehr langsam, und am Ende landete dein Bein auf meiner Schulter.

– Und weiter?

– Ich habe die Strumpfhose auf beiden Seiten aufgerissen bis über das Knie und deine Waden liebkost.

– Wie hast du sie liebkost?

– Mit den Händen, glaube ich, mit beiden Händen, links und rechts, und vor allem mit dem Mund, ja, mit dem Mund, mit den Lippen. Ich habe die Muskeln mit den Lippen geknetet, ich habe sie gespürt, die Fasern, die einzelnen Fasern habe ich gespürt, ich habe sie auf meinen Lippen entwirrt. Das war schön.

– Ja?

– Ja.

Er streckte die Hand nach ihr aus und berührte sie am Oberarm, aber er konnte nicht verhindern, daß die Hand an ihr abglitt auf die Decke. Sie schaute auf die Hand, die beschmiert war mit Blut. Wenigstens hätte sie die Hand nehmen müssen, dachte sie. Er hatte sie nach ihr ausgestreckt. Die Schmerzen hatten das Polster aufgefressen, das sie von seinem Bewußtsein trennte. Er wollte sich hinlegen oder aufstehen; was von beidem, war ihm selbst nicht klar. Klar war ihm nur, daß sie seine Hand nicht genommen hatte. Mit der Angst verloren seine Augen die Frage.

– Was tust du?

– Ich will ins Bad.

Natürlich wollte er aufstehen, das verstand sie. Er wollte im Spiegel sehen, was sie getan hatte. Allein, sie war mit ihm noch nicht zu Ende. Da war noch so viel, was er zu beantworten hatte, über die Strumpfhose und den BH und wie er sie auf den Tisch gelegt hatte und die Teller und Gläser, die zu Boden gefallen waren, die Schüssel, die er weggewischt, das Klirren, das sie erschreckt hatte. Mit welcher Zartheit er ihr den Slip abgenommen hatte, wie eine Reliquie, und er hatte ihr die Beine geöffnet, die sie aus letzter Scham zusammengepreßt hielt, und sie betrachtet. Er war auf den Tisch gestiegen und hatte sie mit den Augen ein zweites Mal ausgezogen, jede Falte hatte er

studiert, jede Öffnung hatte er geschmeckt. Sie war nackt gewesen. Wenn er jetzt ginge, käme sie nicht mehr zurück. Sie rammte ihm den Flaschenhals mit der offenen Seite unter das Kinn. Diesmal spritzte das Blut wie aus einem prallgefüllten Sack. So hatte sie es im Film gesehen, es spritzte bis auf ihren Schoß. Waren das dieselben Augen wie eben? Nein, das waren sie nicht, jetzt dachte er nur an sich. Sie hörte ihn röcheln, bevor er zur Seite kippte. Zur Sicherheit stach sie noch drei, vier Mal zu. Damals hatte es auch Scherben gegeben.

EHRE VATER UND MUTTER,
AUF DASS DU LANGE LEBST AUF DER ERDE,
DIE ER, DEIN GOTT, DIR GIBT

Er wachte auf von ihrem Lachen. Das hatte er noch nie an ihr erlebt. Sie lachte viel, aber nun lachte sie sogar im Schlaf, nein, sie bog sich, sie prustete vor Vergnügen. Ihre Augen waren geschlossen. Er berührte sie am Arm, um festzustellen, ob sie wirklich schlief, denn gern hätte er mit ihr gelacht. Sie reagierte nicht. Sie schlief und hörte nicht auf zu lachen. Wie lange sie schon gelacht haben mochte, bevor er wach geworden war? Vater und Mutter warfen sie in die Luft und fingen sie wieder auf: Engelchen flieg. Ihr Vater war kräftig, die Mutter so jung wie sie. Plötzlich fand sie sich im Bett mit ihm wieder. Er kitzelte sie, sie wehrte sich. Sie versuchte, an seinen Bauch zu gelangen, er stieß ihre Hände mit den Armen zurück. Er packte sie am Bein und kitzelte sie unter dem Fuß. Sie schmiß ihm das Kissen an den Kopf, um ihn abzuschütteln. Wie schön es war, mit ihm zu sein. Noch schöner war sie, wenn sie lachte.

– Mach mir Kinder.

– Gut.

Das war ihre ganze Trauung gewesen. Zwei Minuten später vollzogen sie die Ehe. Sie sahen einander zu, wie jeder für sich die Kleidung ablegte. Dann liebten sie sich entschlossen. Sie waren schon oft eins geworden, aber das war etwas anderes gewesen, Verzückung ohne Dauer. Erst mit ihrer Entscheidung zur Schöpfung blieben sie vereint. Er sprach von ihr als seiner Frau, sie von ihm als ihrem Mann, ohne daß sie sich verabredet hätten. Sie stritten sich, sie langweilten sich, sie nutzten einander ab. Ihre Liebe verwandelte sich in Arbeit – aber sie trug Früchte. Sie hatte aufgehört zu lachen.

– Was hast du geträumt?

– Von meinen Eltern.

– Was denn?

– Wie sie mich zur Welt gebracht haben.

Auf den Ellbogen gestützt, betrachtete er sie noch immer in dem fahle Licht, das die Nacht durch das geöffnete Fenster warf. Sie blickte zur Decke,

die Augen jetzt weit geöffnet. Er konnte nicht erkennen, ob ihre Augen so hell glänzten, weil sie feucht waren, oder ob allein die Nacht ihr Leuchten bündelte. Er durfte ihr jetzt nicht zu nahe kommen, das sah er. Deshalb küßte er sie nur auf die Stirn, bevor er sich wieder hinlegte, das Gesicht wie sie nach oben, nicht zu ihr gewandt. Sie empfing sein Zeichen dankbar, weil es mit einer Antwort nicht rechnete. Sie liebten sich, kein Zweifel mehr. Von ihren Eltern hatte sie geträumt. Er achtete ihre Eltern, es waren gute Menschen. Er sah, was sie ihr gegeben hatten. Ihm war bewußt, wem er ihre Güte zu verdanken hatte und ihr Lachen. Schnell glitt er zurück in den Schlaf. Zuerst dachte er an ihr Lachen, dann träumte er davon. Den Übergang hätte selbst Gott nicht zu markieren gewußt; vielleicht seine Engel. Ihre Mutter hatte das gleiche Lachen, er sah es vor sich. Seine Eltern waren gestorben, da war er ein Kind. Sie hatten ihm das Leben geschenkt und ein paar Jahre. Danach hatten sie sich zu den Engeln verabschiedet, wie die Großmutter sagte, die auf ihn aufgepaßt hatte, als es passierte. Das war nicht erträumt. Er war nicht klein. Er träumte nur, daß er träumte, wie es wirklich gewesen war: Die Eltern kamen nicht morgen und nicht übermorgen, und am dritten Tag sagte die Großmutter, daß seine Eltern von, er wußte nicht mehr wo, in den Himmel gereist seien. Von jetzt an würden sie von dort über ihn wachen. Von jetzt an wären sie immer bei ihm, nicht nur manchmal, sie würden nie mehr verreisen. Sie seien eben nur unsichtbar. Wenn er später in den Himmel käme, würde er sie wiedersehen. Sie erinnerte sich an ihren Traum: Engelchen flieg, hatten ihre Eltern mit ihr gespielt. Das hatten sie oft getan. Aber erst jetzt fiel ihr auf, daß ihr, soweit sie sich erinnerte, nie der Gedanke gekommen war, fallengelassen zu werden. Freilich gab es einen wiederkehrenden Moment der Angst, aber der trat ein inmitten der Bewegung nach oben, wenn die Eltern sie noch am Oberarm festhielten und sie nicht wußte, wie hoch es gehen würde und wann sie wieder zurückkehrte in die Arme ihrer Eltern. Sobald die Eltern den Oberarm losließen, beruhigte sie sich, obwohl der Scheitel noch gar nicht erreicht war, denn von jetzt an wußte sie, daß ihre Eltern, die sie während des Fluges nur am Handgelenk hielten, gleich wieder am Arm packen würden. Sie beruhigte sich, obwohl sie losgelassen wurde und also

flog. Erst in seinen Armen fand sie die Geborgenheit wieder, die die Angst zur Voraussetzung hatte. Manchmal war er den Eltern böse. Manchmal dachte er: Wenn sie mich mitgenommen hätten auf die Reise. Seine Eltern hatten gesagt: Du wirst dich nur langweilen, das ist nichts für Kinder, wir kommen morgen wieder. Sie hatten zu tun. Sie kamen nicht wieder. Sie hatten sich nicht einmal, wie Großmutter behauptete, verabschiedet. Die Engelchen hatten seine Eltern mitgenommen, sie waren zu Engeln geworden, wie Großmutter sagte. Aber er wäre doch auch gern geflogen. Wieso konnte er sie nicht sehen, wenn sie bei ihm waren? Sie schüttelte ihn am Arm.

– Mach mir Kinder.

Er schlief noch halb und verstand deshalb nicht.

– Mach mir Kinder.

Er liebte sie. Mit ihr würde er alt werden, das ahnte er schon lange. Aber das hatte noch Zeit, fand er. Daran könnten sie denken, wenn das Glück, das sie teilten, wieder zu steigern wäre.

– Wie kommst du ausgerechnet jetzt auf Kinder?

Sein freundliches Lächeln gefiel ihr nicht. Er nahm sie nicht ernst.

– Ich schulde sie meinen Eltern.

Seine Eltern beschützten ihn von oben, hatte er als Kind gelernt, sie blickten auf ihn herab und streichelten ihn, wenn er schlief. Die Dankbarkeit überwog, für das Leben und die paar Jahre. Deshalb ahnte er von Ferne, welche Schuld sie gemeint haben könnte – eine Ahnung, mehr allerdings nicht.

– Was meinst du damit?

Immerhin lächelte er nicht mehr. Aber er könnte sich wenigstens aufrichten. Er sah doch, wie ernst es ihr war. Wie sollte sie ihm das erklären? Seine Eltern waren früh gestorben, da war er noch ein Kind. In dieser Sekunde wollte sie ewig sein, ewig mit ihm, so sehr liebte sie ihn, obwohl er freundlich gelächelt und sich immer noch nicht aufgerichtet hatte: immer schon dagewesen, nie vergehen.

– Damit sie nicht sterben.

Stets wollte er sie lachen hören. Aber nun richtete er sich auf und knipste die kleine Lampe neben dem Bett an, um sie genauer zu sehen. Mit ihr war es anders. Für sie würde er alles tun. Ihre Augen: Das war nicht das Leuchten der Nacht, das sich darin bündelte. Das war sie. Nur um ihr Lachen wiederzusehen, würde er Kinder mit ihr haben wollen. Wenn es sein sollte, konnte es immer geschehen.

– Machen wir Kinder.

– Jetzt?

– Ja.

– Gut.

Das war ihre ganze Trauung. Sofort vollzogen sie die Ehe. Nackt waren sie schon. Um so entschlossener liebten sie sich.

MORDE NICHT

Daß er sich nicht in sie fügen würde, roch sie, als es noch nicht zu spät gewesen wäre. Sie hätte eine Ausrede finden können. Sie hätte ihn durch Schmeichelei betäuben können. Sie hätte sich selbst bezichtigen können. Sie hätte Worte finden können, die er ihr nicht verziehen hätte. Sie hätte ihn nicht töten müssen. Aber sie sagte nichts, als er ihren Hals küßte und seine Haare, ohne daß es ihm auffiel, an ihre Nase und ihren Mund drückte. Ihren Atem, der plötzlich schwer wurde, hielt er genauso wie die Haut auf ihrem Rücken, die erschauderte, für die schönste Kunde, und so schmeidigte sich seine Haut und sein Herz.

– Ich begehre dich, hatte er geflüstert, so dringlich, daß sie es verstehen mußte, so ängstlich, daß sie es überhören konnte.

Seine Lippen tasteten im Spiel mit Zähnen und Zunge ihren linken Arm ab, um von den Fingernägeln abzuspringen und auf der Hüfte zu landen. Dann drehte sich sein Leib zu ihren Füßen und schob dabei den ihren von der Seite auf den Rücken. Sein Gesäß drohte ihrem Gesicht, und sie fürchtete, daß sein Mund in ihre Mitte dringen würde. Es war keine Furcht, daß er es trotz der Lockung nicht tat, sondern statt dessen auf ihrem Schenkel weiterzog; es war das Glück, von ihr begehrt zu werden, das er ausschöpfen wollte. Daß er sie begehre, hatte er wiederholt, damit sie es ihm endlich sagen würde. So sehr beirrte ihn das Zittern ihres Leibs, daß er das Aufrichten ihrer Schulterblätter als Antwort nahm. Sie hatte ihn von sich gewiesen und gekränkt, nicht einmal, auch nicht zweimal. Drei Männer hatte er an sich vorüberziehen sehen. Sie bemitleidete ihn zuerst, und dann bewunderte sie ihn. Sie war ihm dankbar, und am Ende glaubte sie, zu ihm zu gehören. Wenn sie sich trafen, klopfte immer öfter der Gedanke bei ihr an, er genau, er allein könne es sein, einen Besseren würde sie nicht finden. Sie wußte, daß sie ihn schon deshalb abgewiesen hatte, weil seine Liebe auslag. Was sie nicht wußte, war: Hätte sie ihn abgewiesen, wenn er sich nicht so billig gemacht hätte? Im Winter glaubte sie das nicht mehr. Sie begann an ihre Liebe zu glauben.

– Laß es uns versuchen.

Daß ihr rechtes Knie zuckte, deutete er zur Einladung um und beeilte sich, es zu liebkosen. Dabei hatte ihr Knie in die Höhe gewollt, um seinen Lippen auszuweichen. Er freute sich über die Antwort. Sie ahnte, eine Elle unter seinem Geschlecht, wie es in der Hölle wäre. Es wäre eng, es wäre heiß, und es würde stinken. Natürlich stank es nicht. Es war nicht einmal ein Geruch. Es war die Ahnung, weniger noch: die Vermutung eines Moders, die sich in ihr ausbreitete. Sie dachte an seine schwarze Unterhose und daß sie ihn ausgezogen hatte. Ihn hatte Scheu gepackt, vielleicht aus Scham, vielleicht aus übergroßer Erregung. Jetzt zählte sie die Haare dort, wo seine Haut knittrig war, dunkelbraun, und schämte sich ihrer Nacktheit, sie, die ihn geleitet und belächelt hatte dafür, sich vor seiner Liebe zu genieren. Sein Geschlecht, das sich vor ihren Augen aufrichtete, kam ihr vor wie eine Waffe. Sie lauschte. Sie hörte nur ihren eigenen Atem, den er nicht anders als falsch verstehen konnte. Er gab keinen Laut von sich, als er mit der Zunge die Innenseite ihres rechten Schenkels nach oben fuhr. Noch immer hätte sie sich mit einem Wort befreien können. Wenn er jetzt spräche, würde sie es tun, dachte sie. Sie täte es, wenn er das nächste Mal sprechen würde, nahm sie sich vor. Er aber war an der Falte angekommen, die zwischen ihrem Rumpf und der Innenseite des Beins verlief.

– Ich werde dich glücklich machen, hatte er geschworen, glücklich machen jeden Tag.

Sie bildete sich ein, sein Atem würde stocken. Sie redete sich zu, nein zu sagen; etwas zu erfinden; für den Anfang so zu tun, als würden sie ihre Gefühle bestürzen, ohne zu sagen, warum. Er würde es lang genug in seinem Sinne auslegen, daß sie entwischen könnte. Sie müßte nur aufstehen, dann würde es sich weisen. Aber sie sagte nichts, noch rührte sie sich.

– Du bist lieb.

Der Geruch umschloß sie, er drückte und preßte jede andere Empfindung aus ihr heraus. Sie erinnerte sich, daß es als bloße, nicht zu ordnende Irritation begonnen hatte, während sie ihn auf den Bauch küßte. Er hatte unter ihr gelegen, wie sie jetzt zitterte, und sie hatten sich für entbrannt und ihn für erlöst gehalten, als der Zweifel bei ihr eintrat, ohne zu klopfen, ohne

sie zu begrüßen, ohne zu sagen, wer er sei. Als Geruch hatte sie den Zweifel erst in der Gegend seines Geschlechts identifiziert und war unsicher gewesen, ob sie ihn sich nicht nur einbildete, den Geruch als Statthalter ihres Widerwillens eigens schuf. Weil sie, halb gelähmt, ihn nur mechanisch noch gestreichelt hatte, hatte er sie in die Hand genommen. Jetzt beobachtete sie sich dabei, die Hände in das Gesäß zu stemmen, das er vor ihren Augen ausgefahren hatte. Er drehte sich, angefeuert durch ihren Stoß, von neuem, bis sein Gesicht ihr wieder zugewandt war, nur um von ihr abzurücken und sich einzurichten zwischen ihren Beinen. Zurück ließ er sie in Atemnot. Er führt die Hände an ihre Knie und spreizte achtsam ihre Beine. Sie überlegte fiebrig, warum seine Zartheit so schwer auf ihr lastete. Ihn verstörte die Kargheit, die er vorfand. Ob es die Angst war, ihn zu verletzen, fragte sie sich, oder die Feigheit, ihren Irrtum zu offenbaren. Er hielt Ausschau mit der Zunge und war betört genug, sich zu beruhigen, als er sie endlich befeuchtet hatte. Ob die Überraschung sie lähmte oder der Ekel. Er legte ihre Waden auf seine Schultern und versenkte sich in sie. Ob der Abscheu vor ihm oder vor ihr selbst. Er vergaß sie, endlich vergaß er, an ihre Meinung zu denken. Sie quälte sich mit der Frage, warum sie ihn plötzlich vergessen, den Augenblick auslöschen wollte. Unerwartet richtete er sich auf, die Augen geschlossen, wie sie von unten beobachtete.

– Für diesen Augenblick habe ich gelebt, hatte er gesagt, für deine Liebe.

Wo waren nur ihre Arme? Treulos vergrub sich die eine Hand in das danebenliegende Kissen, ratlos streunte die andere auf der anderen Seite umher. Ehe sie sich versah, drangen seine Finger unter ihr Gesäß und krallten sich in das Fleisch, daß sie stöhnte. Eine Handbreit stemmte er sie in die Höhe, um zu schmecken, was von ihrer Scham noch übrig war. Sie griff in seine Haare und zog an ihnen, ohne daß sein Kopf nachgab. Allerdings zog sie nicht sehr fest. Jetzt gleich würde er in sie eindringen wollen, dachte sie. Er dachte an nichts, an wirklich nichts über mehrere Sekunden, so sehr konzentrierte er sich auf die Linien, Bögen und Vorsprünge ihrer Scheide. Sie zog fester, bis er erwachte, und riß ihn hoch, daß sein Gesicht in ihrem Busen landete. Sechsmal sah er ihren Brustkorb auf- und niedergehen. Sie versuchte, in seine Gedanken zu kriechen.

– Es tut mir leid, daß ich dich habe leiden lassen.

Sie wollte ihn nicht verletzen, das wollte sie nicht, es war das letzte, das sie wollte. Sie liebte ihn. Wenn überhaupt, dann liebte sie ihn jetzt. Sie wollte nur nicht sein. Sie wollte sich auflösen. Sie wollte aufstehen. Nur deshalb wollte sie, daß er aufstünde. Sie hielt den Gestank nicht mehr aus, von dem sie wußte, daß es ihn nicht gab. Wie hätte sie ihn nicht töten können?

– Von jetzt an ist alles gut, hatte er geflüstert.

Er verkannte nicht ihre Angst. Behutsam würde er sein, er würde sie beschützen. Sie sah sein Gesicht auf- und niedergehen und daß die Zunge über seine Lippen fuhr. Sie sah ihn heranrücken, in seinen Augen ein warmes Licht. Ihre Brust erschrak sich vor seinen Händen. Etwas erinnerte sie an Blumenwasser, abgestandenes, nein, an Essig, an abgestandenen oder billigen Essig, den man nah an die Nase führt, aber sie konnte nicht entscheiden, ob es ein neuer Geruch war oder nur der alte, den sie endlich definierte. Er hingegen war beseelt, ihren Geschmack mit ihr zu teilen, und beugte das Gesicht vor das ihre. Ein paar Züge gab er seinem Atem, sich mit dem ihren zu unterhalten. Dann senkte er Mund, Kinn und Nase sachte kreisend auf ihre Lippen, damit sie möglichst viel kostete. Sie schluckte, zweimal, dreimal, es hörte kaum mehr auf, ohne daß er ihren Widerwillen bemerkte. Er wog schwer auf ihr. Seine Zunge wilderte hinter ihren Zähnen, als er mit den Knien ihre Beine auseinanderstemmte. Sie krallte vor Entsetzen die Finger in seinen Rücken, daß Wonne ihn durchzog bis hinunter zu den Fersen. Es war zu spät, um ihn zu retten. Daß sie die Muskeln zusammenzog, genügte, um ihn abzustoßen. Es war ein federleichter Schlag, ein Zucken nur. Sie schob ihn zur Seite und ließ ihn ausgestreckt hinter sich zurück.

UNTREUE NICHT

Den Kopf seitlich auf das Kissen gelegt, schaute er auf die Wand, die sich über sein Gesichtsfeld ausbreitete. Die Struktur des Putzes, Weiß in Weiß wie auf dem Mond, interessierte ihn. An ihren Schatten erkannte er Gebirgsketten, die den Strich des Malers beendet hatten. Längliche Reliefs auf kargen Ebenen bezeugten die Richtung seines Schwamms. Löcher wie kleine Krater, dazu Einschüsse von Stecknadeln, Schluchten. Zwei Schmutzflecken glommen bräunlich. Eine anthrazitfarbene Linie, womöglich von einem Schlüssel, bog sich mit Unterbrechungen, die der Maserung geschuldet waren, in eine Senke.

– Ich stelle mir einen Strand vor, sagte sie, eine Nacht. Ich stelle mir vor, mit dir im Wasser zu sitzen, auf dir. Ich stelle mir vor, daß du mich mit beiden Händen an der Hüfte hältst, ganz fest, daß du mich bewegst. Ich stelle mir vor, daß ich mich bloß nach hinten beuge, die Arme aufgestützt, und mich dir überlasse. Ich stelle mir vor, wie ich in den Sand greife auf dem Meeresgrund.

Er hatte sie angeleitet, in der Erregung laut zu denken, die Phantasie nicht nur laufen zu lassen, sondern ihn auf jeden ihrer Schritte mitzunehmen. Sie empfand ihre Dankbarkeit, während sie auf die Bögen achtete, die er zögerlich, in so winzigem Radius zog, daß sie ihn gern angetrieben hätte. Aber sie hatte lange genug gelernt, daß er sie begleiten wollte auf der Reise, die ihre Bilder unternahmen. Seine minimalen Schwingungen dienten eher dazu, sie zu Orten zu beflügeln, zu denen sie sich sonst nicht vorgewagt hätte, als daß er ihrer Lust vorgreifen wollte. Sein Körper lag heute wieder schwer auf ihr. Nur mit den Knien, den Zehen und am meisten mit dem Kopf minderte er die Last. Die Hände hingegen ruhten wie zwei Tote auf dem Laken. Nicht einmal angewinkelt hatte er sie. Daß er alles Gewicht auf ihre Empfängnis gelegt hatte, nur um so zögerlicher darin zu kreisen, machte sie ungeduldig, ärgerte sie und gefiel ihr doch zugleich. Die Einbildung, die kraft der Askese seiner Bewegungen raste, weitete jede einzelne seiner Regungen zu einer Erschütterung aus, die sie noch in den Unterschenkeln

spürte. In Zeitlupe beobachtete sie, wie sie versank, Zentimeter für Zentimeter untertauchte in dem Meer, von dem sie ihm sprach. Ach, das Meer, dachte er.

– Ich rieche das Salz, sagte sie, und jetzt, jetzt schmecke ich es auf meiner Zunge.

Sie schaute sich nicht mehr nach ihm um. Als letztes bemerkte sie noch, ohne sich darüber zu verwundern oder nur nach dem Grund zu fragen, daß er das Gesicht abgewandt hatte. Gerade indem sie ihn vergaß, war sie bei ihm, mit ihm. So vergaß sie auch den Gedanken, er könne fortgegangen sein. Er lag ja auf ihr, er lag so schwer, daß sie seine Abwesenheit unmöglich bemerken konnte, wie er wußte. Seine Ruhe verkaufte er ihr als Konzentration. Gelogen war das nur zur Hälfte. Er achtete darauf, sie mit ihrer Lust zu beschäftigten, damit nicht auffiele, wie fern sie ihm geworden war. So gemächlich mahlte er in ihr, als würde er jedes Korn ihres Verlangens einzeln zertrümmern wollen, um erleichtert zu registrieren, daß die schwerfällige Mechanik seiner Bewegungen sie in Verzückung versetzte. Das verschaffte ihm die Freiheit, fremdzugehen auf der Wand. Gleichwohl achtete er darauf, keinen Verdacht zu wecken. Um sich durch eine überhörte Frage nicht zu verraten, hörte er mit einem Ohr, wie sie von den Wellen sprach. Dem anderen Ohr fiel die Stille seines Atems auf, aber er beruhigte sich damit, daß sie ihn übertönte. Er hatte nichts zu befürchten, sein Alibi war ohne Lücke.

– Fick mich, stöhnte sie, fick mich, daß ich in deinem Saft ertrinke.

– Ja, hauchte er so, daß sie ihn wortkarg vor Erregung hätte halten können.

Daß ihre Stimme sich überschlug, kündigte mitsamt der erhöhten Frequenz, in der sich ihre Muskeln zusammenzogen, seinen Feierabend an, wie er es nannte, wiewohl er sich für seinen Zynismus schämte. Das war nicht, wie er lieben wollte, es war das Gegenteil. Und doch bestätigte sich in dem Schein, den er ihr anbot, was von der Liebe übriggeblieben war. Er entschied sich, ihren Höhepunkt abzuwarten, bevor er selbst sich auf den Weg machte, um von der nächstliegenden Erhebung in den Schlaf zu gleiten. Wahrscheinlich würde er ihrer Vorstellung besser entsprechen, wenn er den

ungleichen Gipfel gleichzeitig mit ihr erklömme, aber er wollte die Wand nicht aus den Augen verlieren. Als sie zum ersten Mal neben ihr geschlafen hatten, roch sie noch nach Farbe. Jetzt ging er den Spuren vergangenen Lebens nach, ihres Lebens. Könnte die Schraffur auf Nasenhöhe nicht von einem Fingernagel stammen? Er erinnerte sich an die Verzückungen, die er mit ihr geteilt hatte. Und der rote Strich links, zwei Zentimeter über der Matratze, das muß ein Buntstift gewesen sein. In welchem Buch mag er das Wichtige unterstrichen haben?

Sie zitterte am Unterleib. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Radius seiner Bewegungen zu vergrößern, so daß er selbst ins Keuchen kam, aber deswegen mußte er noch lange nicht den Blick abwenden von der Wand. Hinter seinem Kopf hörte er sie schreien. Er hatte ihr oft genug gestanden, wie sehr ihn ihre Schreie erregten. Lauter, lauter, hatte er ihr noch letztes Jahr zugerufen: Ich will deine Seele hören. Jetzt dachte er an das Fenster, das auf Kippe stand, die Nachbarn. Sie krallte ihre Finger in sein Gesäß. Er drückte sein Ohr noch tiefer in das Kissen, um die Haltung seiner Augen zu bewahren, wenn er jetzt sein Becken loslassen würde. Ihr Atem nahm sich eine Pause.

– Ich liebe dich, schluchzte sie.

Nicht ihm sagte sie das. Sie sagte es sich selbst. Aber als sie es sagte, kehrte sie für einen Moment zu ihm zurück. Zu oft hatte sie zuletzt an ihrer Liebe gezweifelt. Wie ihre Körper miteinander auskamen, belehrte sie eines Besseren. Sie hörte sein Herz klopfen – oder war es das ihre? Sie drehte das Gesicht in seine Haare. Wie gern sie jetzt sein Gesicht betrachtet hätte – aber sie verstand ihn, glaubte sie. Sie schuldete es ihm, ihn nicht zu stören. Deshalb blickte sie sich um zur anderen Seite, in das Zimmer mit dem Kleiderschrank, der Hose über dem Stuhl; die Socken auf dem Boden, die Palme. Ihr Körper blieb in Aufruhr. Die Stöße, in die sich seine Bewegungen verwandelt hatten, kamen ihr beinah wütend vor. Eine Zuckung erfaßte sie wieder und breitete sich als Welle aus. Sie stellte sich vor, mit dem Kopf im Wasser zu liegen und daß er vor ihr kniete oder aufrecht stünde und ihren Unterleib in festen Händen hielt. Sie stellte sich die Stöße vor und hörte das

Rauschen des Meeres, das ihrer beider Geräusche verschluckte, und schlug mit beiden Händen auf sein Gesäß, immer fester.

– Davontreiben will ich mit dir.

Wenn sie bloß aufhörte, von diesem Meer zu erzählen. Nicht, daß ihn ihre Worte störten; zu schaffen machte ihm, daß sie sich einbildete, ihn damit anstiften zu können, das Ausmaß ihres Mißverständnisses. Um sie abzulenken, begann er selbst zu reden. Seit sie einmal daran gerochen hatte, liebte sie den Schmutz. Leider stolperten ihm nur die zwei, drei üblichen Worte über die Lippen, ficken, Fotze, was gab es noch? Und wie lang war es her, daß er erfinderisch war? Gleich wie, ihr schien die Einfalt zu genügen. Schwer fiel ihm nur, das Gesicht auf dem Kissen zu behalten, am Anker. Er durfte die Wand nicht aus den Augen verlieren. Welche Worte hatte der Buntstift markiert?

STIEHL NICHT

Warum ihre Mutter ausgerechnet Ketchup kaufte, konnte sie sich nicht erklären. Es gab doch bei ihnen nie Ketchup. Dennoch war der Einkaufswagen mit nichts anderem gefüllt als mit sieben Flaschen Ketchup, als sie vor der Kasse des Supermarktes standen, eines Supermarktes, den sie nie zuvor betreten hatten. Wie in allen Supermärkten lockte das Regal mit den Süßigkeiten. Ob die Mutter ihr einen Schokoriegel kaufen würde? Sie überlegte, was geschehen würde, wenn sie ihn einfach einsteckte, ob jemand sie ertappen würde. Gleich waren sie an der Reihe, die Mutter stellte die Flaschen auf das Band, während die Frau vor ihnen nach dem passenden Kleingeld suchte. Sie wollte ihre Mutter nach den sieben Flaschen Ketchup fragen, dem Supermarkt und wo sie seien, aber die Mutter stand bereits vor der Kassiererin und bat um zwei Plastiktüten. An ihrem Atem merkte er, daß sie schließlich eingeschlafen war. Er wurde schwer und schwerer und hauchte für Sekunden ein kaum vernehmbares Schnarchen aus. Wie verletzlich sie war: das bißchen Busen, das ihr T-Shirt offen ließ, hatte sie ausgebreitet unter seinem Gesicht. Auf und nieder schwankte ihre Brust, dieweil die linke Hand in dem Spalt zwischen ihren Oberschenkeln, die rechte unter der linken Achsel ruhte, als ob sie sich selbst umarmen würde. Er hörte zu warten auf und spürte seine Liebe reisen.

Entschieden war, daß sie sein Begehren nicht erwidern würde. Die Hoffnung war geschmolzen auf jenen kleinstmöglichen Rest, daß alles möglich sei im Leben. Er anerkannte die Schonung, um die sie sich bemühte, wenn er sie ein ums andere Mal zwang, ihm ihre Gefühle beizubringen. Leichter auszuhalten wurde seine Glut durch ihr Erbarmen nicht, im Gegenteil: Ihr Mitleid steigerte noch die Bewunderung, mit der er ihr erlegen war, und offenbarte seine Würdelosigkeit. Aber nun lehnte ihr schlafender Kopf an seiner linken Schulter, und das würde ihm keiner nehmen können, niemals. Es bedeutete, daß sie ihm vertraute. Für den Augenblick meinte er, daraus mehr als nur Trost gewinnen zu können, beinah Versöhnung. Er

wagte die Aussicht, daß nicht einmal ihre Liebe ihr näherstehen würde als er.

Durch die Falte, die der rechte Arm in ihr T-Shirt geschlagen hatte, rutschte sein Blick nach unten. Sein Herz pochte gegen ihren Oberarm, den rechten. Er suchte die Linie, von der aus die Brust über das Herz sich erhob, durchmaß jeden Millimeter der Steigung und ging die Wölbung entlang, mit der ihre straffe, makellose Haut über das weiche Fleisch sich spannte. Wieviel hätte er dafür gegeben, unter das T-Shirt zu greifen; zu sterben wäre er bereit gewesen, mit den Fingerkuppen bloß bis hoch auf ihre Warze zu gleiten. Dabei fürchtete er, daß sie ihn bemerken oder ein anderer ihn beobachten könnte. Er starrte auf das T-Shirt und was es verbarg. Ihn schwindelte von der Rundung unter dem Stoff, den Wellen ihrer Atmung. Er schaute sich um: Niemand beobachtete sie. Sanft wie ein Chirurg, um sich und sie nicht zu erschrecken, hob er die Falte an, die seinen Augen den Zutritt gewährte. Sie wunderte sich über die Milch, die sie in der Tüte trug. Sie hatten doch nur Ketchup gekauft. Da ging ihr auf, daß das ein andermal gewesen sein mußte, denn sie war allein im Hausflur und inzwischen erwachsen. Die Treppen steigend, überlegte sie, was sie sich kochen würde, und ärgerte sich darüber, aus dem Supermarkt nichts besorgt zu haben als Milch. Nicht einmal Schokolade hatte sie zu Hause, fiel ihr auf, als sie die Tür öffnete, nur Marmelade, Butter, aber kein Brot. Hatte sie den Riegel schließlich eingesteckt oder ihre Mutter gebeten, ihr eine Süßigkeit zu kaufen? Ihr ging auf, daß sie den Einkauf mit der Mutter nur geträumt hatte. Aber warum war nur Milch in ihrer Tüte, drei Flaschen?

Er sah, wo ihre Haut sich braun zu kräuseln begann, und dachte, wenn er sie nicht schon liebte, würde er sich jetzt in sie verlieben. Jeden einzelnen Höcker umarmte er mit seinen Sehnsüchten. Von der Warze jedoch, die in feinen Poren majestätisch wie ein Gletscher aus der hügeligen Landschaft ragen mußte, reichten die Augen nur an die ersten Millimeter. Er versicherte sich wieder, daß niemand ihn beobachtete, bevor er die Falte mit dem rechten Zeigefinger ein weiteres Stück anhob. Durch den schmaler gewordenen Spalt gelangte sein Blick auf den Gipfel. Er hatte ihn sich anders vorgestellt, rund. Tatsächlich bot sich ihm die Ansicht einer Ebene, einer

ungleichmäßigen freilich, mit Senken, Spalten, Kuppeln, Aufschüttungen und der Kerbe in der Mitte. Ewiglich hätte er durch diese Landschaft streifen können, wenn bloß die Eifersucht ihn nicht behelligt hätte. Sie schlief, sie war nicht immer so. Anderen Männern mußte sie ihre Warze aufgerichtet angeboten haben; die Senken und Spalten konnten sich nach außen kehren zu einer Wölbung, noch runder und fester als ihre Brust. Ob sie aufwachen würde, wenn er sie berührte? Daß jemand anders ihn entdecken könne, hatte er schon vergessen. Die Erregung verzehrte ihn. Sie hatte Hunger. Der Kühlschrank bot nichts an als die drei Flaschen Milch, die sie eben gekauft hatte, nicht einmal Ketchup oder Schokolade, wie sie, den Traum in Erinnerung, hinzufügte. Sie war in den letzten Tagen nicht zum Einkaufen gekommen, aber das erklärte nicht, daß der Kühlschrank bis auf die Milch vollkommen leer war, wie neu. Marmelade und Butter, der Frischkäse, mit dem sie das Frühstücksbrot bestrichen hatte, der Schnittlauch, der Tomatensaft, das Mineralwasser waren auf jeden Fall im Kühlschrank gewesen, mindestens etwas davon. Sie schaute sich in der Küche um – sie stand leer; sie ging zurück in die Diele, in die Zimmer – nichts. Die Garderobe neben der Wohnungstür, an der ihr Mantel hing, war als einziges Möbelstück übriggeblieben. Aber stand sie überhaupt in ihrer eigenen Wohnung? Nein, die Wohnung hier hatte blitzblanke Wände und einen Boden aus Linoleum, als hielte sie sich bereit für eine Arztpraxis. Der Flur war breiter, die Decken höher, die Zimmer zahlreicher, mindestens sechs oder sieben, soweit sie bei der ersten, eiligen Erkundung feststellen konnte. Andererseits gingen die Fenster auf den gleichen Hof hinaus wie ihre Wohnung. Sie mußte die falsche Tür geöffnet haben – aber weshalb hatte der Schlüssel gepaßt? Sie probierte den Schlüssel noch einmal aus. Diesmal ging er nicht einmal ins Schloß. Plötzlich hörte sie, wie jemand von außen einen Schlüssel in die Wohnungstür steckte. Sein Atem geriet in Unruhe. Er fragte sich, ob sie ihn wahrnahm. Nein, selbst wenn sie wach gewesen wäre, hätte sie mit geschlossenen Augen nicht vermuten können, wohin sein Blick sich stahl. Daß er die Falte, die ihr Kragen geschlagen hatte, angehoben hatte, war lange her und so unmerklich gewesen, daß er sich deswegen keine Sorgen machen mußte. Die Unruhe mußte ihr Schlaf gestiftet haben. Wovon

träumte sie? Er war unsicher, ob er sich wünschen sollte, daß ihre Erregung vielleicht doch im Verhältnis stand zu seiner Anwesenheit.

Sein rechter Zeigefinger seilte sich ab auf ihre Haut, um genau auf der Oberseite ihres obersten Brustwirbels zu landen. Die Kuppe strich den Knochen entlang und glitt dann quer über die darunterliegende Fläche bis zum Ansatz ihrer Brust, wo sie sich umschaute und innehielt. Eigentlich wollte er die Grenze ihres Busens überprüfen, die er mit den Augen markiert hatte, aber der Anziehung ihrer Warze und deren möglicher Auswölbung widerstand er nicht. Sein Zeigefinger machte sich an den Aufstieg; er marschierte in Serpentinen, bis er sich so auf ihrer Höhe niederließ, daß die Fingerkuppe die gesamte Fläche ausfüllte. Er wartete. Er hatte es nicht eilig. Sie schlief, sie würde nicht aufwachen, und wenn, wäre der Finger verschwunden, bevor sie sich neben ihm wiederfand. Zweimal schluckte er, bevor ihn endlich eine Regung unter dem Zeigefinger begeisterte. Ja, das war's, ihre Warze richtete sich auf. Er unterschied die einzelnen Erhebungen, die gegen seine Haut stießen. Er genoß, wie es seinen Finger, der nur vermeintlichen Widerstand leistete, nach oben trug. Die Kuppe setzte sich in Bewegung. Zuerst zog sie winzige Kreise. Dann glitt sie an der nun steilen Wand ihrer Warze ab, tanzte frank auf ihrer Brust, die sich nach außen dehnte, und kehrte zurück. Der Mittelfinger gesellte sich dazu. Die zwei Finger nahmen ihre Warze in die Zange, rieben an ihr, kniffen sie leicht, zogen sie in die Höhe und ließen sie wieder fallen. Er spürte nicht nur, sondern sah das Beben in ihrer Brust, er sah es mit eigenen Augen. Nicht mehr vermochte er sich zu halten. Der Handballen sank nieder, auch die übrigen Finger suchten sich einen Platz, an dem sie nicht auffielen. Zunächst genoß er nur die bloße Berührung, aber dann griff er in ihre Brust und knetete sie. Die linke Hand eilte hinzu und löste die rechte ab, die sich auf ihre rechte Brust stürzte. Die Öffnung ihres Kragens hatte ebenfalls die Seiten gewechselt. Seine rechte Hand fuhr unter das T-Shirt und drang vor bis unter ihren Hosenknopf, der sie nur Sekunden aufzuhalten vermochte, ohne daß die Hand ihn öffnen mußte; die andere Hand nutzte die neugewonnene Freiheit aus und überließ sich beiden Brüsten. Freilich konnte

sich das Vergnügen der linken Hand nicht mit der Verzückung messen, die die rechte Hand ergriff, als sie auf Haare stieß.

Sie hörte das Geräusch des Schlüssels, den jemand in das Schloß gesteckt hatte, aber die Tür öffnete sich nicht. Eilig ging sie in die Küche, um die Milchflaschen aus dem Kühlschrank zu holen. Sie wollte nicht den Eindruck hinterlassen, als hätte sie in der Wohnung etwas zu suchen gehabt. Es war ihr wichtig, der Person, die gleich durch die Tür kommen würde, zu erklären, daß sie sich hier nur aus reinem Versehen befand und die Wohnung sofort wieder verlassen würde. Als sie an die Tür zurückkehrte, versuchte die Person, von der sie zu wissen meinte, daß sie ein Mann war, noch immer das Schloß zu öffnen. Sie spielte mit dem Gedanken, sich zu verstecken, erkannte aber rasch, wie unsinnig das gewesen wäre, und drückte auf die Klinke. Die Tür war immer noch versperrt. Hallo, rief sie, ist da jemand? Mit zittriger, lauter Stimme beteuerte sie, in der falschen Wohnung zu sein. Aber niemand antwortete. Lediglich rumorte der Schlüssel weiter in dem Schloß. Könnten Sie mich bitte hinauslassen? Ich bin eingesperrt. Sie drückte die Klinke wieder und dann noch einmal, sie drückte und zog an der Tür mit aller Kraft, ohne daß sie sich öffnete. Der Schlüssel bewegte sich von außen noch im Schloß. Sie schrie auf. Der Mittelfinger der rechten Hand spielte mit dem Kitzler, indes der Zeigefinger sich in ihre Scheide gegraben hatte, als ihre Wimpern zu flattern begannen und sie zu stöhnen aufhörte. So rasch, wie es die Behutsamkeit erlaubte, zogen sich seine Hände zurück. Mit den Knöcheln der Linken rückte er beim Herausgleiten ihren Kragen zurecht. Hatte ihn wirklich niemand gesehen? Als sie die Augen schließlich öffnete, ruhten die Hände in seinem Schoß. Verdacht hätten allenfalls die Feuchtigkeit an zwei Fingern und der Geruch erregen können, aber sie hatte keinen Anlaß, seine Kuppen zu untersuchen.

– Hast du gut geschlafen?

SAGE NICHT AUS WIDER DEINEN NÄCHSTEN
ALS LÜGENZEUGE

Lüg mich nicht an.

So fest hatte sie seine Stimme nie gehört. Es war ein Befehl. Was er bedeutete, warum er ihn und weshalb gerade jetzt ausgesprochen hatte, ahnte sie zunächst nicht, so hektisch sie in Erinnerung, Einfühlung und Einbildung wühlte. Sie richtete sich auf, nahm das Plumeau, das sich zu ihren Füßen aufbauschte, und deckte sich zu. Er blieb ohne Regung. Nur sein Bauch hob und senkte sich, nicht schnell, nicht hoch. Ihr Blick glitt hinab auf sein Geschlecht, das in sich zusammengesunken war. Manche Stellen der Eichel waren von einer faserigen Schicht getrockneten Spermas bedeckt. Oder war es ihr eigenes Wasser? Vielleicht hatten sich ihre Flüssigkeiten auch gemischt.

– Was meinst du?

Das wußte er selbst nicht. Der Satz war ohne Vorbereitung gesprochen. Jetzt überlegte er, welcher Lüge er sie bezichtigte (daß sie ihn belog, daran erlaubte die Eingebung keinen Zweifel). Er hatte sich in letzter Zeit öfter gefragt, ob die Beziehung zu diesem oder jenem ihrer Bekannten – nicht anders als bei ihnen damals – nicht vielleicht doch in ein weiteres Verhältnis umgeschlagen wäre, ohne daß er den Verdacht je ausgesprochen hätte. Aber das war es nicht, jedenfalls lagen ihm keine Hinweise vor. Wahrscheinlich hätte er sogar damit leben können, von ihr betrogen zu werden, sofern sie von ihm nicht ließ und den anderen nicht liebte. Tatsächlich nahm er ihr die Ahnungslosigkeit ab, die sie in den Tonfall ihrer Frage legte. Nein, sie hinterging ihn nicht. Für sie gab es nur einen. Ihre Hand legte sich auf seinen Unterarm, ein Angebot. Er entdeckte ihre Lüge.

– Du liebst ihn nicht.

Seit sie sich kannten, hatte sie ihn mit der Voraussetzung gequält, den Mann zu lieben, mit dem sie lebte. Er durfte sie nicht besuchen, nicht einmal abends auf dem Mobiltelefon anrufen, nicht mit ihr verreisen, ihr keine Briefe schreiben, nur unter Vorsicht und zu Zeiten, die sie festlegte, E-Mails schicken. Ihr Mann wurde zu seinem eigenen Geist. Daß ihr Mann nichts

von ihm ahnte, mußte er annehmen nach allem, was sie von ihrer Ehe sagte. Sie litt darunter, so sagte sie, von ihrem Mann nicht beachtet zu werden. Sie warf ihrem Mann vor, an nichts zu denken als an sich selbst. Ihr Mann sei zur Liebe nicht fähig. Stets beteuerte sie, ihren Mann zu lieben, nicht ihn. Sie ließ keinen Zweifel daran, ihn nur als Mittel zu benutzen, ihren Schmerz zu betäuben – deshalb seine Sorge, durch einen anderen, ein anderes Mittel ersetzt zu werden. Sie mochte es, wenn er um sie bettelte, und genoß die Töne, die ihre Verweigerungen aus ihm herauspfuschten.

– Wie kommst du darauf?

Er erinnerte sich: Sie lagen nebeneinander, seitlich, seine Beine umarmt von ihren. Er beobachtete an ihrem Körper, wie der Eindruck seiner Stöße sich in Kreisen ausbreitete wie ein Tropfen, der aufs stille Wasser fällt. Immer wenn die Welle ihren Hals erreichte, zog sie die Schultern hoch, streckte das Kinn aus, um die Empfindung bis in ihr Gesicht ausufern zu lassen, und stöhnte leise auf. Sie war der Körper geworden für seine Resonanz.

– Eben hast du mich ergriffen.

Das stimmte, inmitten des Tumults war das: Er hatte sie durch eine ungekannte Drehung seines Beckens so tief berührt, daß sie an seinen Hals greifen mußte, um sich festzuhalten. Am Übergang zum Gesicht blutete er. Er lächelte, als er den roten Fingernagel sah, den sie ihm erschrocken hinhielt. Sie wollte sich entschuldigen, aber er legte ihr seinen Finger auf den Mund. Da küßte sie seine Wunde, bis sie trocken war und rein. Ihre Lippen wusch er mit seiner Zunge. Da hielt sie ihm ihren Finger hin, damit er ihn aufnehme in seinen Mund und auflecke das Blut, das sich auf die Kuppen und hoch bis zum äußersten Gelenk ausgebreitet hatte.

– Einen blauen Fleck habe ich dir hinterlassen.

Lächelnd sagte sie das, lächelnd, wie er über das Blut auf ihrem Fingernagel gelächelt hatte. Sie lachten miteinander, manchmal belächelte sie ihn, bisweilen spottete sie über ihn in Gedanken (die er las, schließlich liebte er sie und fürchtete also das Schlimmste). Vor ihm konnte sie über sich selbst lachen und lauthals ihren Mann verlachen. Ein solches Lächeln jedoch hatte sie ihm noch nie geschenkt. Es war ein warmes Lächeln, ein Lächeln, das die

Gnade zugleich voraussetzte und zum Ausdruck brachte, die sie mit ihm teilte. Die Hand, die auf seinem Unterarm verharrt hatte, setzte sich in Bewegung. Sie strich über die Haut bis hoch zu der Wunde, von der nur ein knapper Strich geblieben war. Kurz verweilte sie und zog dann weiter auf die Wange, um sein Gesicht zu streicheln. Dessen Muskeln fand sie gespannt.

– Du lügst.

Er war sicher, daß sie die Liebe zu ihrem Mann nur vorgeschützt hatte. Die Aufzählung seiner Vergehen, die nicht enden wollten, die Schilderung von Praktiken und Vorlieben, mit der sie ihren Mann der Lächerlichkeit preisgab, die Beschreibung anatomischer Details, die peinlich berührten – er hatte den Verrat, den sie vor ihm an ihrem Mann beging, stets mit dem Unglück ihrer Liebe erklärt. In Wirklichkeit jedoch, so durchfuhr es ihn jetzt, hatte sie ihren Mann, der sie nicht liebte, nur geringgeachtet, um ihn, der sie liebte, zu einem Bettler zu machen oder zu etwas Geringerem noch. Ihr Mann war das Schild gewesen, mit dem sie ihn ferngehalten hatte, nein, in den Staub gestoßen. Nun hatte sie es abgelegt. Warum umarmte er sie nicht?

– Ich habe ihn geliebt.

Warum sagte sie noch immer nicht die Wahrheit? Aus Furcht vor seiner Nähe hatte sie ihn angelogen. Aus Furcht, er könne sie verlassen, verlegte sie die Lüge in die Vergangenheit. Sehenden Auges spann sie ein neues Geflecht, in dem sie sich verwirren würde: Vielleicht habe er recht, vielleicht liebe sie ihren Mann wirklich nicht mehr. Vielleicht sei ihre Liebe in letzter Zeit erloschen. Vielleicht habe sie sich vor der Kälte ihres Mannes nicht schützen können. Ja, vielleicht sei sie kalt geworden, kalt gewesen auch zu ihm. Vorhin jedoch, als er ihr den Finger auf den Mund gelegt und sie sein Blut getrunken habe, habe er sie entbrannt. Die Hand, die in seinen Haaren zum Stillstand gekommen war, nahm die Liebkosung wieder auf. Er faßte sie am Gelenk und zog den Kopf weg.

– Du hast mich quälen wollen, weiter nichts.

Es gab eine Spanne, in der er sich erfüllt glaubte. Er war aus ihr geschlüpft und hatte sich sterbensselig auf den Rücken fallen lassen. Er sah sie nicht, noch hörte er sie, so schnell lief sein Atem. In weiter Ferne lag sie neben ihm, aber er hatte gedacht, daß er von nun an immer zu ihr zurückkehren

könne. Wenn er sich jetzt zu ihr beugte, würde sie ihn dankbar empfangen. Wenn er sie morgen anriefe, würde sie ihm glücklich antworten. Wenn er sie übermorgen zu sich bäte, würde sie kommen. Sie würde kommen, nicht er – von nun an würde sie kommen. Ungeniert hatte er beobachtet, wie das Geschlecht, ausgestellt zwischen seinen weit geöffneten Beinen, in sich zusammensackte. Die Erfüllung des Liebenden war abgelöst worden vom Triumph über die Übermächtige. Im Triumph hatte er sich der Wunden erinnert, die sie ihm zugefügt hatte, nur weil er ihr in der Erkenntnis ihrer Liebe vorausgewesen war. Im Schmerz hatte er ihre Lüge entdeckt und also die Sinnlosigkeit ihrer Gewalt. Sie liebte ihren Mann überhaupt nicht. Weshalb hatte sie ihn dann nicht schon früher geliebt?

– Ich werde ihn verlassen.

Warum glaubte er ihr nicht? Seinen Zorn hatte sie bereits auf seinem Gesicht gespürt. Als er die Hand aus seinem Haar genommen und den Kopf weggezogen hatte, war es ihr ungeheuerlich geworden. Gleich würde er gehen. Sie hatte ihn nicht quälen wollen. Es war doch ganz am Anfang gewesen, daß sie ihren Mann erfunden hatte. Sie hatte doch nichts von der Tiefe geahnt, in der er sie berühren würde. Ihr war doch bloß nicht eingefallen, wie sie sich hätte aus der Lüge befreien können. Deshalb doch hatte sie ihren Mann, den sie ihm vorgegaukelt hatte, immer schlechter geredet. Bitte geh nicht, geh doch nicht jetzt, laß mich nicht nackt hinter dir zurück.

– Und woher weiß ich, daß du mich nicht noch schlechter reden wirst?

BEGEHRE NICHT,
WAS DEINES NÄCHSTEN IST

Wir können das nicht tun.

Durch den Stoff ihrer Hosen spürte sie sein Geschlecht an dem ihren. Mit den Beinen hielt sie ihn umschlungen. Bluse und BH hatte er hinter ihre Schulter geklemmt. Er küßte die linke und streichelte die Brust, die sie verraten hatte: In ihrer Tür hatten sie gestanden, als er sie im Gesicht berührte, an der Wange, nur mit einem Finger, nur zum Abschied. Sie hatte ihn angeschaut, kein Ja bedeutet und nicht widersprochen. Er hatte losgelassen, kaum daß er sie angefaßt hatte. Der Finger glitt ab, über den Kiefer, über den Hals, als hätte er von vornherein gewußt, daß sie beide ohne Aussicht waren, und nur ihre Bestätigung benötigt, um sich ins Schicksal zu fügen. Kraftlos hatte der Finger eine Linie gezogen nach unten, bewegt nur durch die Schwerkraft, verlangsamt von seinem Begehren. Wie zufällig hatte der Finger ihre Brust genau in der Mitte überquert. Auf der Warze angelangt, hatten sie ihre Erregung gespürt. Danach hatte er sie nicht mehr losgelassen. Sie hielt sich an seinen Haaren fest. Sein Mund blieb, wo er war, nur daß er die Brust nicht mehr küßte, sondern verschlang. Die rechte Hand rutschte auf ihren Bauch.

– Wir dürfen alles, aber nicht das tun.

Wenn nichts anderes, durfte er wenigstens nicht mehr die Handbreit überschreiten, die ihn von ihrem Hosenbund trennte. Er mußte aufhören, vielleicht daß Gott ein Erbarmen hätte und sie beide ein Vergessen. Nicht aus Anstand, wie sie meinte, nein, um Zeit zu schinden, Zuflucht nehmend, duckten sich zwei Finger in ihren Bauchnabel. Sie packte sein Hemd und zog es hoch, bis ihre Nägel sich frei in seinen Rücken graben konnten. Sie hätte selbst nicht zu sagen gewußt, ob der Schmerz, den sie ihm zufügte, ihn abwehren oder antreiben sollte.

– Wir dürfen das nicht einmal wollen.

Weil sie gewollt hatten, war es gleichgültig geworden, ob sie es tun würden. Erst als es gleichgültig geworden war, hatten sie ihre Scham verloren. Sie hatten nicht wollen dürfen. Alles andere geschah nach dem

Sturz. Er sprach sich nicht frei – allein, so genau er sich, das Gesicht versteckt in ihrem Hals, befragte, womit und wann er sich schuldig gemacht hatte, er vermochte es nicht zu bestimmen. Sie hatten sich doch nicht einmal eingestanden, einander zu wollen, es war von selbst geschehen, der Boden hatte sich aufgetan. Sein Finger hatte sie in der offenen Tür nur einen Augenblick lang auf der Wange berührt, unscheinbarer als jedes Wort, harmloser als ein Kuß zum Lebewohl. Danach war er abgeglitten und hatte ihre Brust nur zufällig in der Mitte überquert. Er hatte das nicht gewollt, es war von selbst geschehen. Ihre Brust hatte nicht ahnen können, von seinem Finger entdeckt zu werden. Ihr Gesicht war achtsam gewesen, ohne Regung. Kein Wort hatte sie je gesagt, das hätte Verdacht wecken können. Hätte er sie nicht berührt, alles wäre gut gewesen, dachte sie, als sie in sein Gesäß griff, und widersprach sich, als sie auf seine Hose klopfte: Sie hatte Zeit gehabt, aber nicht den Willen, seinen Finger aufzuhalten, am Hals, noch auf den ersten Zentimetern der Brust. Er richtete sich auf und machte sich an ihrem Hosenknopf zu schaffen. Sie zog den Bauch ein, damit er die Hose leichter öffnen könne. Für den Reißverschluß nahm er die zweite Hand zu Hilfe. Sie hob die Hüfte an, aber er hielt sich nicht damit auf, ihre Hose auszuziehen, sondern griff sofort unter ihren Slip. Jede andere Frau hätte er sich zu begehren erlaubt, aber nicht sie. Wahrscheinlich war alles schon verloren gewesen, als er sich den Gedanken zum ersten Mal verboten hatte. Keinen anderen Mann hätte sie weniger gewollt als ihn.

– Ich will dich.

Sie zerrte ihm das Hemd über den Kopf. Mit einem Griff seiner beiden Hände streifte er ihr Hose mitsamt des Slips über die Füße und nahm am Knöchel noch gleich ihre Schuhe mit. Sein Unterhemd riß sie einfach mit den Nägeln auf. Er überließ ihr den BH und knöpfte sich statt dessen die Hose auf. Vom Reißverschluß an übernahm sie. Nur daß sein Geschlecht frei war und seine Gesäßbacken, das reichte ihr. Vom linken Schuh befreite sich der rechte Fuß von selbst, da war er schon in sie eingedrungen. Um den zweiten Schuh bemühte er sich vergeblich. An die Strümpfe hatten sie schon nicht mehr gedacht. Sie dachten an den, der ihnen am nächsten stand.

– Ich will nicht glauben, was ich tue.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn sie das Begehren hätten zugeben können. Bestimmt hätten sie es sich dann nicht mehr erfüllt. Aber schon das Begehren war ihr derjenige Verrat, der auf Vergebung nicht rechnen durfte. Er wußte, er war am falschen Ort, ohne zu wissen, wie ihn zu verlassen, wie auszulöschen das neugeborene Leben, seit sein Finger Platz genommen hatte auf ihrer Wange. Er konnte doch nicht einfach aus ihr herausschlüpfen, nichts für ungut und auf Wiedersehen. Wenn sie geahnt hätten, wie nah sie sich jetzt waren. Er fühlte sich falsch an – nicht im ersten Moment, da war sie noch ohne Bewußtsein, aber immer deutlicher, je länger sie ihn erfuhr. Sein Rhythmus war verschieden von dem ihren, zu schnell, zu fest. Der Ausdruck seines Gesichts mißfiel ihr – in so häßlicher Verzerrung, so dümmlich hätte sie ihn nie vermutet. Das war nicht sein Bett. Er hielt sie nicht fest, wo sie es mochte. Aber es war zu spät, um ihn noch abzuschütteln. Jetzt, da er ihr nahegekommen schien, ging ihm ihre Fremdheit auf. Er kannte sich in ihr nicht aus. Sie standen sich nicht am nächsten.

– Du weißt, er wird uns nicht verzeihen.

– Ja.

– Wirst du mit mir leben?

– Nein.

– Ich weiß.

Es war nicht zu sagen, wer als erster aufgehört hatte, sich zu bewegen. War die Stille von einem ausgegangen oder war es die gemeinsame Erkenntnis, sich zu trennen, noch während sie sich vereinigten? Ihm schien, es wäre von ihr ausgegangen und seine Erkenntnis. Sie hätte bestritten, daß es von ihr ausgegangen sei, aber ihre Erkenntnis war es schon. Um es leichtzumachen, bewegte er sich wie zu einer Welle, als er sein Geschlecht aus dem ihren zog, derweil sie das Becken in die Matratze drückte und die Beine öffnete, so tief und weit es möglich war. Sie sah ihm nicht beim Anziehen zu. Die Schuhbänder ließ er ungeschnürt. Mit der Tagesdecke bekleidet, folgte sie ihm zur Tür. Das wäre nicht nötig gewesen. Er schloß sie selbst hinter sich zu.

Sie erkannte den Irrtum, als er noch auf der Treppe war. Er war nicht er. Er war ein anderer. Er kam am nächsten Tag nach Hause. Etwas irritierte ihn

in der ersten Nacht, mißtrauisch wurde er in der folgenden Woche. Er hegte einen Verdacht, aber schämte sich, ihn auszusprechen. Wenn er falsch lag – und er lag bestimmt falsch, er mußte falsch liegen, es konnte einfach nicht sein –, würde er sie beleidigen, vielleicht daß sie sich verraten fühlte und überhaupt erst einträte, wovor er sich am meisten fürchtete: daß sich ein Riß zöge zwischen ihnen. Die Angst hat mir das eingeflüstert, sagte er sich. Wahrscheinlich war er auf die Möglichkeit dieses Verrates nur verfallen, weil seine Liebe alles andere ausgehalten hätte. Jeden hätte sie begehren können, nur nicht den, der ihm am nächsten stand. Sie hatte es gewiß nicht getan. Er wollte nur die Bestätigung, sich geirrt zu haben. Er wollte hören, was er ihr nachsehen könnte.

– Sag mir die Wahrheit.

Daß sie abstritt und sich empörte, beruhigte ihn. Aber das Mißtrauen war nicht aus der Welt, und bald wuchs es schon wieder, er konnte es nur nicht mehr benennen. Daß sie ihn anlog, hielt er für ausgeschlossen, aber vielleicht verheimlichte sie ihm etwas. Immerhin hatte er ihr die Frage gestellt – und mit jedem anderen hätte sie ihn betrügen können, er hätte es verschmerzt. Doch was immer geschehen war und ob überhaupt – er konnte bald nicht mehr übersehen, daß sie aufgehört hatte, ihn zu lieben. Sie wußte, daß sie sonst nicht den begehrt hätte, der ihm am nächsten stand. Sie wußte, daß sie es nur wegen ihm getan hatte, nur deshalb, weil sie ihn nicht mehr liebte. Sie wußte, daß jemand, der liebte, alles getan hätte, aber nicht das. Sie hatte es getan, um nicht mehr lieben zu müssen. Sie lagen im Bett. Ein paar Mal hatten sie sich noch flüchtig vereinigt zuletzt, nichts, was der Rede wert gewesen wäre. Er war es, der damit aufhörte, weil sie ihm zu wichtig war. Nun war nicht einmal mehr, was übergangen werden konnte. Da war nichts. Dabei war sie für ihn noch immer alles.

– Es stimmt.

– Du weißt, daß wir damit am Ende sind.

– Ja.

Das war das letzte Wort.

**FÜRCHTET NICHTS, DENN UM EUCH ZU PRÜFEN,
IST ER, GOTT, GEKOMMEN UND DAMIT
SEINE FURCHT EUCH GEGENWÄRTIG SEI,
AUF DASS IHR NICHT SÜNDIGT**

Ihre Bitte, mit Ihnen in Verbindung zu treten, hat mich schon vor längerem erreicht. Offen gesagt, hatte ich damit gerechnet, von Ihrer Behörde vorgeladen zu werden, noch bevor ich von Ihrem ersten Besuch erfuhr. Erstaunt hat mich allerdings Ihr dringliches und offenbar nicht nur berufliches Interesse an der Angelegenheit, wie es sich mir in Ihren Versuchen, mich an verschiedenen Orten und dabei mitunter weit außerhalb Ihrer Dienstzeit ausfindig zu machen, bereits andeutete und in dem Brief bestätigt. Dessen persönlicher und freundlicher Ton hat mich schließlich dazu bewogen, Ihnen mitzuteilen, was ich weiß, und sei es, um Sie mit der Enttäuschung zu beruhigen, daß es weniger ist, als Sie sich erhoffen. Es ist wahr, ich hatte mit dem Herrn Professor noch nach dem 19. Februar zu tun, verhältnismäßig häufig sogar. Soweit ich es beurteilen kann, haben Sie auch darin recht, daß ich der einzige war, mit dem er in jenen Tagen in Beziehung stand. Ich habe natürlich keine Kenntnis darüber, ob er nicht womöglich sein Telefon benutzt hat, doch würde es mich wundern. Aber was schreibe ich da? Sie werden längst überprüft haben, ob und gegebenenfalls mit wem er von seiner Wohnung aus telefoniert hat, und wenn Sie betonen, ich sei, abgesehen von der Putzfrau, aller Wahrscheinlichkeit nach am Ende sein einziger Gesprächspartner gewesen, dann heißt das doch wohl, daß seine Rufliste keinen Eintrag ausweist. Theoretisch könnte er auch von einem Mobiltelefon aus telefoniert haben, von dem weder Sie noch ich etwas wissen; er könnte es sich ausgeliehen oder unter einem anderen Namen angemeldet haben. Schon gar nicht schließe ich aus, daß er seine Wohnung verlassen hat, schließlich habe ich ihn bei aller Neugierde, Befremdnis und Sorge nicht überwacht. Nur soviel kann ich mit Gewißheit sagen, daß er niemals den Eindruck erweckt hat, aus dem Haus gehen zu wollen oder gerade ins Haus zurückgekehrt zu sein. Niemals erwähnte er andere Menschen, mit denen er seinerzeit verkehrt oder auch nur gesprochen hätte. Eben als ich mich zu fragen begann, wovon er sich ernährte – mir war nicht entgangen, daß sein Fach im Kühlschrank seit ein oder zwei Wochen schon

leer gewesen war –, bat er mich, für ihn Obst einzukaufen, Brot, Butter und schwarzen Tee. Er sagte, wegen einer Augenkrankheit vertrage er das Tageslicht nicht gut. In einem Satz sagte er das, fast ohne Betonung und doch so bestimmt und selbstverständlich, daß mir zunächst nicht einfiel, nachzufragen. Später dann traute ich mich nicht. Die übrigen Kollegen und Mitarbeiter dürften Ihnen bereits angedeutet haben, daß er eine Würde und Autorität ausstrahlte, die ihn fast unantastbar erscheinen ließ. Bei mir kam der Altersunterschied hinzu. Unterschätzen Sie dessen Bedeutung für unser Verhältnis nicht, zumal ich in einer anderen Kultur aufgewachsen bin, vergessen Sie nicht, daß ich zwei, drei Jahrzehnte jünger als er und die meisten meiner Kollegen bin. Ich war nicht in der Position, ihn auszuhorchen oder zuzugeben, daß mich sein Verhalten irritierte und ich an seiner Gesundheit zu zweifeln begonnen hatte. Heute kann ich meine Schwierigkeit benennen: So sonderlich sein Verhalten und sein Tagesablauf waren, so gewöhnlich und unaufgeregt wirkte er, wenn man mit ihm sprach. Das wird Ihnen auch die Putzfrau gesagt haben, vermute ich, die sich schon deshalb über ihn wundern mußte, weil er sich weigerte, ihr einen Schlüssel zu überlassen, und ebenso der Direktor. Man wundert sich, man sorgt sich, man spricht ihn schließlich an, aber wenn er dann vollkommen normal reagiert und zwar merkwürdige, aber doch keineswegs absurde Erklärungen abgibt, ist man fürs erste zufrieden und wartet ab. Es hätte sicher nicht noch Wochen so weitergehen können, der Direktor oder wir Kollegen hätten am Ende doch entschlossener nach dem Rechten geschaut, aber so weit ließ er es nicht kommen. Er muß genau gespürt haben, wie lange seine Lebensweise noch aufrechtzuerhalten war. Wohl lebte er schon einige Wochen als Eremit, mindestens seit den Weihnachtsferien, die er am Institut verbrachte, doch weil man ihm die Zurückgezogenheit seines täglichen Lebens im Verhalten überhaupt nicht anmerkte, weil er, wann immer ich ihm begegnete, gewohnt freundlich und aufmerksam reagierte, weil er sich rasierte, kämmte und leger, aber nicht nachlässig kleidete, fiel mir seine zunehmende Eigenart erst so spät auf. Eremiten waren wir alle ein wenig. Zwar achtete er peinlich auf die Einhaltung seiner Gebete und religiösen Gebote, aber er tat es beinah verschämt, oder wenn nicht verschämt, dann jedenfalls unauffällig, er

brachte das niemals zur Sprache. Er war kein Mönch, kein Asket, der allem Irdischen entsagt hat. Im Gegenteil kannten wir ihn als einen, der sinnlichen Genüssen zugeneigt war, selbst solchen, die einer religiös bestimmten Moral, wie ich sie mir vorstelle, widersprachen. Es war zum Beispiel klar, daß er sein Leben nicht gerade als Zölibatär verbracht hatte, und nicht selten kommentierte er die Brüste, den Po oder schlicht den Charme der neuen Küchenhilfe oder studentischen Hilfskraft. Vielleicht war seine Moral eine andere, vielleicht verbot sie ihm nicht die Lüste. Von den Kollegen werden Sie inzwischen erfahren haben, daß er, solange er an den Essen und den Veranstaltungen teilnahm, als Tischnachbar beliebt war, daß er als eloquent, witzig, geistreich und höflich galt. Auch später, als ich ihn nur noch in der Küche oder auf dem Flur traf, wirkte er nicht schlechtgelaunt, geschweige denn depressiv. Wenn Sie von mir, um Ihre Hypothese bekräftigt zu sehen, hören wollen, daß er tief in seinem Innern verzweifelt gewesen sein muß, dann kann ich Ihnen das wohl bestätigen, aber nur in dem Maße, in dem es für mich und die meisten anderen Menschen meines engeren Bekanntenkreises ebenso gelten würde. Was ihn kennzeichnete, war gerade, daß er mir gegenüber zwar keinen Hehl aus seiner Not machte, sie aber in keiner Geste und keinem Satz zum Ausdruck brachte. Er sprach über seine Verzweiflung wie über einen Gegenstand von passablem Amüsement und geringer Bedeutung. Nur wenn er über sich als ein Fallbeispiel sprach, konnte er plötzlich ernst – nicht jedoch erkennbar traurig – werden, weil es ihm dann um die Sache ging oder er vorgeben konnte, es gehe ihm um die Sache, nicht um ihn selbst. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß die zwanghaft anmutende Scheu, von sich als der betroffenen Person und nicht nur als Objekt zu sprechen, ein Schlüssel gewesen wäre, um ihn zu verstehen. Zum Beispiel sprach er oft ohne die Selbstironie, die wir von ihm kannten, von der Beziehung zu seiner Geliebten und schilderte mir Einzelheiten, die mich erschreckten und verlegen machten, ohne doch je den Gestus des Analytischen aufzugeben und von generell gültigen Schlußfolgerungen abzusehen. Er selbst war sich ein Forschungsfeld, soviel kann ich sagen. Die Verallgemeinerung war kein Vorwand, um sich mitzuteilen, vielmehr diente umgekehrt die eigene Erfahrung als empirisches

Material, um zu allgemeinen Schlüssen über die menschliche Existenz zu gelangen, das allein deshalb öfter als anderes Material herangezogen wurde, weil er es am besten kannte und bei sich selbst keinerlei Scheu hatte, auch von intimen und der Konvention nach peinlichen Handlungen, Erfahrungen und Gefühlen zu erzählen, sofern sie nur geeignet waren, eine Auffassung zu illustrieren. Er nahm sich nicht ernst genug, um sich zu schämen, und er nahm sich nicht wichtig genug, um verzweifelt zu sein, genau das war, unter anderem, sein Problem. Daß er litt, daß jedes Leben Leiden sei – und zwar je schlimmer, desto wahrhaftiger das Leben –, das nahm er als gottgegeben hin, nein, er nahm es an, er bejahte es, die Passion war ihm wie eine Adelsbeurkundung. Mir schien, er sei stolz darauf, geradezu erpicht, von Dingen zu berichten, die ohne Zweifel schmerzhaft waren, aber sich keinen Schmerz anmerken zu lassen. Heute interpretiere ich es anders. Ich interpretiere es so, daß er darunter litt, nicht einmal verzweifelt sein zu dürfen. Sie betonen, es lägen keine Anzeichen für ein Verbrechen vor und daß die Spuren im Bad nicht auf das Einwirken einer Fremdperson schließen ließen. Freundlicherweise erwähnen Sie, daß Sie mich schon deswegen nicht als Tatverdächtigen betrachteten. Falls Sie damit implizit zum Ausdruck bringen wollten, er habe wahrscheinlich Selbstmord begangen, muß ich Ihnen freilich erwidern, daß ich Ihre Vermutung – um mehr handelt es sich wohl nicht – für abwegig halte. Er hat sich definitiv nicht umgebracht. Verkennen Sie nicht seine Frömmigkeit. Gott war für ihn eine Realität, wie für andere ein Tisch eine Realität ist oder ein Haus. Gott war da, Gott war immer da, Gott sah alles. Nicht ein einziges Blatt fällt vom Baum herab oder ein einziges Haar von unseren Köpfen, ohne daß der Herr im Himmel es sieht, belehrte er mich einmal. Weil Gott den Selbstmord verboten hatte, schied dieser als Option für ihn aus. Sie werden einwenden, daß ein jeder Glaube in eine Krise geraten und gerade eine erschütterte Religiosität Menschen in den Freitod treiben könne, doch jedenfalls für ihn stimmte das nicht. Er befand sich nicht in einer Glaubenskrise. Sein Bild von Gott war schon seit langem viel zu düster, als daß es sich noch hätte verdunkeln können. Er sagte mir, er traue Gott nicht zu, im Tod eine Erlösung bereitzuhalten. Gott sei hinterhältig, das sagte er, Gott gebe uns eine

Ahnung mit ins Leben, was Trost sein könnte – und sei es nur der Trost des Nichtseins –, nur um uns mit der Sehnsucht zu quälen. Weil das Leben nur ein Vorgeschmack auf den Tod sei, ängstige er sich vor dem Sterben zu Tode, genau so sagte er es, und zwar vollkommen ernst, er ängstige sich vor dem Sterben zu Tode. Ich war es, der ihn auf die Komik seiner Formulierung aufmerksam machte, über die er dann ebenfalls lächelte. Es muß etwas anderes sein. Ich nehme an, daß Sie bei ihm keine Bücher gefunden haben, genauer gesagt: ich weiß es, da ich seine Wohnung betreten habe. Das war, kurz bevor sein Verschwinden bemerkt worden ist. Ich hatte mehrmals an seiner Tür geklopft, bis ich schließlich die Klinke drückte und sich die Tür zu meinem eigenen Schrecken öffnete. Ich habe nichts angerührt, so daß Sie alles vorgefunden haben müssen, wie es sich mir darbot. Ich hatte die ganze Zeit angenommen, er habe sich zum Lesen und Arbeiten zurückgezogen, aber da ich in seinem Zimmer nichts entdeckt habe, womit er sich hätte beschäftigen können, könnte man annehmen, er habe meditiert oder etwas Ähnliches getan, nur kann ich mir das bei ihm überhaupt nicht vorstellen. Er war fromm, wohl wahr, doch es war nichts Vergeistigtes oder Esoterisches an ihm. Einmal witzelte er, ich kann den Zusammenhang nicht mehr rekonstruieren, er halte von Spirituosen mehr als vom Spirituellen. Ich glaube, ich hatte in einer Bemerkung durchblicken lassen, daß ich zwar von den Religionen wenig verstehe, aber ihr mystischer Kern mich doch aus der Ferne fasziniere, die Möglichkeit oder Behauptung, aus sich selbst herauszutreten, um sich im Verlust erst zu gewinnen, in einem anderen zu finden. Ich hatte ihm wohl signalisieren wollen, daß seine geistige Welt mir nicht völlig abstrus vorkäme. Er sagte oft etwas in dieser Art.

Wann immer ihm etwas zu abgehoben daherkam, drosch er es mit einem Scherz zu Boden. Seine Wortwitze waren oft erstaunlich albern. Mir gegenüber konnte er auch ausgiebig über Kollegen herziehen, mit denen er sich am Abend zuvor angeregt unterhalten hatte, er konnte lästern wie ein Spitzbube, ohne je arrogant zu wirken, da er die schmutzigsten Witze über sich selbst riß. Etwa beschrieb er seine Versuche, eine Erektion zu bekommen, er schilderte mir das Altern am Beispiel seines Penis, sprach über dessen Schrumpfungen wie Schrumpelungen im Tonfall einer

medizinischen Diagnose und erörterte die Handgriffe, Phantasien und Tricks, mit Hilfe derer er die Ejakulation erzwingen wollte, wie Behandlungsmaßnahmen im Krankenhaus. Er war Arzt und zugleich Patient. Ich scheue mich, es lächerlich zu nennen, aber er selbst nannte es so und lachte über sich. Ihnen wird das verzweifelt vorkommen, so werden Sie es bezeichnen, ohne zu irren oder recht zu haben: Er kam und kommt mir eher vor wie einer, der die Verzweiflung schon hinter sich gelassen hat, der also nicht von ihr zurückgekehrt ist, die Krise überwunden hat oder ähnliches, sondern einfach weitergegangen oder weitergezogen worden ist, durch die Verzweiflung hindurch in ihr Jenseits. Ich stelle mir das so vor. Wenn man Schmerzen hat, und die werden schlimmer und schlimmer, im Krieg oder bei einem Unfall oder so etwas wie Tumorschmerz, dann kann doch die Empfindung, weil sie nicht mehr auszuhalten ist, an einem bestimmten Punkt in Ohnmacht umschlagen. Die Schmerzlosigkeit zeigt dann nicht die Unversehrtheit an, sondern im Gegenteil das Ultimum der Krankheit. Nun war er nicht ohnmächtig, aber doch auf eine Weise gleichgültig, die mich noch jetzt erschauern läßt. Deshalb nehme ich inzwischen an, daß er in seiner Wohnung, abgesehen von Gebeten, nichts getan hat als einfach nur gesessen oder gelegen oder gestanden, die Räume durchmessen oder aus dem Fenster geschaut. Deshalb glaube ich nicht mehr daran, daß er geschrieben oder über irgendwelche Dinge gebrütet hat, die existentiellen Fragen seines Lebens oder ähnliches. Was immer in seinen Erwägungen über die alltäglichen Wahrnehmungen und Empfindungen des Leibs hinausging, spielte in der Vergangenheit. Die Gegenwart in seiner Wohnung muß sich für ihn auf den Raum, das Fenster und den Körper reduziert haben. Ich sehe nicht, warum er es mir nicht erzählt haben sollte, wenn ihn bestimmte Themen, Fragen oder Probleme bedrängt hätten, er nahm doch sonst auf seine Intimsphäre keine Rücksicht, wenn er sich selbst zum Modell der vorgebrachten Anschauungen und Einsichten nahm. Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Ich lege nicht nahe, er habe stumpf vor sich hin vegetiert, sein Zustand sei die Leere gewesen. Gewiß hat er nachgedacht, denn in den Gesprächen resümierte er offenbar die Überlegungen der letzten Stunden oder knüpfte an sie an, doch erweckte er nie den Eindruck, als

würden sie ihm sonderlich nahegehen, er sprach alles im Tonfall eines Zeitungslesers aus, der über den Leitartikel laut sinniert. Alles ging weiter, aber nichts ging ihn mehr an. Er betrachtete seinen eigenen Gedankenstrom, seine Verdauung, seine sexuellen Gelüste und Phantasien wie vom gegenüberliegenden Bürgersteig aus. So schien es mir, oder genauer: so würde ich es jetzt deuten. Warum er so wurde, kann ich Ihnen nicht sagen. Er hat niemals von seinem Leben als solchem, von seiner Biographie oder auch nur zusammenhängenden Kapiteln aus seiner Biographie erzählt. Die einzelnen Momente innerhalb eines Erlebnisses, die er erwähnte, um einen Gedanken zu veranschaulichen, fügten sich nicht zu einer Entwicklung. Was ich über seinen Lebenslauf herausgefunden habe, enthält keinen Hinweis auf eine tiefe, lang andauernde Krise, in deren Verlauf er aus der Bahn geworfen worden wäre. Vielleicht verfügen Sie längst über genauere Informationen, als ich sie Ihnen je preisgeben könnte. Immerhin scheinen Frauen eine Rolle gespielt zu haben, eine oder mehrere, wenn ich es wüßte. Es gelingt mir weder, die einzelnen Episoden in eine Chronologie zu bringen, noch bin ich mir überhaupt sicher, daß sie sich immer auf die eine oder ob sie sich nicht auf verschiedene Frauen beziehen. Namen nannte er nie, er sagte nur: eine Frau. Ob es sich jedesmal um dieselbe handelte, hätte ich ihn fragen sollen. Nicht einmal dazu reichte mein Selbstbewußtsein. Manchmal sagte er: meine Frau. Es scheint also mindestens seine und eine weitere Frau gegeben zu haben, die gleichzeitig oder nacheinander in sein Leben eingriffen, es könnte aber genausogut eine einzige Frau gewesen sein, die er eben nur manchmal als seine Frau bezeichnete. Es waren Bruchstücke, die er erzählte, Sequenzen des Glücks und vor allem der Qual, oder bloß ein einzelnes Bild, eine einzelne Empfindung, die er unters Mikroskop hielt und mit der Pinzette zerlegte. Die Pinzette, das war seine Bildung, seine Weltanschauung, das Wissen, das er zusammengetragen hatte. Wie Ihnen jeder bestätigt haben wird, beherrschte er sein Handwerk glänzend. Vielleicht bildete er sich die Erlebnisse nur ein oder hatte sie geträumt, wenn ich es nur wüßte. Er sprach von einer Frau und der Sekunde, in der sich in ihrer Brustwarze die Erregung abzeichnete, er sprach davon, wie er seinen Zeigefinger auf die Brustwarze legte und auf die Sekunde wartete, die ihm verkündete, daß sein

Körper sich mit dem ihren verbunden hatte. Es muß beinah ein Ritual für ihn gewesen sein, mindestens eine Zeitlang: Die Frau legte sich hin, und er, neben ihr kniend, berührte ihre Brustwarze, bis diese sich vor Spannung aufrichtete, weil ein geringer, doch konstanter Stromstoß durch sie fuhr, ja, so sagte er das: Stromstoß. Ich habe nicht soviel Erfahrung mit so etwas. Wohl habe ich schon mit Frauen geschlafen, aber auf diese Dinge habe ich nicht geachtet, deshalb kann ich nur wiedergeben, was er meiner Erinnerung nach sagte. Diese Dinge, so etwas – allein das so zu nennen, hätte mir einen Tadel eingebracht. Daß er mich derart in seinen Bann zog und ich ihn kaum zu unterbrechen oder nachzufragen wagte, lag eben nicht nur am Respekt vor seinem Alter und der Würde, die er ausstrahlte, sondern natürlich auch daran, daß mir seine Wahrnehmungen eine Welt öffneten. Manchmal verschlug es mir die Sprache. Er schilderte mir die Ausschläge einer Klitoris, wenn er sie mit der Fingerkuppe berührte, und nichts weiter. Er sagte nur: bei einer Frau – nicht um wen es sich handelte, vor wieviel Jahren, ob die Reaktion bei allen Frauen auftrat, was er danach unternahm. Das nächste Mal widmete er sich einem anderen Moment, aber wiederum weiß ich nicht, ob es sich um dieselbe Frau, dieselbe Zeit, denselben Liebesakt handelte. Womöglich sprach er immer nur von der einen, der vollkommenen Vereinigung, die er erlebt hatte oder phantasierte, womöglich streute er von einem einzigen Erlebnis nur immer weitere Einzelheiten ins Gespräch oder genauer: in den Monolog. Für wahrscheinlicher halte ich, daß sich die verschiedenen Erfahrungen in seiner Erinnerung zu einem einzelnen Vorgang vereinigten, so daß ihm selbst das Bild der verschiedenen Frauen verschwamm. Ich meine hier die Erfahrungen des Glücks. Er sprach auch von anderen sexuellen Erfahrungen, die sich gräßlich anhörten. Diese ließen sich klarer verschiedenen Frauen oder jedenfalls Nächten oder Stunden zuordnen. Einmal muß er von einer Frau beinah erschlagen worden sein, mit einer Flasche. Die Beziehung zu einer Frau – nun, da ich es erwähne, bin ich mir sicher, mindestens sie muß seine Lebensgefährtin oder Gattin gewesen sein, obschon nicht notwendig die einzige –, die Liebe oder Ehe muß daran zerbrochen sein, daß sie ihn mit seinem Bruder oder seinem besten Freund betrogen hatte. Einmal muß er sich mitten im Liebesakt übergeben haben.

Wir saßen in der Küche, ich weiß nicht mehr genau, worüber er gerade sprach, ich glaube, es ging um den Alkohol und daß er sich schon lange nicht mehr betrunken habe, weil es ihm peinlich und unwürdig vorkomme, sich selbst nicht mehr zu beherrschen, und weil der Geschmack des Erbrochenen ihn noch Wochen nach einem Rausch verfolge, da sagte er unvermittelt, der Ekel habe den Alkohol nicht zur Voraussetzung, einmal habe er in nüchternem Zustand erbrochen, während er mit einer Frau schlief. Er erwähnte das in einem einzigen Satz, den er weder durch einen scherzhaften Unterton abmilderte, noch in seiner Dramatik betonte. Im nächsten Satz kam er auf den Rausch zurück, vor dem er sich seit langer Zeit schon hüte. Ich habe keine Ahnung, wer diese Frau war, ob es sich um eine Zufallsbekanntschaft oder womöglich um seine eigene Frau gehandelt hatte, ob es die gleiche war, die ihn vorher oder danach betrogen hatte, und wie sie reagiert hat. Ich stelle mir nur die Situation vor, male mir aus, wie deprimierend das ist, wie es für mich wäre, wenn ich mich während des Liebesaktes vor Ekel übergeben müßte, für mich und auch für die Frau, die unter mir läge (daß sie unter ihm lag, muß er erwähnt haben, denn ich erinnere mich an das Detail). Ich male mir einfach aus, wie tief man schon ins Elend gesunken sein muß, damit es soweit kommt, einer Frau auf die Stirn zu kotzen, in deren Körper man sich befindet – und sich nicht einmal mit dem Rausch entschuldigen können –, wieviel erbärmliche Berührungen mit ihr oder mit anderen Frauen vorausgegangen sein müssen, ich stelle mir die Scham dessen vor, dem nach eigener Aussage bereits die beginnende Trunkenheit peinlich war, schon der minimale Verlust der Selbstbeherrschung. Ihm selbst merkte ich, als er den Vorfall erwähnte, keine Regung an, es war womöglich schon lange her, jedenfalls klang es so, als spräche er über eine ferne Vergangenheit, beinah wie über ein anderes Leben, obzwar ich nicht auszuschließen vermochte, daß sich der Vorfall erst kurz vorher ereignet hatte. Mit den Erektionsstörungen stand er meiner Einschätzung nach allerdings nicht im Zusammenhang, die hatte er damals noch nicht, glaube ich. Also scheint der Vorfall doch schon eine Weile zurückzuliegen, denn die Erektionsstörungen plagten ihn offenbar schon längere Zeit. Natürlich sind das alles nur Spekulationen, für Ihre Arbeit

wahrscheinlich ohne Belang, aber wer weiß. Ich versuche einfach, meine Erlebnisse mit dem Herrn Professor mitsamt meiner Einschätzungen zusammenzutragen, wie gesagt, vielleicht daß Ihnen das eine oder andere Detail weiterhilft. Es hilft mir auch selbst. In wieder einer anderen Nacht muß er ein Verhängnis ausgelöst haben, indem er sein Glied plötzlich aus einer geliebten Frau zurückzog. Er schilderte mir die Situation etwas ausführlicher, ohne auf die Frau selbst oder die Beziehung einzugehen. Er sagte, er habe in einem Anfall von Ehrfurcht gehandelt, er habe sich der Größe und Intensität des Augenblicks nicht gewachsen gefühlt und sei im Inneren vor dem Reichtum seiner Empfindungen zusammengebrochen – er hatte diese Frau wohl schon lange umworben –, doch sie habe ihn nicht verstanden, auch keine Möglichkeit gehabt, ihn zu verstehen, und sich also verraten und ins Herz gestochen gefühlt, fühlen müssen, da sie sich ihm, dessen Liebe sie abzuwehren versucht hatte, doch gerade in dieser Sekunde, da er zurückzuckte, preisgab. Danach und an den nächsten Tagen hätten sie sich immer wieder das Geschehene bewußt zu machen versucht, sie beide; ihm sei ihre Verwundung, ihr seine Aufrichtigkeit offenbar geworden, und doch, so sagte er mir, und doch habe der eine, falsche Impuls ausgereicht, ihre Beziehung zu vergiften und bald danach zu zerstören.

Ihn zu verstehen habe genügt, ihm zu verzeihen, aber noch einmal sich ihm hingeben konnte sie nicht. Das war Gott, der ihn aus ihrer Möse zurückgepfiffen habe, grinste er mich breit an, das war Gott, der nicht will, daß wir lieben, er habe ihn durchschaut, es sei Gott gewesen, der Eifersüchtige, nein, der Mißgünstige, der Arglistige, denn eifersüchtig sei nur, wer lieben könne, Gott aber liebe nicht oder allenfalls sich selbst. Daß er viel über Gott und die Theologie im allgemeinen sprach, dürfte Sie nicht überraschen, wohl aber, zu welch aufrührerischen, ja, auf mich ketzerisch anmutenden Bemerkungen er sich verstieg. Wie ernst es ihm mit diesen Bemerkungen war, darüber ließ er mich im Zweifel, wie ich ohnehin nur selten dahinterkam, ob der Inhalt seiner Reden ihn eigentlich berührte oder ob er bloß froh war, überhaupt zu reden und so gelegentlich aus der Stille zu treten. In mir hatte er jemanden zum Plaudern gefunden, der ihn nicht anstrengte, wenig sagte und sein Befremden kaum je verriet. Nicht selten

hatte ich den Eindruck, daß er nur deshalb in die Küche kam und sich Tee kochte, weil er mich im Flur gehört hatte. Wenn er mich am Herd oder vor der Spüle antraf, konnte es geschehen, daß wir uns eine halbe oder dreiviertel Stunde unterhielten, ohne uns zu setzen. Wir waren beide unbeholfen im Umgang miteinander; ich bin es ohnehin, und er war es wahrscheinlich, weil er in seiner Höflichkeit fürchtete, mir am Ende doch zur Last zu fallen mit seinen Geschichten. Selbst wenn ich bereits am Tisch saß, nahm er erst Platz, wenn ich ihn dazu aufforderte (was ich nie vergaß). Unter wiederholtem Dank aß er manchmal eine Kleinigkeit mit. Dagegen habe ich nie bei ihm angeklopft, um zu fragen, ob ich für ihn mitkochen solle; so vertraut wir uns geworden waren, so ging doch keiner auf den anderen zu und nahm unseren Begegnungen den Anschein des Zufälligen. Daß mir geistreich und zum Teil aufregend vorkam, was er erzählte, mußte ich nicht heucheln. Daß ich ihn mochte, dürfte er gespürt haben. Auch er mochte mich, auf andere Art, er war mir für meine Aufmerksamkeit, meine Geduld, meinen Respekt in der Seele dankbar, ohne sich die Spur für das zu interessieren, was mein Leben ausfüllte. Seine Dankbarkeit hatte ihren Grund eben darin, daß er sich nicht für mich interessieren mußte. Ich verstand und akzeptierte es. Betrat jemand anderes die Küche, lenkte er das Gespräch auf ein unverfängliches Thema, ohne daß es je abrupt klang, ohne also den Eindruck zu erwecken, als habe uns der Kollege gestört. Begann der andere zu kochen oder setzte er sich zu uns, wechselten wir ein paar Worte, bis bald schon einer von uns aufstand, um sich zum Arbeiten zu verabschieden, und der zweite folgte. Häufig geschah das nicht. Die meisten Kollegen aßen ihr Abendessen in ihren Wohnungen oder Zimmern. Manche Kollegen fragten mich, in der Küche oder beim Mittagessen, ob alles bei ihm in Ordnung sei und warum er sich nicht mehr sehen lasse, ob ich Näheres wüßte. Ich erwiderte jedesmal, daß er sich anscheinend zurückgezogen habe, um ein Buch zu beenden, und daß es sich dabei bestimmt um eine große und wegweisende Arbeit handele, er sei nun einmal kauzig und bedürfe wahrscheinlich der Klausur, um sich in seine Forschung zu versenken. Glauben Sie mir, das habe ich wirklich angenommen, und so können Sie sich meine Verblüffung denken, in seiner Wohnung außer einem kleinen Zettel

weder Bücher noch kopierte Aufsätze, weder Notizen noch Manuskripte vorzufinden, als ich durch diese bis auf die Einrichtung und ein paar persönliche Habseligkeiten völlig leere Wohnung schritt, die nicht den geringsten Hinweis darauf enthielt, womit er sich in den Wochen zuvor hätte beschäftigt haben können. Den Zettel habe ich eingesteckt, verzeihen Sie mir, er enthielt nichts Wichtiges, nur ein arabisches Zitat, etwas über die Hölle. Ich konnte nicht widerstehen, ihn als Andenken mitzunehmen, dachte auch, er könne ihn eigens für mich aufgeschrieben oder aber ihn vergessen haben, vielleicht daß er sich deswegen bei mir melden würde, dann könnte ich ihm den Zettel zurückgeben. Sonst war nichts von ihm übrig. Ich öffnete auch die Schubladen und sah unter dem Bett nach. Er muß die Neugierde verloren haben. Etwas in der Art muß es gewesen sein. Das hört sich wahrscheinlich nicht dramatisch genug an, dennoch bin ich überzeugt, daß es das war oder jedenfalls damit zusammenhing. Sie hätten ihn kennenlernen sollen. Er war jemand, der das Leben durch ein Vergrößerungsglas sah, die Erzählungen aus seiner Vergangenheit waren voll von Details, die mir nie aufgefallen wären, eine sprachliche Wendung in irgendeiner Bibelübersetzung, die seiner Ansicht nach den Kern genauer traf als die entsprechende Formulierung aller anderen Übersetzer, über die er eine Stunde lang reden konnte, bis selbst einem wie mir der Unterschied offenbar wurde, ein einzelner Vers beim Propheten Hosea und warum er von fast allen Exegeten mißachtet worden sei, er konnte mir die komplette Übersetzungsgeschichte einzelner griechischer Begriffe geben, die über das Arabische ins Lateinische und weiter in die europäischen Sprachen gekommen sind (so ähnlich jedenfalls, ich habe das alles doch nicht studiert), er konnte mir präzise erklären, wie sich die Konnotationen in jeder dieser Sprachen verschoben und wie sich die jeweiligen Begriffe in das jeweilige Weltbild einfügten beziehungsweise wie das Weltbild sich auf die Übersetzung auswirkte, er konnte sich über die Eigenheiten des Arabischen, des Hebräischen, des Aramäischen und sogar des, ich weiß schon gar nicht mehr, wie man das nennt, des Hindi oder des Indischen, also jedenfalls der Sprache der Veden auslassen, daß mir schwindelig wurde vor lauter fremden Lauten. Selbst auf Persisch beherrschte er einige Verse. Natürlich die Poesie,

vor allem die lateinische und französische, darüber sprach er häufig, und zwar immer anhand einzelner Strophen oder Verse oder Wörter, durch deren Analyse er zu Schlußfolgerungen über den Dichter im besonderen und die Dichtung im allgemeinen kam. Sprache, Dichtung, Religion, das war das eine. Das andere, das war das Leben selbst und hier vor allem Frauen und Sex und diese Dinge, das habe ich Ihnen ja bereits angedeutet. Erst jetzt, da ich das schreibe, geht mir auf, wie eng das eine Interesse, das vorgeblich Literarische und Theologische, in das andere verwoben war, daß es ihm immer um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit ging, sich zu verständigen, sich verständlich zu machen und sein Gegenüber zu übersetzen. Aber das wollte ich gar nicht schreiben. Ich wollte Ihnen schreiben, daß seine Erzählungen und Gedanken von einer Genauigkeit der Wahrnehmung und einer fanatischen Aufmerksamkeit selbst für unscheinbare Details zeugten, die mich ein ums andere Mal verblüfften. Wenn nichts anderes, dann war das besonders an ihm. Vermutlich hing das, denke ich im nachhinein, mit der Liebe zusammen, die ihm das höchste Gebot war, wie er stets sagte, der Liebe zu Gott und zum Nächsten. Jedoch stammten, das wollte ich schreiben, und hier ist meines Erachtens die Spur zu sehen, die zu seinem Zustand führen könnte, jedoch stammten sämtliche seiner Wahrnehmungen aus der Vergangenheit, und zwar einer Vergangenheit, die weit zurückreichte. Was er über seine derzeitige Welt sagte, war durchweg belanglos. Ebenso wie die Gegenwart war auch die Begeisterung aus seiner Gedankenwelt verflogen, der Fanatismus für das Detail, wie ich es eben nannte, der doch Voraussetzung gewesen sein muß, um überhaupt auf Einsichten von solcher Präzision zu kommen. Richtig, ich vermute lediglich, daß er sich einmal hat begeistern können für die Struktur eines Verses oder einer Haut, ich habe es selbst an ihm nicht beobachtet. Zeuge war ich davon nie. Er plauderte über alles im selben Ton, über das Kribbeln im Nacken während des Orgasmus wie über die Kalkhaltigkeit des Wassers in unserer Küche, die dem Tee nicht bekam; nur für einzelne Sätze wechselte er in jene Ernsthaftigkeit, die der Inhalt seiner Ausführungen einzufordern schien. Wie er es sagte, widersprach dem, was er sagte. Um Ihnen doch einen Ratschlag zu geben: Versuchen Sie etwas über die Frauen oder die Frau herauszufinden, mit der

er zuletzt zusammen war. Womöglich ist wirklich etwas Konkretes geschehen, das ihn überfordert und gewissermaßen so geblendet hat, daß er fortan nichts mehr wahrnehmen konnte. So gelassen er sich anhörte, meinte ich doch in seinen Frauengeschichten hier und da eine Überspanntheit zu spüren, die sonst nicht auftrat. Vorbehaltlos schreiben kann ich, weil er es selbst aussprach, daß sich sein Liebesleben zunehmend auf das Sexuelle reduziert hatte. Allerdings deutete er die Entwicklung geradezu positiv. Er sagte, daß allein das sexuelle Empfinden den Menschen oder mindestens ihn, den Herrn Professor, für ein paar Sekunden aus der Zeit treten ließe und die Kommunikation zwischen zwei Körpern jegliche sprachliche oder allgemein mentale Verständigung bei weitem übertreffe, und er sagte auch, daß er vor den Erektionsstörungen sein Altern lange Zeit als eine Gnade empfunden habe, da die Langsamkeit, zu der das Alter zwinge, die Erfahrung, die es bereithalte, und die Kenntnisse und Fertigkeiten, die es an die Hand gebe, den Reichtum der Gefühle vermehrten. Wie es seine Art war, scherzte er einmal, er ziehe der Kunst den Koitus vor, er gehöre statt einer Buch- einer Bumsreligion an. Er muß eine Zeitlang regelrecht besessen gewesen sein davon, sich immer neue sexuelle Kitzel zu bereiten, und mag es auch Praktiken geben, die er nicht erwähnte, würde es mich überraschen, wenn er sie nicht ebenfalls ausprobiert hätte. Je mehr ich darüber nachdenke, desto eher glaube ich, daß die meisten Erlebnisse, von denen er berichtete, nicht allzu weit zurücklagen, einige Jahre höchstens, mag es auch geklungen haben, als spräche jemand über seine Jugend. Zugleich muß ich aus den Unterhaltungen sowie aus seiner Bibliographie, die ich mir besorgt habe, schließen, daß er in den letzten Jahren nichts veröffentlicht hat. Selbst wenn ich keinen Hinweis darauf habe, daß er seine Lehrtätigkeit vernachlässigte, drängt sich mir der Eindruck auf, er habe sich innerlich schon lange aus der Wissenschaft und damit aus seinem angestammten Leben verabschiedet. Dies vorausgesetzt, hätte sein Rückzug nicht erst hier begonnen. Sollten sich die erotischen Erfahrungen, die er andeutete oder schilderte, tatsächlich in jüngster Zeit gebündelt haben, wie ich vermute, könnte man – verzeihen Sie die kriminologische Attitüde ausgerechnet vor Ihnen – kombinieren, daß das erotische sein geistiges Interesse zunehmend verdrängt hatte und schließlich

vollständig an dessen Stelle getreten war, bevor er in die Gleichgültigkeit glitt, die ich an ihm kennengelernt habe. Das könnte bedeuten, daß sein Leben am Schluß nur auf die körperliche Erfüllung ausgerichtet war. Wenn es sich so verhielte und dieses Zentrum aufgrund eines Vorfalls oder einer Erfahrung, die womöglich zu benennen wäre, mit einem Mal aufgehört hätte zu existieren, dann wäre nichts übriggeblieben. Ich schreibe das, um Ihnen zu erklären, warum ich Ihnen geraten habe, etwas über die Frauen herauszufinden, mit denen er zuletzt zusammen war. Selbstverständlich bin ich mir bewußt, nur eine Hypothese aufzustellen, doch scheint sie mir, der ich ihm am Ende wohl am nächsten stand, am geeignetsten zu sein, zu einer Antwort zu gelangen. Er sagte, daß ihm die Offenbarungen des Körpers mehr bedeutet hätten als jene der Schrift.

Er sagte, daß wir in der Schrift nur von den Offenbarungen anderer erführen, der Körper es hingegen ermögliche, die eigene und die Wahrheit eines anderen an sich selbst zu erleben, und er sagte auch, daß ihn einzelne Berührungen fast so niedergeschmettert hätten wie das Gotteswort die alttestamentlichen Propheten, er sprach davon viel öfter als von der Glückseligkeit, zu welcher der Leib natürlich ebenfalls befähige. Er zitierte in diesem Zusammenhang auch einen Vers aus dem Koran, wonach die Berge in sich zusammenfielen, wenn sie das Wort tragen müßten, das den Propheten aufgebürdet sei, etwas in der Art, so genau erinnere ich mich nicht mehr an den Vers. Er erzählte von dem Augenblick, in dem sich herausstellt, daß er mit der Frau, die er streichle, keine Sprache gemein habe, und er sagte, daß ihn diese Erkenntnis gewöhnlich hinterrücks erschlage und er sie nicht voraussehen könne. Daß er kein Sensorium habe für das Nichtverstehen, sei unter seinen Schwächen die größte gewesen. Er sagte, er habe sich so häufig und so folgenschwer getäuscht, daß er für Monate alle Lust verloren hätte. Er habe den Zusammenhang von geistigem und körperlichem Verstehen nie durchschaut. Er erwähnte eine Frau, die er geliebt und von der er sich auf einzigartige Weise verstanden fühlte, die seinen Humor teilte, die seine intellektuellen Leidenschaften nachvollziehen konnte und deren Leidenschaft, Güte und Arbeit er bewunderte, die auch sehr schön war, schwarz die Augen, die Brauen und die langen Haare,

schlank, großgewachsen, langgesichtig, mit schmaler, spitzer Nase, ohne an unpassenden Stellen Kanten zu haben, und daß er Tag für Tag vor lauter Freude die Stunde hinausgezögert habe, in der sie sich küßten. Als er schließlich die kokette Scheu beiseite ließ und sie sich Minuten später nackt gegenübersaßen, sei alles noch gut gewesen, und auch, als er ihren Körper zu erkunden begann und sie den seinen, ja die Proportion der unerwartet mädchenhaften Taille zu den umfänglichen und gleichwohl straffen Brüsten, die nicht in verschiedene Richtungen zeigten, habe ihn aufs äußerste erregt, und noch mehr der Bogen beider Linien, die sich seitlich von der Hüfte bis unter die Achseln ziehen. Alles sei gut gewesen, alles, was seine Augen erblickten, selbst die unerwarteten Haare auf den Unterschenkeln und über dem Poansatz hätten ihn entzückt, bis er das Gesicht zwischen ihre Beine geführt und ihren Geruch zu säuerlich gefunden habe, und dann habe er sie, bereits argwöhnisch geworden, geschmeckt und mit dem ersten Tropfen erkannt, am falschen Ort zu sein, und habe sich wie der einsamste Mensch der Welt gefühlt, die Einsamkeit zwischen zwei Frauenschenkeln, er sagte das genau so, er sagte, daß er sich niemals so allein und hilflos vorgekommen sei wie ausgerechnet in dem Augenblick, als sein Kopf zwischen den Beinen der geliebten Frau lag und seine Zunge in ihrem Wasser strampelte. Ich weiß nicht, was danach geschah, ob er die Berührung abgebrochen hat oder gegen den Ekel kämpfend fortgefahren ist. Er sprach immer nur von dem einen Moment der Erkenntnis. Der Geruch und anschließend der Geschmack hätten ihm anderes mitgeteilt als die Frau selbst, oder anders gesagt: Etwas habe er an ihr wahrgenommen, das er noch nicht wahrgenommen und nicht für möglich gehalten hatte, und er habe ihre Wahrheit nicht ertragen können. Ich weiß doch auch nicht, was das bedeuten soll, ich nehme bloß an, daß es wichtig ist, wenn Sie herausfinden wollen, was mit ihm geschehen ist. Er sagte, der Saft einer jeden Frau schmecke bitter, ihn errege das, aber dieser Geschmack sei anders gewesen, unangenehm säuerlich, über alles Maß, und es sei gewesen wie in den Filmen, wenn sich die Schöne beim Kuß als runzlige Alte entpuppt, aber das sei es auch nicht wirklich gewesen, vielmehr habe er an ihr etwas geschmeckt, das mit Schönheit oder Häßlichkeit nichts mehr zu tun hatte,

wohl aber mit einer Weiblichkeit, die Männer gar nicht oder nur als Werkzeuge bedürfe, er sagte, er habe seine eigenen Komplexe, das Pfauenhafte seines Wesens geschmeckt und daß sie sich selbst genügt habe, und er verstieg sich zu der Behauptung, das Matriarchat geschmeckt zu haben, das ihn betört hätte, wenn nicht das Entsetzen noch viel stärker als die Lockung gewesen wäre, sich zu fügen. Es habe scheußlich geschmeckt und gleichzeitig wahr, wie billiger oder abgestandener Essig, habe er gedacht, noch während seine Zunge in ihrem Schoß versank, woraufhin er sich sofort eingeschränkt und im Geiste hinzugefügt habe, daß er gar nicht wisse, wie billiger oder abgestandener Essig schmecke, das sei nur ein Einfall gewesen, und so habe er, noch während seine Zunge in dem Schoß rang, über Essigsorten nachgedacht und über das Einkaufen in Supermärkten und über Essen und Küche und seine Mutter und alles mögliche, und er habe sie verloren und nicht gespürt und nicht einmal gehorcht, wo sie war, was ihm ihre Regungen, das Quellen oder Stillstehen ihres Wassers, ihre Geräusche sagten, und als er sich bewußt geworden sei, auf alles, nur nicht auf sie zu achten, habe er seine eigene Einsamkeit und die ihre erkannt, wie jemand etwas erkennt, wenn plötzlich im dunklen Zimmer das Licht angeht, und er habe vorausgesehen, daß auch sie bald die Augen öffnen und in die Ferne blicken werde, in der er mit der Zunge strampelte wie ein Kind, das nicht schwimmen kann, und so habe er sich, um ihrer Einsicht zuvorzukommen, zu konzentrieren versucht, er habe sich angestrengt und die Zunge wild kreisen lassen, den Saft getrunken, die Haare verschluckt, aber da sei dieser Geschmack von übler Reinheit gewesen, von unappetitlicher Essenz, der als Essig nicht zu identifizieren war und doch die Bilder einer Obsttheke im Supermarkt, des mütterlichen Tisches, des Wohnheimes und des Studenten hervorgerufen habe, dessen Hauptseminararbeit er längst hätte korrigieren müssen, weiß Gott, weshalb er den Studenten mit dem Essig in Verbindung brachte, da sei dieser Geschmack im Mund gewesen, im Rachen, in den Nasenhöhlen, der ihn im Sekundenwechsel gebannt und abgestoßen habe, der Geschmack und der Geruch. Nun gut, mit Ihrem Fall hat das wahrscheinlich nicht mehr zu tun, aber erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen dennoch schildere, vielleicht daß ein Detail dabei ist, das Sie interessiert. Ich

selbst will mir klarwerden. Die Vermutung dürfte sich Ihnen aufdrängen, es sei in der Folge dieser Erfahrung, also einige Minuten später gewesen, daß er sich übergeben hat. Obschon er natürlich selbst nichts dergleichen erwähnt hat, räume ich ein, daß ein kausaler Zusammenhang hier wenigstens teilweise erklären würde, wie er sich über einer Frau erbrechen konnte. Andererseits kann ich mir nicht vorstellen, daß es angesichts der geschilderten Entfremdung überhaupt noch zu einer sexuellen Vereinigung gekommen ist. Er muß die Berührung schon viel früher abgebrochen haben, er war doch niemand, der fortgefahren und schließlich sogar mit seinem Geschlecht eingedrungen wäre, wovon schon die Nase ihn fortgerissen hatte. Ich kann es weder mir vorstellen noch ausschließen. Was ich inzwischen denke, ist das folgende: daß die erotischen Erfahrungen, von denen er mir sprach, tatsächlich zu einer einzelnen Strecke seines Lebens gehörten, und zwar vermutlich zu einer Strecke, die durchaus nicht abgeschlossen war, wie es der beinah heitere Tonfall seiner Anekdoten vermuten ließ. Ich habe Hinweise darauf, konkrete Hinweise. Einmal, ich wollte gerade nach draußen gehen und kam an seiner Wohnung vorbei, sah ich unter seiner Tür einen Brief hervorlugen. Ein paar Stunden später kehrte ich zurück und sah ihn noch immer dort liegen. Auch am nächsten Tag lag der Brief dort, und ebenso am übernächsten, vom Professor selbst keine Spur. Schließlich klopfte ich an seine Tür, ohne etwas zu hören. Zwei Stunden später klopfte ich wieder, und am Abend noch einmal. Ich nahm an, er sei abgereist, und beschloß, mich am nächsten Morgen im Sekretariat zu erkundigen. Dann bückte ich mich nach dem Brief. Ich hatte lediglich vor, den Umschlag zu betrachten, doch als sich mir sein Name in einer Schrift darbot, die unzweifelhaft auf eine weibliche Verfasserin verwies, nahm ich den Brief kurzerhand mit in mein Zimmer, wenngleich ohne jede Absicht, den Umschlag zu öffnen. Ich wollte ihn bloß gegen die Schreibtischlampe halten, um womöglich ein paar Worte aus dem Brief zu entziffern, das war alles. Abgesehen davon, daß es im Flur keine geeignete Lampe gibt, hätte ich mich dort nicht getraut. Mein Verhalten ist nicht zu rechtfertigen, selbstverständlich. Immerhin dürfte Ihnen meine Neugierde nicht mehr unverständlich erscheinen. Ich mußte davon ausgehen, daß er sich nicht in

seiner Wohnung aufhielt, und meinte, es würde nicht auffallen, wenn ich den Brief für ein paar Minuten in mein Zimmer nähme und ihn anschließend wieder unter seinen Türschlitz schöbe. Mehr hatte ich nicht vor. Es war später Abend, mit anderen Kollegen mußte ich nicht rechnen. Daß er selbst zurückkehren könnte, kam mir nicht in den Sinn, weil ich denken mußte, er sei verreist, wenigstens vorübergehend. Daß ich den Brief am nächsten Tag ohne Gefahr hätte an mich nehmen können, um ihn im Sekretariat abzugeben, fiel mir ebenfalls nicht ein; auch daran sehen Sie, wie wenig ich über mein Handeln nachdachte, das unentschuldbar ist, aber nicht aus schlechter Absicht geschah, nicht mutwillig. Ich stand vor meinem Schreibtisch und hielt einen schlichten, länglichen Briefumschlag in der Hand, wie er in Büros verwendet wird. Ich sah seinen Namen von einem Füllfederhalter geschrieben, die Buchstaben unverhältnismäßig groß und offenbar mit Bedacht plaziert, eine großzügige Schrift, die sich periodisch weiten Bögen ergab, ohne in Schnörkeln zu enden. Sie widersprach der Gewöhnlichkeit des Umschlages und schien einen offiziellen oder offiziösen Charakter des Briefes auszuschließen. Das war keine Mitteilung unserer Verwaltung, kein Brief einer Kollegin. Die Frau, von der er stammte, mußte nicht nur über ein ausgeprägtes Formempfinden verfügen, sondern sich darüber hinaus die Zeit genommen haben, gerade diesen Umschlag mit einer Sorgfalt zu beschriften, die bei einem formalen Schreiben beinah unpassend gewirkt hätte. Unweigerlich stellte ich mir als Absenderin seine Geliebte oder seine Frau vor. Ich fragte mich, zu welcher seiner Erzählungen sie gehörte, und ich fügte die Erzählungen zu einem einzigen Buch zusammen, das von nichts als immer derselben Frau handelte, der Frau, die den Brief verfaßt hatte. Ich schreibe das, um Ihnen zu erklären, warum meine Neugierde mit mir durchging, schließlich bin ich im normalen Leben kein Dieb. Ich will mich nicht entschuldigen, aber daß ich mich für sein Liebesleben interessierte, das dürften Sie nach dem, was Sie gelesen haben, das müssen Sie doch nachvollziehen (eigentlich ist auch gleich, ob Sie es nachvollziehen, ich weiß selbst nicht, warum es mir so wichtig ist, mich zu rechtfertigen). Wenn ich den Umschlag vorsichtig öffnen würde, könnte ich ihn womöglich mit Klebstoff so wieder verschließen, daß es nicht auffiele,

überlegte ich, und wenn es nicht gelänge, könnte ich den Brief in einen anderen Umschlag stecken. Ein Stapel der gleichen Art befand sich in meinem Schreibtischfach. Woher sollte er wissen, daß auf dem ursprünglichen Umschlag sein Name stand, überlegte ich, er würde doch nicht bei der Frau nachfragen, so etwas täte doch niemand. Um klug zu sein, war ich zu aufgeregt. Als ich, um ein Schälmesser aus der Küche zu holen, an seiner Tür vorbeikam, klopfte ich zur Sicherheit noch einmal.

Dafür bin ich eigens in mein Zimmer zurückgekehrt, um den Brief zu holen und in der Hand zu halten, falls er in der Zwischenzeit nach Hause gekommen wäre. Ich hätte dann behaupten können, ich habe den Brief auf dem Flur gefunden und an mich genommen, damit er nicht verlorengehe. Das war natürlich Unfug, es war wie in der Persiflage eines Krimis, wie ein Fernsehkomiker beim Diebstahl, aber so war es nun einmal. Zurück unter der Schreibtischlampe, öffnete ich den Umschlag mit dem Schälmesser, ohne das Papier einzureißen, und stellte fest, daß der Brief in einer Sprache geschrieben war, von der ich kein Wort verstand. Ich kenne mich mit Sprachen nicht aus, nicht einmal Französisch habe ich gelernt, geschweige denn so exotische Sprachen, wie er sie beherrschte, aber daß ich in einem Brief lateinischer Schrift nicht ein einziges Wort entziffern konnte, wunderte mich denn doch. Lediglich bei einzelnen Partikeln konnte ich vermuten, was sie bedeuteten. Die Sprache kam mir nordisch vor, ich tippte auf Finnisch oder Isländisch oder, obwohl ich mir nicht einmal sicher war, ob es sich um eigenständige Sprachen handelte, auf Litauisch, Estländisch oder etwas in der Art, jedenfalls Baltisch. Lang war der Brief nicht, etwas mehr als eine halbe Seite in derselben großzügigen Handschrift, die auf dem Umschlag zu sehen war, fünf Sätze, um genau zu sein. Vergeblich hielt ich nach Wörtern Ausschau, die auf eine Liebesbeziehung verwiesen hätten (ehrlich gesagt, war Sex das einzige Wort, das mir als universelle Vokabel einfiel), doch schien sich mir immerhin zu bestätigen, daß die Unterzeichnerin dem Herrn Professor nahestand oder nahegestanden hatte, da sie ihn nicht namentlich anredete und selbst mit nur einem Buchstaben unterzeichnete, der übrigens nicht einmal von einem Punkt abgekürzt war. Das hieß doch wohl, daß ihm die Verfasserin wohlbekannt sein mußte. Rasch zog ich mir eine Jacke über,

um in der Bibliothek, zu der wir auch nachts Zutritt hatten, nach einem passenden Wörterbuch zu suchen. Doch keines der Lexika, die ich dort fand, half mir weiter; ich ging alle skandinavischen Sprachen durch und warf zur Sicherheit noch Blicke in das ungarische, polnische und gälische Wörterbuch, die in der Bibliothek stehen. Die baltischen Sprachen und Isländisch konnte ich nicht überprüfen, da ich kein entsprechendes Wörterbuch fand. Zurück unter der Schreibtischlampe fiel mir ein, daß ich den Brief kopieren könnte, um ihn in aller Ruhe zu entschlüsseln. Da ich zu müde war, um zum Kopieren noch einmal in die Bibliothek zurückzukehren, und das Verschließen des Umschlages zudem eine Konzentration verlangt hätte, die aufzubringen ich mich nicht mehr in der Lage sah, beschloß ich, den Brief die Nacht über bei mir zu behalten. Am nächsten Morgen gönnte ich mir, der Schlaf hatte meine Aufregung etwas gemildert, einen Kaffee, bevor ich zum Kopieren in die Bibliothek gehen wollte. In der Küche traf ich ihn, wie er vor der Spüle stand und den Wasserkocher auffüllte. Er begrüßte mich mit jener feinsinnigen, freundlichen Höflichkeit, die ich von ihm gewohnt war, eine Höflichkeit, die eine Spur übertrieben wirkte und der Güte einen ironischen Unterton beigab. Da er nach einem kurzen Blick fortfuhr, Tee zu kochen, dürfte er meine Verwirrung, die ich ohnehin zu verbergen suchte, nicht bemerkt haben. Er stellte den Wasserkocher an, ich schüttete Wasser in die Kaffeekanne. Er sah nicht aus, als sei er eben erst ins Institut zurückgekehrt; weder wirkte er übernächtigt, noch trug er etwas anderes als einen seiner vornehmen dunklen Pullover, seine braune Kordhose und die Lederpantoffeln, dabei habe ich ihn, solange er noch drüben am Mittagessen teilnahm, das Haus niemals ohne Anzug und peinlich gepflegte Schuhe verlassen sehen. Er konnte also nicht von draußen gekommen sein. Ich fürchtete, er sei in den letzten Tagen gar nicht fortgewesen, er habe seine Wohnung nicht verlassen, mein gestriges Klopfen gehört, den Brief mit Absicht unter der Tür liegen lassen und bemerkt, wie er entfernt wurde. Wären er und ich nicht, wer wir sind, hätte ich ihn unter Verweis darauf, ihn seit Tagen nicht gesehen zu haben, gefragt, ob er verreist gewesen sei. Statt dessen wartete ich Kaffee kochend ab, bis er die Küche verließ, um einen Weg zu finden, mich aus der Bredouille zu befreien. Vor Fragen schwindelte

mein Kopf, Fragen nach dem Brief, nach der Person, die ihn geschrieben, ob sie jemanden beauftragt hatte, ihn zu bringen, oder selbst ins Institut geschlichen war, wo sie lebte, und warum sie den Herrn Professor nicht anredete, und zu allem Überfluß nun noch die Frage, wo er die letzten Tage gesteckt, ob er mich längst enttarnt hatte oder ich den Brief gefahrlos zurück unter die Tür schieben konnte. Ich merke, ich kann Ihnen das alles nicht erklären, ich kann Ihnen nicht begreiflich machen, was in mir vorging, was zwischen ihm und mir vorgefallen ist, ohne Ihnen alles zu sagen oder jedenfalls mehr, als ich zu sagen mir vorgenommen hatte, so unappetitlich Sie es finden werden. Andererseits ist es völlig gleich, was Sie oder jemand anders von ihm und mir denken, wie gesagt, ich muß mir das nur klarmachen; weder werde ich zurückkehren, noch halte ich es für möglich, daß der Herr Professor je zurückkehrt. Meine Pietät speist sich aus abgestandenen Reflexen. Die Neugierde also, die mich dazu verleitete, den Brief an mich zu nehmen, sie hatte einen konkreten Grund: Ein paar Abende zuvor war ich über den Flur gegangen und hatte ihn im Zimmer röcheln hören. Ich stellte mich vor seine Tür, um zu lauschen, vielleicht daß er Hilfe brauchte, einen Arzt. Ich will nicht so tun, als wäre die Fürsorge mein einziges Motiv und nicht auch Voyeurismus der billigen Sorte dabeigewesen, denn natürlich verstand ich sofort, daß hinter der Tür jemand mit etwas Profanerem als seinem Leben rang, aber sicher konnte ich mir nicht sein, insofern fühlte ich mich zur Spionage ausreichend legitimiert. Ich hörte die stimmhaft herausgepreßten Atemstöße, die, wenn die Situation und die Person eine andere gewesen wären, auf eine sportliche Betätigung hätten schließen lassen können, auf jemanden, der Klimmzüge macht oder Armdrücken, es klang jedenfalls weit entschiedener nach Anstrengung, als ich es aus eigener, bescheidener Erfahrung von der Lust kenne, so daß ich nach ein paar Minuten zweifelte, ob er wirklich masturbierte, und zu befürchteten anfing, der Herr Professor habe womöglich doch einen Herzanfall erlitten oder etwas in der Art. Aus wirklicher Sorge nun, preßte ich mein Ohr an die Tür, die im selben Augenblick von innen aufgerissen wurde. Vor mir stand der Herr Professor, der nur den blauen Kaschmirpullover aller Tage und Strümpfe trug, die Haare zerzaust, außer

Atem, Schweißperlen auf der Stirn, und doch in den Augen jene ruhige, etwas spöttische Ironie, die ich an ihm gewohnt war. Verzweifelt, um darauf zurückzukommen, verzweifelt wirkte er nicht, im Gegenteil. Ich muß auf sein Geschlecht gestarrt haben, das keine Spuren der Erregung, jedoch auffallend rötliche Streifen trug, denn er forderte mich lächelnd auf, genau hinzusehen, und zog eigens den Pullover über den Bauchnabel. Er habe nun schon so viel von seinem Schwanz erzählt, daß es nur billig wäre, ihn unter die Lupe zu nehmen, eine apathische Nudel, so verulkte er seinen Penis, um hinzuzufügen: von einer Tortellini zu sprechen träfe Form und Größe besser. Wirklich kehrte mein Blick zurück zu seinem Geschlecht, und ich mußte an das Begriffspaar Schrumpfung und Schrumpelung denken, die ich aus seinem Mund gehört hatte. Verzweifelt, um ein drittes und letztes Mal darauf zurückzukommen, verzweifelt war ich. Ich wollte ihn doch nicht so sehen, den Herrn Professor, jeden anderen, aber nicht ihn, den Angesehensten unter uns und Würdevollsten, den ich vom ersten Tag an bewundert, dem nahezusein mich vor den anderen mit Stolz erfüllt hatte. Ich wollte das nicht, es ekelte mich, am liebsten hätte ich mich übergeben wie er einst, so schoß es mir durch den Kopf, über seiner Geliebten, doch brachte ich es nur auf zwei Tränen, die mir in die Augen traten, als er seinen Penis in die Hand nahm und ihn mir wie ein schlechtes Stück Ware präsentierte, wie der Marktaufseher einen faulen Fisch. Ich wollte das nicht, ich nahm all meinen Mut zusammen und fragte ihn, was mit ihm sei, was mit ihm los sei, warum tun Sie das, fragte ich ihn und konnte es nicht näher benennen, ich konnte ihn nicht anherrschen, er solle sich vor sich selbst schämen, dennoch muß es wütend geklungen haben oder mindestens entsetzt. Ob ich noch nie einen Mann nackt gesehen hätte, fragte er zurück, ob das in unserer Kultur unüblich sei, das habe er zwar gelesen, könne er sich bei Menschen meines Standes jedoch nicht vorstellen, und schließlich sollte es mich interessieren, was auch meinen Körper erwartete, er wolle mich nicht belästigen oder mir zu nahe treten, er habe nur gedacht, es würde mich interessieren, unter naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten sozusagen, schließlich befänden wir uns in einem Institut für fortgeschrittene Studien, und dann begann er, an seinem Penis zu reiben, um dessen Unfähigkeit zur Erektion vorzuführen,

und seine Socken hatten die gleiche Farbe wie der Kaschmirpulli, den er mit der linken Hand noch immer über dem Bauchnabel hielt, und die Beine waren behaart, und die Haut hing schlaff an ihnen herab und begann bereits, sich hier und da zu falten, und er nahm meine Hand und führte sie an den Penis und schloß meine Hand um den Penis, der warm war, und ich entzog meine Hand nicht und schaute ihm in die Augen, in denen die ewig gleiche, gütige wie spöttische Ironie lag, und spürte die Schrumpfungen und Schrumpelungen, ich spürte sie und das Blut, das durch den Penis floß, ich spürte den Puls seines Penis, ich spürte dieses schlaffe Stück Fleisch, diesen faulen Fisch, und ich drückte fester, um zu sehen, ob er recht hatte, ob sich wirklich nichts an ihm regte, ob er nicht wenigstens den Schmerz spüre, und ich drückte, und ich begann zu reiben, aber nichts geschah, nur daß er, als ich noch fester drückte, plötzlich Aua rief, Aua, wie ein Mädchen oder ein Kind Aua ruft, und meine Hand beiseite schob, von der ich nicht wußte, wo ich sie hinstecken sollte, kam sie mir doch wie vergiftet vor, wie von Eiter befallen oder vom Gestank fauler Fische. Ich möge ihm verzeihen, sagte er, er habe mich nicht schockieren wollen, er habe mir doch schon alles erzählt und daher nicht erwartet, daß ich schockiert wäre, aber das glaubte ich ihm nicht, genauer gesagt: ich glaube es ihm jetzt nicht; ob ich es ihm in den Sekunden geglaubt habe, daran kann ich mich nicht erinnern. Wahrscheinlich habe ich es geglaubt. Jetzt glaube ich, er hatte es darauf angelegt, mich zu schockieren, er wollte von meinem Gesicht ablesen, wie sein Körper mich anwiderte, und zwar, aber das ist nur meine Deutung, die für Ihre Akte nicht weiter von Belang sein dürfte, und zwar um seinen eigenen Ekel bestätigt zu finden. Ich wandte mich um, ich wollte in mein Zimmer flüchten, aber er verfolgte mich mit seinen blauen Socken und dem Kaschmirpulli, er lief mir über den Flur mit einigem Abstand hinterher und erreichte meine Tür, eben als ich sie geöffnet hatte, er stand da und bat mich um Verzeihung und darum, ihn noch einen Augenblick zu ertragen, es sei nicht sein bester Tag heute und ich der einzige, der ihm näherstünde. Mit diesen fünf Worten – nicht mein bester Tag heute – hatte er zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, etwas über die gegenwärtige und nicht nur vergangene Lage seines Gemüts gesagt, das Ultimum der Wehklage, zu der er fähig oder bereit war, das mir anzeigte

und anzeigen sollte, daß ich ihn jetzt nicht allein stehenlassen konnte, ohne Hose im Flur, ohne Unterhose.

Selbstverständlich könnten wir reden, stammelte ich, ob wir in die Küche gehen sollten, um einen Tee zu trinken, ein Tee täte sicher gut, dann könnten wir über alles reden, endlich einmal über alles reden, worauf er nickte, sich umdrehte und in die Küche trottete, ohne in seiner Wohnung haltzumachen, ohne den Socken und dem Pulli eine Hose hinzuzufügen. In der Küche fragte ich ihn, ob er nicht etwas anziehen wolle, schließlich könne jederzeit jemand in die Küche treten, das wäre ihm sicher unangenehm, worauf er erstaunt an sich heruntersah. Diesmal glaubte und glaube ich ihm, daß er seine Blöße schon vergessen hatte, wie er kopfschüttelnd sagte, kopfschüttelnd und mit sarkastischem Grinsen, Verzeihung, selbstverständlich werde er in sein Zimmer gehen, um sie zu bedecken. Blöße, er benutzte dieses Wort, das gar nicht zu ihm paßte. Er ging in sein Zimmer und kehrte nicht zurück. Ich wartete, trank eine Tasse Tee und dann eine weitere, doch er blieb verschwunden, so daß ich schließlich aus Sorge, ihn verletzt zu haben, an seiner Tür klopfte. Als er sie öffnete, sah ich mit Erleichterung, daß er eine seiner Kordhosen trug und auch sonst wieder normal wirkte, die Haare gekämmt, die üblichen Pantoffeln. Ob ich ihm böse sei, wenn er doch auf den Tee verzichte und wir uns ein andermal unterhielten, fragte er. Natürlich nicht, antwortete ich, er möge bei mir klopfen, wann immer er sich zum Tee treffen wolle. Ich sei für ihn da. Am nächsten Morgen war es, daß ich vor seiner Tür den Brief liegen sah, den Umschlag, auf den eine Frau seinen Namen geschrieben hatte und den ich, ich weise noch einmal darauf hin, weder an diesem noch am nächsten noch am übernächsten Tag, sondern erst am vierten Abend anrührte, trotz meines dringlichen Interesses, das aus der aufwühlenden Beziehung zum Herrn Professor erwuchs und Ihnen inzwischen nicht mehr grundlos vorkommen dürfte, aber das sagte ich bereits. Am Morgen des fünften Tages tauchte er, den ich seit der Absage unseres Teetrinkens nicht mehr erblickt hatte, in der Küche auf und stürzte mich in besagte Verlegenheit, aus der mich zu befreien mir mehr als nur mißlang. Kopflos, wie ich war, eilte ich nämlich in mein Zimmer, steckte den Brief in einen neuen Umschlag, um ihn zurück vor seine Tür zu legen. Das

Vorhaben, den ursprünglichen Umschlag so zu verschließen, daß er meine Schnüffelei nicht bemerken konnte, ließ ich fallen, es hätte mir zu lang gedauert, und ich war zu nervös und wollte den Brief so schnell wie möglich wieder loswerden, zumal er mir ohnehin keine Erkenntnis beschert hatte. Noch am selben Tag fragte er mich beiläufig, ich saß beim Abendbrot, und er hatte sich zu mir gesetzt, in welcher Sprache der Brief abgefaßt sei, er habe es nicht über sich gebracht, ihn zu öffnen. Da ich keine Möglichkeit zur Ausflucht sah, wisperte ich schließlich, es sei mir baltisch oder vielleicht isländisch vorgekommen, nordisch. Es täte mir leid, ich wisse auch nicht, was in mich gefahren sei, den Brief an mich zu nehmen, es sei unverschämt von mir gewesen und unentschuldbar, fuhr ich ohne Stimme fort, doch er sagte nur, ich solle mir keine Gedanken machen, und blickte mir freundlich und zugleich unbeteiligt in die Augen. Bei dem Brief handele es sich um ein Ritual: Die Absenderin habe vor Jahren geschworen, jedes Jahr an dem Tag, an dem sie ihn kennenlernte, in einem Brief zu bekräftigen, daß sie ihn hasse, und zwar jedes Jahr in einer anderen Sprache, das sei bis heute ihre fixe Idee. So besessen sei sie davon, daß sie sogar der Post mißtraue und andere Wege finde, ihm den Brief jedes Jahr am gleichen Tag zu übermitteln, jedes Jahr um 9:15 Uhr, da sie ihn das erste Mal zu genau dieser Uhrzeit im Hörsaal getroffen hätte. Am liebsten würde sie ihm ihre Abscheu in allen Sprachen der Menschheit übermitteln, um sie ihm sämtlich zu verderben, ihm alle Wörter zu beschmutzen, damit er zu keiner Sprache mehr Zuflucht nehmen und am Tag der Auferstehung, wenn Gott der Richter ihn frage, nur stammeln könne wie einer, dem die Zunge herausgerissen ist. Daß er inzwischen so viele Sprachen beherrsche, habe seinen Grund auch im Verlangen, ihrem Fluch zu fliehen, jedes Jahr erlerne er mindestens eine neue. Wie viele Jahre das nun schon ginge, wollte ich wissen, aber er sagte nur: viele Sprachen schon. Er habe vor vier Tagen gewußt, daß der Brief vor der Tür liegen würde, daher habe er sich in der Wohnung eingesperrt und auch der Putzfrau nicht geöffnet, die ebenfalls annehmen mußte, er sei verreist. Er sei mir sogar dafür dankbar, daß der Brief nicht mehr dort lag, als er schließlich den Mut aufgebracht habe, vor die Tür zu treten. Zunächst habe er angenommen, die Putzfrau habe ihn, wie von ihm leise erhofft, ins

Sekretariat gebracht, aber als er heute morgen den Umschlag vor der Tür entdeckte und dieser dazu noch, entgegen ihres Rituals, unbeschriftet war, sei es leicht gewesen zu folgern, daß ich den Brief geöffnet hatte. Auf die Frage, ob ich den Brief holen solle, erwiderte er mit allmählich erkennbarer Trauer, er wisse ohnehin, was er enthalte, es gehe einzig darum, auf welche Sprache sie dieses Jahr verfallen sei, aber er wolle das gar nicht wissen, er habe beschlossen, es nicht mehr wissen zu wollen, es übersteige seine Kräfte, er könne und wolle das nicht mehr, er werde die Briefe einfach nicht mehr lesen, ein halbes Jahr dauere es, bis er sich von dem einen erholt habe, und das andere halbe Jahr vergehe damit, daß er sich vor dem nächsten fürchte, es müsse ein Ende haben, so könne man nicht leben, das sei doch kein Leben, warum täten die Menschen sich das an, statt sich in den Arm zu nehmen und zu schweigen. Fürchtet nichts, denn um euch zu prüfen, ist Er, Gott, gekommen, und damit Seine Furcht euch gegenwärtig sei, auf daß ihr nicht sündigt, sagte er dann ungewohnt feierlich, ich kann es wörtlich zitieren, weil ich inzwischen herausgefunden habe, daß es sich bei dem Satz um ein Bibelzitat handelt, Zweites Buch Mose, 20,20. Dann schwieg er eine Weile, und dann bat er mich, den Brief zu holen, und nahm den Brief, bedankte sich und verschwand in seiner Wohnung. Ich war schon in jenem Moment, da ich allein in der Küche zurückblieb, nicht sicher, ob wirklich alles stimmte, was er mir erzählt hatte. Nicht, daß ich glaubte oder glaube, er habe sich den Zorn der Unterzeichnerin nur ausgedacht, etwa um mich zu beeindrucken oder um sich aus meiner Verwirrung einen Spaß zu machen, ich hielt es für ausgeschlossen, daß es mit dem Brief nichts Besonderes auf sich hatte, dazu waren die Umstände und sein Verhalten in den vorangegangenen Tagen zu sonderbar, und ich glaubte ihm auch aufs Wort, daß ihn die Vorstellung, im Grabe keine Sprache mehr sprechen zu können, quälte, aber ich fragte mich, ob er nicht an der einen oder anderen Stelle phantasiert, die Erinnerung gewissermaßen inszeniert habe, vielleicht daß er selbst mittlerweile daran glaubte, vielleicht daß er etwas erfand, damit ich nicht anfing zu bohren. Vor allem zweifelte ich daran, daß die Beziehung zu der Unterzeichnerin so weit zurücklag, wie er behauptete; es schien mir mit Blick auf seinen vollständigen Rückzug von allem, was sein bisheriges Leben ausgemacht,

und des Verhaltens, das er mir gegenüber an den Tag gelegt hatte, beinah wahrscheinlicher, daß die Erschütterung noch verhältnismäßig jung war. Andererseits konnte es sein, daß die sexuellen Erfahrungen, die er erwähnt hatte, überhaupt nichts mit der Absenderin zu tun hatten, daß sie vielleicht erst die Folge oder der Grund des Zorns gewesen waren, den er in ihr erregt hatte. In diesem Fall hätte die Vermutung nahegelegen, daß es sich bei der Absenderin um seine Frau handelte, die er verlassen hatte. So etwas müßten Sie recherchieren können. Für wahrscheinlicher hielt ich es gleichwohl, daß alle Erinnerungen und auch der Brief im Zusammenhang mit ein und derselben Frau standen, mag es nun seine Frau gewesen sein oder jemand anders, und daß das Zerwürfnis sich in den Monaten oder allenfalls ein, zwei Jahren ereignet hatte, bevor er hierhin kam. Oder alles verhielt sich so, wie er es andeutete. Ich wußte es nicht und weiß es immer noch nicht; ich vermute nur, daß Sie es herausfinden müßten, wenn Sie erfahren wollen, was geschehen ist. Als ich ihn am nächsten Morgen in der Küche traf, merkte ich ihm keine Erregung mehr an. Wir unterhielten uns über ein religionswissenschaftliches Projekt, das im nächsten Jahr beginnen sollte und ihm nicht genau genug umrissen war, er sprach, wie so oft, über die Heiligkeit eines jeden einzelnen Buchstaben in der Schrift und seine Abneigung gegen die Zugeständnisse der Exegeten an die Zeit, die nur dadurch dem Fundamentalismus entkamen, daß sie den Religionen alle Relevanz für die Gesellschaft absprachen. Die Religionen, so sagte er, gehörten weggesperrt, sie richteten zuviel Unheil an, man müsse sie entweder schönreden, aber dann wären sie mit der Lüge befleckt, oder man müsse sie wegsperren und nur einzelnen Spinnern überlassen, Eingeweihten und Spinnern, das käme sich gleich, wer sich auf Gott wirklich einließe – und nicht bloß über ihn doziere –, verliere früher oder später den Verstand. Er vertrat den Standpunkt, daß alle Übersetzungen verboten gehörten, weil sie verfälschten und verharmlosten, und daß die Bibel jetzt schon kaum noch wiederzuerkennen sei, man müsse nur einmal den hebräischen Text des Buches Hiob studieren, dann würde man feststellen, wie die Übersetzer ein Wort, das eigentlich »Rächer« hieße, zum »Erlöser« umgedeutet hätten, nur damit es exegetisch pflegeleicht werde und noch dazu Jesus Christus

annonciere, er nannte natürlich das hebräische Wort, aber ich habe es nicht behalten, er trug zahlreiche Verse vor, in denen es vorkam, und wies im einzelnen nach, wie sich die Bedeutung von Übersetzung zu Übersetzung verschoben hatte, und dann fing er an, über die, wie er sagte, skandalöse Geschichte der Bibelredaktion zu zetern, wobei er sich am meisten ausgerechnet über die Evangelien empörte oder genau gesagt darüber, was sie aus dem Erlöser gemacht hätten und daß die Verderbnis im Christentum schon mit dem Pfingstwunder festgeschrieben worden sei, dem größten Schwindel in der Geschichte der Theologie, so sagte er, einer welthistorischen Dreistigkeit, angesichts derer man Gott schon beinahe verzeihen müsse, sich endgültig von den Menschen abgewandt zu haben, wozu habe er sie denn die Geschichte von Babel gelehrt, und nun richteten sich die Menschen im Verhängnis sogar ein. Ich kam nicht dazu, ihn nach dem Brief zu fragen, geschweige denn, daß ich darüber gesprochen hätte, wie er sich vor mir körperlich entblößt hatte, darüber hätte ich nicht einmal sprechen können, wenn er selbst die Rede darauf gebracht hätte, dabei hielten der Brief und seine Absenderin mich in Bann. Es ergab sich nicht, ihn danach zu fragen. Wahrscheinlich redete er eben deshalb so ausführlich über seine gängigen Themen, um meinen Fragen zuvorzukommen und darüber hinwegzutäuschen, daß unser Verhältnis nicht mehr das alte war. Er selbst merkte das und brach mitten im Satz ab. Am gleichen Abend klopfte er an meine Tür und fragte mich, ob ich es ihm mache, so nannte er das, so unpassend allein schon die Formulierung aus seinem Mund klang.

Ich wollte das nicht, ich lehnte es rundheraus ab, so daß er zu bitten anfing und dann zu betteln, dabei muß er gespürt haben, wie er mir mit jedem Satz mehr zuwider wurde, ich konnte meine Abscheu nicht verbergen, ich versuchte es nicht einmal, er solle mich in Ruhe lassen, sagte ich ihm und wandte mich ab, ich weigerte mich, ihn anzuschauen, er möge bitte gehen, flehte ich, aber er ließ nicht von mir ab, bot mir Geld und versprach mir, seine Kontakte für mich spielen zu lassen, er könne viel für mich tun, er habe Freunde in der Industrie und an anderen Instituten, die mich nach Ablauf unseres Jahres berufen würden, weltweit, und ständig wiederholte er, daß er so etwas noch nie getan habe und nicht schwul sei, daß er Männerkörper

ebenfalls abstoßend finde, aber darum gehe es doch hier nicht, es gehe um Hilfe, um Nächstenliebe oder, wenn nicht um Nächstenliebe, dann um etwas wie eine medizinische Behandlung, er führte sogar die Bibel an, um zu belegen, daß er unmöglich homosexuell sein könne, ja, inmitten seiner Bettelei, im Türrahmen stehend, da ich längst zurückgewichen war, zitierte er irgendwelche Verse aus dem Hebräischen oder was weiß ich welcher Sprache und übersetzte sie, wonach Gott die Sodomie verboten habe, Sodomie, so nannte er es, aber darum gehe es jetzt doch nicht, wiederholte er ein ums andere Mal und knöpfte seine Hose auf und zog sie zusammen mit der Unterhose, gelben Boxershorts mit weißen Punkten, unter die Knie, und die Haare wuchsen dicht auf seinen schmalen Schenkeln, an denen die Haut in Falten herabhing. Wieder nahm er seinen Penis in die flache Hand, das Becken schob er nach vorn, um ihn mir zu präsentieren, und er begann, über die Häßlichkeit des Penis zu sprechen, der mir sicher nicht gefalle, aber wenigstens mein Mitleid wecken müsse, er wies mich auf winzige Flecken dunkelbräunlicher Farbe hin, kaum größer als Sommersprossen, und darauf, daß der Rest der abgeschnittenen Vorhaut (warum er beschnitten war, habe ich mich erst hinterher gefragt, er war doch kein Jude, oder habe ich mich getäuscht?), dieser lecke Schwimmreifen, wie er es nannte, an einer Stelle wund war, wofür er den Ansatz der Vorhaut eigens umkrempelte, ja, er verfiel auf seine übliche Selbstironie, jene Sprachspiele, die mich oft amüsiert hatten, nun aber quälten, körperlich quälten, meine Eingeweide zusammenzogen, als er seinen Penis hoch und runter wippen ließ und von Hupfdohlen und Cancantänzerinnen sprach, die ihre ähnlich dürren, aber im Verhältnis ungleich längeren Beine schwingen. Ich beschwor ihn, endlich aufzuhören, und machte zugleich Anstalten, die Tür hinter ihm zu schließen, damit uns niemand ertappe, was er als Signal zu deuten schien, sich gänzlich auszuziehen. Die Hose zwischen den Knien, stakste er zwei Schritte nach vorn, und ich schloß die Tür hinter ihm, und er zog den Pullover und anschließend das weiße T-Shirt hinter mir aus und ließ beides auf den Teppichboden fallen, so daß ich nun einen älteren Mann im Zimmer hatte, bis unter die Knie entblößt, aber nicht davon abzubringen, über das Groteske der Situation und seines Äußeren zu sprechen, ohne davon abzulassen, von

mir angefaßt werden zu wollen, ich solle es ihm nur einmal machen, als Wette solle ich es betrachten, als Sport, wenn ich es schaffte, ihm einen runterzuholen, wie er es nannte, hätte ich gewonnen, nur ein einziges Mal, es sei praktisch nur ein Test, ein Experiment, ein Spiel. Ich tat es und hatte zu meiner eigenen Überraschung Erfolg, so daß es einen Flecken auf dem hellblauen Teppichboden gab, und von da an tat ich es jeden der folgenden Abende und manchmal vormittags und eigentlich immer auch nachmittags, mir war es lieber, es zu erledigen, als mich seinem Redeschwall auszusetzen, ganz richtig, Redeschwall, mag das Wort allem widersprechen, was Sie von den Kollegen über ihn gehört haben. Von der Zeit an redete er mir gegenüber ununterbrochen, wenn ich ihn nicht gerade berührte. Er nervte mich. Er jammerte. Er setzte mir so lange zu, bis ich es tat, so daß ich am zweiten oder dritten Tag dazu überging, es von selbst zu tun, einfach um Zeit zu sparen und weil ich ihn in gewisser Weise noch immer respektierte, weil ich keine Mittel fand, ihm den Dienst zu versagen. Er sagte immer, es sei nur ein Ersatz, er sei nicht schwul, aber er kenne nun einmal keine Frauen mehr, er habe keinen Zugang zu ihnen und sei nicht in der Lage, sie zu befriedigen, er schäme sich vor ihnen und ertrage es auch selbst nicht mehr, er müsse dann an so viel denken, er bekomme seinen Kopf nicht frei, aber mit mir sei das anders, da gehe es eben nur um den einen Punkt, um das Geschäft, das eigene Geschäft, so nannte er es, es sei nichts weiter als eine Erledigung. Auch mit dem Mund tat ich es und mit allem möglichen, er brachte einen Apparat mit, der wie ein Rasierapparat klang und wie eine Banane aussah, und damit mußte ich es tun und mit einer Creme und anderen Gegenständen, die ich hinten reindrückte. Ich zog mich auch selbst aus, weil er mich sehen wollte, aber anfassen durfte er mich nicht, das nicht, das war zu eklig, und das sagte ich ihm auch, daß mich alles andere schon über die Maßen ekelte, aber seine Berührung absolut ausgeschlossen sei. Zu meiner Erleichterung bestand er nicht darauf, er hatte es wohl eher als Zugeständnis gemeint, damit auch ich etwas davon habe, tatsächlich wollte er mich nur betrachten und meinen Körper beschreiben und vor allem meinen ebenfalls beschnittenen Penis, der das Gegenteil des seinen war, doppelt so dick und doppelt so lang, ich versagte mir den Hinweis nicht, und

meine Haare waren freundlicher als die seinen, nicht pechschwarz, und ergaben nicht so einen Strauch, und er wollte meinen Körper preisen und sich über den seinen lustig machen, er wollte sich mir in seiner physischen Widerwärtigkeit vorführen und jeden einzelnen Aspekt seiner Widerwärtigkeit und jeden einzelnen Aspekt meiner Überlegenheit bezeichnen. Ohnehin gab ich mir kaum Mühe, meine Abscheu zu verbergen, er legte es geradezu darauf an, aus mir zynische und verletzende Worte über ihn und das, was wir taten, zu locken, er bestätigte mich, bohrte nach und legte neue Belege seiner Widerwärtigkeit aus, damit ich sie aufgriffe und mich immer tiefer im Wald seiner Spinnereien verlief. Ich tat mit, ich respektierte ihn doch, ich wollte es nicht, ich wollte es in keiner Sekunde, aber es fiel mir schwer, ihm zu widersprechen, und Sie wissen doch inzwischen bestimmt, wie gut er reden konnte, wie geschickt er war in Debatten, wie er die Kollegen um den Finger wickeln konnte, nur um sie vorzuführen, ohne daß sie es merkten. Nicht viel anderes tat er mit mir, nur daß er, abgesehen von seinen eigenen Intentionen, mich mir selbst vorführte. Mit dem Mund vor allem war es unangenehm, zumal er darauf bestand, ihn bis zum Schluß dort unten zu behalten, und meine Haare packte, sobald ich den Kopf wegziehen wollte, und weil seine Berührung noch schrecklicher war, behielt ich den Mund, wo er war, und mußte an einen Schwimmreifen denken und das Meer, und ich versuchte, nur an das Meer zu denken und die Sonne und eine Luftmatratze auf dem Meer, auf der ich lag und die Sonne mit geschlossenen Augen sah, bis endlich das Zeug in meinen Gaumen schoß, und einmal habe ich ihn danach angespuckt mit diesem Zeug, und da hat er gelacht und gesagt, das sei wunderbar, und einmal habe ich es über seinem Bauch erbrochen, und da hat er geweint und war still. Ich schrieb Ihnen, glaube ich, daß ich seine Wohnung erst betreten habe, als er schon fort war. Das war nicht gelogen. Zu sich eingeladen hat er mich nie. Da ich selbst nicht erpicht darauf war, unseren Handlungen einen weiteren Ort zuzugestehen, hakte ich nicht nach, obgleich ich mir die Frage stellte, warum er mich nicht bei sich haben wollte, dort hätten wir schließlich mehr Platz gehabt, bei ihm ist es viel geräumiger, es gibt ein Zimmer mehr, und auch das Bad ist größer. Mein Schreibtisch dagegen steht Ecke an Ecke mit dem

Bett, und das Bad, das er jedesmal danach aufsuchte, um sich zu duschen, mein Bad war eine Besenkammer im Vergleich zu seinem. Mein Zimmer machte alles noch viel lächerlicher, er mußte sich neben den grünen Stuhl legen und fand seinen Kopf halb unter der Schreibtischplatte wieder, er hockte sich über das schmale Bett und mußte achtgeben, daß sein Kopf nicht gegen die Wand stieß, wenn ich ihm etwas hinten reinsteckte, aber er wollte immer nur hierhin kommen, vielleicht um die eigenen Räume rein zu halten von seinem Tun, vielleicht weil sein Tun zu meinem mickrigen Zimmer paßte, weil er mickrig sein wollte und sich selbst bestrafen oder leiden oder ich weiß nicht was. Zu dieser Zeit war ich längst dazu übergegangen, Entschuldigungen für seine Abwesenheit beim Essen und den Veranstaltungen zu konstruieren, das heißt, in Wirklichkeit konstruierten wir sie gemeinsam, oder ich führte aus, was er sich ausgedacht hatte, ich war zum Komplizen geworden. Was Sie über diese letzten Wochen gehört haben, müssen Sie also nicht glauben. Es war die einzige Möglichkeit, zu verhindern, daß man ihm lästig wurde oder ihn sogar aus seiner Klausur zwang, und ich mußte ihm helfen, er war zu einem Leben jenseits des Flurs nicht mehr imstande, er war auf mich angewiesen. Er brauchte mich. Ich hatte Mitleid mit ihm, wirklich, selbst wenn ich ihn beschimpfte, hatte ich Mitleid mit ihm. Er hatte es doch selbst darauf angelegt, daß ich mich vor ihm ekelte und ihn beleidigte; selbst wenn ich dazu in der Lage gewesen wäre, hätte ich meinen Widerwillen nicht verbergen dürfen. Er hätte das nicht gewollt. Nur deswegen tat er es, damit ich ihn verabscheute. Er wollte schuldig sein. Er war wie ein Büßer, und die Geißel, das war ich. Er brauchte mich doch. Wenn er mir immer neue Anlässe lieferte, ihn zu verabscheuen oder zu beschimpfen, kam es mir manchmal vor, als genieße er es zu leiden, als sei er glücklich über seine Schuld. Es hing bestimmt mit dieser Frau zusammen, der Absenderin des Briefes, den er mir übrigens doch noch vorgelesen hat, wenngleich ohne zu verraten, in welcher Sprache er verfaßt war, er trug ihn vor, sagte nur, es gebe noch viele andere Sprachen, faltete den Brief sorgfältig zusammen und steckte ihn in die Hosentasche. Vielleicht daß es etwas Religiöses war, diese Buße, ein selbsterfundenes Ritual, die Erfüllung eines Eides, wenn ich es wüßte. Ich möchte mich nicht

entschuldigen, aber er spornte mich regelrecht dazu an, ihn als pervers bloßzustellen, als alt und häßlich vorzuführen, ihn wie ein Haustier zu behandeln, wie eine Kuh, die eben täglich mehrfach gemolken werden muß. Er sagte es natürlich nicht, dennoch spürte ich, daß es ihm genau darauf ankam, und ich nahm meine Rolle an, ich gewöhnte mich an sie, so lästig es im einzelnen war. Und es war nicht nur lästig. Etwas war in mich gefahren, das mir – ich vermag nicht zu sagen: Lust bereitete, aber vielleicht etwas wie Neugierde oder sogar Spaß, ich widmete mich meiner Aufgabe mit der Sorgfalt meines Berufes, kitzelte Schwingungen seines Versagens heraus und ließ die Phantasie spielen, um seine Grenzen zu entdecken. Das Paradoxe war: Je wichtiger ich die Aufgabe nahm, desto unwichtiger mußte er mir werden. Er mußte sich zum Beispiel unter den Schreibtisch zwängen und ganze Abende auf meine Füße warten; die Tabellen für mein Kolloquium habe ich im wesentlichen vorbereitet, während er vor meinem Stuhl lag und um meine Zehen bettelte, und ab und zu berührte ich ihn, wie zufällig, und ab und zu legte ich meine Sohle auf ihn, und ab und zu ließ ich meine Ferse auf ihn fallen, mit aller Wucht, und ab und zu drückte ich die Ferse, als wollte ich eine Tortellini zertreten, seine kleingebogene, zu weich gekochte Tortellini, die nun plötzlich al dente geworden war, wie nicht er, sondern ich es nannte.

Ja, ich war es, der jetzt solche Wörter aussprach. Er hat mir auch seine Karten gegeben und Geld, alles, was er bei sich hatte oder von meinem Computer aus auftreiben konnte, und ich war vorsichtig genug, es nicht auf mein Konto überweisen zu lassen. Er nahm alles dankbar hin. Sogar als ich aufhörte, seine Tortellini hart zu kochen, begehrte er nicht auf. Er bat nur darum, sich selbst befriedigen zu dürfen. Ab und zu erlaubte ich es ihm, ab und zu nicht. Ab und zu gelang es ihm, meistens nicht. Seine Beschämung, die er durch zwanghaft wiederholte Entschuldigungen, weitschweifende Erklärungen und müde Scherze vergeblich zu lindern suchte, und mein Ekel, dem täglich mehr Gleichgültigkeit beigemischt war, blieben sich in beiden Fällen gleich. Wenn es ihm gelang, ging er sofort danach unter die Dusche; wenn nicht, dann bettelte er meistens eine Weile, ob ich ihm nicht doch helfen könne, dieses eine Mal noch, aber ich wandte mich immer nur

angewidert ab oder sagte, er solle sich zusammenreißen, sonst würde ich ihn vor die Tür setzen, und er dürfe nie wiederkommen. Das machte ihm angst, er beteuerte, mich zu brauchen und zu lieben, obwohl er nicht schwul sei, das verbiete Gott, er wiederholte das bis zum Schluß beinah täglich, daß sich die körperliche Liebe nur zwischen Mann und Frau ereignen dürfe, das mit uns sei hingegen etwas ganz anderes, ich sei wie ein Sohn für ihn, wie ein Sohn und Pfleger, ich dürfe ihn nicht aussperren, er brauche und achte mich als seinen Freund. Er selbst sagte ausdrücklich, daß er mich brauche, das war nicht nur mein Gefühl. Am liebsten wäre er den ganzen Tag bei mir geblieben. Manchmal ließ ich ihn ein, zwei Stunden vor meiner Tür warten, bis ich sie öffnete. Manchmal öffnete ich sie gar nicht. Manchmal forderte ich ihn zu Handlungen auf, die ihm unerträglich sein mußten, und wenn er sich weigerte, drohte ich, ihm die Tür nie wieder zu öffnen. Einzig als ich ihm befahl, es sich mit der Schrift zu machen, zeigte er Rückgrat und verließ mein Zimmer, doch schon am nächsten Morgen stand er, übernächtigt, vor meiner Tür, das Buch in der Hand, aus dem er mir oft vorgelesen hatte. So kam es auch zu jenem Auftritt im Kolloquium, ganz am Schluß. Ich berichtete ihm, daß es mir immer schwerer fiele, glaubhaft zu erklären, warum er sich vom Essen und allen Veranstaltungen zurückgezogen habe, er könne so nicht fortfahren, sagte ich ihm, er müsse etwas unternehmen, andernfalls könne jederzeit der Direktor auftauchen oder jemand anders aus der Verwaltung und ihn ausfragen, man sorge sich um ihn und würde bald anfangen, mir zu mißtrauen. Er schlug vor, den nächsten öffentlichen Vortrag am Institut zu besuchen, verspätet zu kommen und sofort im Anschluß zu verschwinden, damit die Gefahr, in ein Gespräch verwickelt zu werden, auf das möglichste reduziert sei. Soviel Mut hatte ich nicht erwartet, und so stimmte ich sofort erfreut zu. Drei Tage vor dem Vortrag verstieg ich mich zu der Anweisung, er solle sich vor allen Leuten von seinem Glauben lossagen. Ich bin so wenig religiös, daß es nicht einmal zum Atheismus reicht, sein Glaube war mir unwichtig, darum ging es nicht, es ging nur darum, daß sie ihm wichtig war, seine Religion und alle Religionen, wichtiger noch als der Körper, zu dessen bescheidenster Lust er sich erniedrigte. Wieder weigerte er sich und gelobte, mein Zimmer nie wieder

zu betreten, doch schon am nächsten Morgen kehrte er vor meine Tür zurück und sagte, unter gewissen Bedingungen sei er zum Frevel womöglich bereit, worauf er vergeblich um die Formulierungen zu feilschen begann. Er wollte es bei allegorischen Andeutungen belassen oder sein Bekenntnis wider Gott in Ironie kleiden, er schlug vor, statt der Abendveranstaltung unser internes Kolloquium zu besuchen, doch beharrte ich auf der Öffentlichkeit mit Prominenz, Presse und auswärtigen Kollegen, darauf, daß er seinem Glauben mehr als nur entsagen, daß er sich lustig machen solle über Gott und die Religionen, alle Religionen, nicht nur die eigene. Ich verlangte von ihm ein Loblied auf das biologische Weltbild, in dem etwas anderes als die Materie keinen Platz haben durfte. Er versuchte, mich von meinem Verlangen abzubringen, und erklärte, wie abwegig es sei, Gott im Rahmen unserer öffentlichen Abendveranstaltung zu entsagen, doch ich überließ es ihm, den Auftritt einzufädeln, und wies darauf hin, daß es nur zu seinem Nutzen sei, wenn er den Anschein einer Glaubenskrise erwecke, da sie seinen Rückzug plausibel mache. Falls er seine Aufgabe nicht zu meiner Zufriedenheit erfülle, würde ich ihn sich selbst überlassen, und nicht nur das: Ich würde ihn vor dem gesamten Institut bloßstellen, die Videos, die ich von ihm gemacht hatte, würde ich in Umlauf bringen, ich würde ihn als perversen Schwulen, als geilen Sack vorführen, der mit Geld und Versprechungen versucht habe, mich zu ficken. Weiß Gott, aus welchen Ecken meines Bewußtseins diese Ausdrücke auf meine Zunge gesprungen waren, ganz zu schweigen von der kriminellen Energie, die mir Drachenflügel verlieh. Am Morgen des Vortages unternahm er einen neuen Anlauf, mich umzustimmen, diesmal schimpfte er, ich hätte ihn ausgebeutet und bestohlen, er lehnte sich gegen mich auf, ohne darauf zu bestehen. Den restlichen Tag verbrachte er nackt am Boden meines Zimmers und machte sich Notizen, von Zeit zu Zeit unterbrochen von Sekunden des Glücks, das ihm meine Füße bescherten. Am Tag der Veranstaltung begegnete er mir erst, als er einige Minuten verspätet den Raum durch die hintere Tür betrat und sich auf den nächstliegenden freien Stuhl setzte. Ich selbst hatte mir frühzeitig einen Platz am großen Tisch gesichert, was sich nun als unklug erwies, da ich weit entfernt von ihm saß. Ich war bereits nervös geworden,

ich hatte befürchtet, er käme doch nicht mehr, und zugleich hatte ich es beinah gehofft, gehofft, daß es nur ein Alptraum war. Als er kam, schien ich tatsächlich, wenngleich den Schrecken noch auf der Zunge, im realen Leben aufgewacht zu sein, er sah elegant aus, wie er früher immer ausgesehen hatte, wenn er an die Öffentlichkeit trat, und sei es bloß die Öffentlichkeit unseres Instituts, tadelloser anthrazitfarbener Anzug, auffallend modisch geschnitten für sein Alter und seinen Status, dezente Krawatte, blitzbank gewachste Schuhe, aber das wissen Sie vermutlich längst. Natürlich erregte sein Auftritt Aufsehen. Ihn wiederzutreffen war Überraschung genug, aber daß er völlig unverändert wirkte und ausgerechnet jene freundliche Zurückhaltung, jene beinah ironische Heiterkeit ausstrahlte, die wir von ihm kannten, daß er ein exaktes Bild seiner selbst abgab, damit hatte nach so vielen Wochen und Spekulationen niemand gerechnet, am wenigsten ich selbst. Ich registrierte jede seiner Regungen, beobachtete, wie er den Kollegen dankbar zulächelte, die sich nach ihm umdrehten und ihn durch ein Kopfnicken begrüßten, ich erkannte jene angedeutete Verbeugung wieder, auch sie lächelnd ausgeführt, die zugleich Demut und Stolz des Hochgewachsenen ausdrückte – mißdeute nicht unseren gebogenen Rücken, der Bogen könnte auf dich zielen, hatte er mir einmal den Vers eines iranischen Mystikers zitiert, er zitierte ihn auf persisch, versteht sich, aber so ungefähr lautete die Übersetzung; es war, als wäre er auf Vortragsreise gewesen, einem längeren Studienaufenthalt, als hätte es die Reise mit mir nicht gegeben. Während des Vortrages gab ich ihm Zeichen, er solle nicht tun, was wir vereinbart hatten. Ich blickte ihn an und schüttelte unauffällig den Kopf, sobald ich hoffen durfte, von ihm gesehen zu werden. Drei-, viermal winkte ich sogar abwehrend mit der Hand, die im Schoß lag, jedoch beachtete er mich nicht oder wollte mich nicht beobachten. Immerhin war ich überzeugt, er würde es nicht tun. Er wirkte zu entspannt und zufrieden, als daß ich befürchten mußte, er könne noch wie besprochen aus der Haut fahren. Auch weil er den ganzen Tag über nicht bei mir geklopft hatte, nahm ich an, er habe sich von mir und seinen fixen Ideen befreit. Einerseits war ich froh, daß er zur Vernunft gekommen schien, andererseits aber auch ein wenig enttäuscht, ich gebe es zu, aber mehr als alles andere machte ich mir

Sorgen, er würde mich nun entweder selbst zur Rechenschaft ziehen oder womöglich denunzieren. Vor allem deshalb schickte ich ihm die Zeichen: Ich wollte seinen Entschluß vorwegnehmen, so tun, als bereute ich selbst, wozu ich ihn zu zwingen versucht hatte, als wäre es mir, nicht ihm zuviel geworden, oder wenigstens, als seien wir zur selben Zeit zur Vernunft gekommen. Die Angst vor seinem Zorn, ja seiner Rache stand im Vordergrund, aber die Enttäuschung und Erleichterung, deren Gleichzeitigkeit ich hervorgehoben habe, verschwanden deswegen nicht, Enttäuschung, weil er mir nicht länger zu gehorchen schien, Erleichterung, weil ich mir der Boshaftigkeit meines Verhaltens vollständig bewußt, weil es mir quälend peinlich war, weil ich mir wahrhaft wünschte, es zu beenden, es ungeschehen zu machen, ohne an einer Fortsetzung zu zweifeln, sofern sich eine Möglichkeit ergeben hätte. Verstehen Sie, ich war schwach, ich, der ihn beherrschte, war die ganze Zeit der Schwächere gewesen. Indem er mich nicht beachtete, schien er seine wiedergewonnene Unabhängigkeit zu demonstrieren. Um so unvorbereiteter traf es mich, als er nach dem Vortrag aufstand, um zu tun, was ich ihm aufgetragen hatte. Er war äußerlich ruhig, das werden Ihnen alle berichtet haben, aber an seinem Blick sah ich, daß er so wild war wie … ich glaube, wenn jemand eingeschritten wäre, der Herr Professor hätte ihn mit seiner mächtigen Faust niedergeschlagen. Und zugleich war er kühl wie ein Billardspieler. Wie er zum Beispiel zu dem Photographen schritt, wie er ihm durch ein einziges Nicken die Scheu nahm, die Kamera zu benutzen, das war von langer Hand geplant, da war nichts spontan. Sie werden es absurd finden oder schäbig, aber wissen Sie, was mich am meisten erstaunte? Daß er so schnell gekommen ist. Normalerweise dauerte es Ewigkeiten, wenn es ihm überhaupt gelang, aber diesmal: Er hatte ja kaum die Hose runtergezogen, schon hielt er das aufgeschlagene Buch mit dem Flecken in die Höhe und rief – ich glaube, der Wortlaut ist sehr wichtig für Sie, und ich habe ihn wohl als einziger fast vollständig behalten, deshalb wiederhole ich ihn –, daß es umsonst sei, Gott zu dienen, und nichts nütze, sein Gebot zu halten und in Buße einherzugehen vor dem Herrn Zebaoth, und daß Gott die Verächter preise, da die Gottlosen gediehen, und die Gott versuchten, sie blieben bewahrt, und er sprach, daß

wir die Gottesfürchtigen zertreten, sie zu Staub unter unseren Füßen machen sollten, und er sprach, daß Gott versprochen habe, den Propheten Elia zu senden, ehe der große und schreckliche Tag des Herrn komme, und daß der Prophet das Herz der Väter bekehre zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern, aber der Herr, so sprach er, der Herr habe sein Versprechen gebrochen, nicht der Prophet, sondern er, Gott selbst sei gekommen und habe das Erdreich mit dem Bann geschlagen, und ich weiß nicht, woher er diese Flüche nahm, über die sich alle wunderten und einzelne Kollegen empörten, aber die haben auch nichts begriffen, nichts, diese Fäkaliensprache, mit der er Gott bedachte, Gott selbst sei gekommen, er habe die Menschen in den Arsch gefickt, das waren Ausdrücke, ich könnte es beschwören, die er nie zuvor in den Mund genommen hatte, ganz anders als seine schlüpfrigen Sottisen, ich kannte viele von den Ausdrücken gar nicht, einzelne Wörter, Verben vor allem, hörten sich ganz anders an, altertümlich, ganz anders, als ich es kannte, und am Schluß sagte er noch zwei oder drei Sätze, es muß Hebräisch gewesen sein, nehme ich an, zumindest meinte ich den Klang wiederzuerkennen von den Zitaten, die er mir aus der Bibel vortrug, Arabisch war es keinesfalls, womöglich Aramäisch oder Syrisch oder etwas in der Art, ich kenne mich doch da nicht aus, ich weiß nur, daß er es genau so geplant hatte, daß kein Wort spontan war: Wie er sich das Buch unter die Achsel steckte, die Hose hochzog und gemächlich und würdevoll, den Kollegen freundlich zunickend den Saal verließ, das war viel zu perfekt, um nicht geplant gewesen zu sein; die Brüche, mit denen er uns verblüffte, dieses Umschalten etwa vom Zorn seiner Predigt in seine heitere Ironie, das war eine Inszenierung, ich sage es Ihnen, das geschah nie und nimmer im Rausch, mögen die anderen Ihnen erzählt haben, was sie wollen. Einzig daß es so schnell ging, konnte er nicht vorausgesehen haben, alles andere hatte er sich bis in jede Handbewegung ausgedacht, ich bin mir sicher. Und ich kann Ihnen auch den Grund sagen: Weil er mir imponieren, weil er zurückkehren wollte zwischen meine Finger. Nichts anderes zählte mehr für ihn.

Vor die Wahl gestellt, hatte er den allmächtigen Gott zugunsten der letzten Regungen aufgegeben, die er aus seinem Körper noch auszuwringen vermochte. Ich war sein Gott. Ich war der Schwache, und ich war sein Gott.

Ich war das Opfer, und ich war Gott. Bevor die Kollegen mich befragen konnten, zog mich der Direktor aus dem Saal und fragte mich nach einer Erklärung, aber ich zuckte mit den Schultern und antwortete ehrlich, nicht weniger ratlos zu sein als die übrigen Kollegen. Der Direktor sagte, er würde sich gern später ausführlicher mit mir unterhalten, und bat mich fürs erste, beim Herrn Professor vorsichtig zu klopfen, vielleicht daß er mit mir spräche. Der Direktor kehrte zurück in den Saal, ich dagegen lief in mein Zimmer, froh, den Fragen der Kollegen entkommen zu sein. Vor der Tür erwartete mich der Herr Professor. Ohne miteinander ein Wort zu wechseln, gingen wir hinein, damit er sich auszog. Es ging dann noch zwei, drei Tage so weiter, ohne daß er mein Zimmer verließ, ich muß Ihnen das nicht im Detail erzählen. Wir sprachen so gut wie nichts, nicht einmal zu einem einzigen Scherz hob er an. Zwischendurch ging ich hinüber, um den Direktor und die anderen zu beruhigen, ein bißchen Zeit herauszuschinden, nach der Post und Büchern zu schauen, die ich bestellt hatte, das normale Leben eben am Institut. Wir wären sicher aufgeflogen, wenn es nicht so bald schon zu Ende gewesen wäre. Ich konnte anstellen, was ich wollte, ich konnte seinen Körper mit Schlägen, Fingernägeln und Feuer malträtieren, er zuckte nicht einmal mehr, er war wie tot. Ich schmiß ihn nachts aus dem Zimmer wie einen stinkenden Müllsack, mein Gesicht halb abgewandt, die Nase gerümpft. Er blieb vor meiner Tür stehen oder sitzen, er klopfte und schlug mit den Fäusten dagegen, schob Zettel unter den Türschlitz, in denen er mir weiß Gott was versprach, selbst Geld legte er bei, große Scheine, obwohl er doch beteuert hatte, mir seinen Besitz längst ausgehändigt zu haben. Natürlich ist das billig, aber mein Gott, was nimmt man nicht alles, wenn es geschenkt ist. Er war ja froh, mir seinen Besitz übergeben zu dürfen, das hatte er stets beteuert. Als ich am nächsten Morgen in die Küche gehen wollte, lag er noch immer da, so daß ich ihm zwei, drei Tritte versetzen mußte, um überhaupt durchzukommen. Er machte Anstalten, mir zu folgen, aber ich befahl ihm, in seine Wohnung zu gehen. Das war auch schon das letzte Mal, daß er mich besucht hat. Wissen Sie, er war wie ein Kind, wie ein Kind war er, er tat alles, was ich von ihm verlangte, er verhandelte und bettelte, aber wenn ich ihm etwas befahl, dann gehorchte er, ohne zu

murren. Ich hätte ihm auch schon am Abend, als ich ihn vor die Tür gesetzt hatte, befehlen können, in seine Wohnung zu gehen, aber mir behagte es, ihn vor meiner Tür zu behalten, ein letzter, wenngleich geringer Kitzel oder auch nur, um es auslaufen zu lassen, um nicht zu bremsen, wo der Tank ohnehin leer war. Es war zärtlich gemeint. Ich hätte noch weitere Dinge mit ihm angestellt, nur fiel mir nichts mehr ein, so banal das klingt. Mir ging die Phantasie aus. Deshalb sperrte ich ihn erst einmal in seiner Wohnung ein. Es geschah aus Verlegenheit, ich brauchte Zeit zum Überlegen und wollte gleichzeitig, ich gestehe es, die Gewähr haben, daß er mich nicht verließ. Den Schlüssel hatte ich ihm schon zuvor vorsorglich abgenommen, und so schloß ich kurzerhand seine Tür von außen zu. Es könnte gut sein, daß er es gar nicht bemerkt hat, in dem Zustand, in dem er sich befand. Am nächsten Tag betrat ich zum ersten Mal seine Wohnung. Ich hatte ihn fahl und ausgehungert, ja verwahrlost erwartet, statt dessen war er, wie er immer gewesen war, die Haare sauber gescheitelt und hinter die Ohren gekämmt, das Gesicht rasiert, den üblichen Pullover, schlicht zwar, aber vornehm, ungewohnt lediglich, daß er eine Sonnenbrille trug. Ich hatte Ihnen geschrieben, daß ich seine Wohnung ein einziges Mal betreten habe. Tatsächlich waren es zweimal, an diesem und dem darauffolgenden Tag. Bei diesem ersten Mal saß er hinterm Schreibtisch, ernst, aber nicht bedrückt, geduldig, spöttisch vielleicht. Ich war mir nicht sicher, ob er auf mich gewartet hatte oder meine Gegenwart ihm gleichgültig war. Erst als ich mich vor ihm aufstellte, bemerkte ich, daß er den Kopf nicht bewegte und sein Blick mich nicht verfolgte, ich merkte es, weil er konstant an mir vorbeischaute, wiewohl es möglich war, daß seine Pupillen mir unter der Brille unbemerkt gefolgt wären. Ich wünschte mir, er würde etwas sagen, ich fühlte mich unter Druck gesetzt, schließlich war ich in seine Wohnung eingedrungen, ich mußte etwas von ihm wollen, ich mußte den Anfang machen. Von meiner Macht war nichts übrig. Weil mir hartnäckig nichts anderes einfiel, fragte ich, wie es ihm gehe. Er senkte den Kopf seitlich zur Andeutung eines Nickens und lächelte, halb freundlich, halb ironisch, vielleicht auch nur unbeteiligt. Da brach es aus mir heraus, daß wir aufhören sollten und es mir leid täte und all so etwas, es war, wie wenn das Licht

angegangen wäre im Zimmer, ich sah ihn und mich und fand es so gräßlich, wie jeder andere es von Anfang an gefunden hätte, aber hatte das Gefühl, ich könne es ungeschehen machen, indem ich dagegen anredete, ich dürfe nur nicht aufhören zu reden, wie wenn ich die bösen Geister hätte vertreiben wollen, redete ich auf ihn ein, bat ihn um Verzeihung und versuchte ihm zu erklären, warum ich nicht früher verstanden hätte, ich sagte ihm, ich hätte mich wie ein kleiner Junge verhalten, dem etwas Verbotenes in die Hand fällt, es sei bloße Neugierde gewesen, oder nicht Neugierde, einfach nur Unwissenheit oder Unsicherheit, oder nicht Unsicherheit, einfach nur, weil er es von mir verlangt und niemand mir abgeraten, niemand mir gesagt hätte, daß man so etwas nicht tun dürfe, daß man einen nicht so behandeln, daß es verboten sei, ich wußte es doch auch nicht, ich sagte einfach irgend etwas, um die Geister zu vertreiben, ich durfte alles, nur nicht aufhören, bis er mich endlich mit einem Wort erlösen würde, einer bloßen Andeutung, mir zu vergeben, und wenn nicht gleich, dann später, und wenn nicht er, dann sein Gott, aber der Herr Professor schwieg, er antwortete nicht, auf was immer ich ihn fragte, bis ich ihn schließlich fragte, warum er die Brille trage. Er hob an, etwas zu sagen, aber brachte nur ein Lallen hervor oder nicht einmal ein Lallen, nur ein Stöhnen, er stöhnte, ich verstand kein Wort, dabei wollte er mir etwas sagen, aber ich verstand es nicht, bis er nach der Schere griff, die auf dem Tisch lag, und den Mund aufriß und die Brille abnahm. Ich griff zum Hörer, um den Direktor zu alarmieren, einen Arzt zu rufen, überhaupt etwas zu tun, aber er winkte mich zu sich und gab mir zu verstehen, ich solle warten, er selbst werde später zum Direktor gehen. In dem Augenblick hätte ich alles getan, was er von mir verlangte, und so fing ich an zu beten, als er es von mir verlangte, indem er meine Hände faltete und seine flachen Hände zum Himmel hin anhob. In der Nacht ist er verschwunden. Ich vermute, jemand hat ihn abgeholt, sonst hätte er kaum den Weg gefunden; zumindest hätte er Geräusche verursacht, so daß ich, der ich nicht schlief, etwas gemerkt hätte und vielleicht sogar die Kollegen aus den unteren Stockwerken aufgewacht wären. Warum mir sein Verschwinden auffiel, habe ich Ihnen, glaube ich, bereits geschildert. Nichts in seinen Zimmern deutete auf eine Beschäftigung hin, das überraschte mich beinah am meisten, keine

Bücher, keine Zettel, Mappen oder Aktenordner, dabei schaute ich mich ausführlich um, ja, ich durchsuchte seine Zimmer regelrecht, so neugierig war ich, so sehr wünschte ich mir, er hätte mir einen Brief hinterlassen, eine Botschaft. Da war nur der Brief jener Frau, den er mir eigens auf den Schreibtisch gelegt zu haben schien. Ich habe ihn daher ebenso eingesteckt wie den Zettel, den ich unter dem Kissen fand. Ich weiß nicht, ob er ihn mit Absicht zurückgelassen oder einfach vergessen hat. Immerhin ist es ein islamisches Zitat, vielleicht daß er mir Furcht einflößen wollte, das würde zu ihm passen. Dabei habe ich doch gar nicht geglaubt. *Der Prophet, Friede sei mit ihm, sagte: »Der von den Leuten des Feuers, welcher die leichteste Strafe haben wird, wird zwei Sandalen aus Feuer tragen, daß ihm die Gehirne kochen wie ein Kessel kocht. Seine Nachbarn werden ihn so hören. Seine Zähne sind glühende Kohlen, seine Lippen sind glühende Kohlen, und aus den Gedärmen und von den Füßen lodern Flammen in die Höhe. Er sieht sich selbst, als habe er die schlimmste Strafe von den Leuten des Feuers, dabei ist seine die leichteste Strafe unter den Leuten des Feuers.« Asim sagte, daß die Leute des Feuers Malik anrufen, den Engel der Hölle, und Malik wird ihnen vierzig Jahre nicht antworten. Dann wird er antworten und sagen: »Ihr werdet gewiß verweilen« (43,77), was heißt, Ihr bleibt hier für immer! Dann werden sie rufen: »Unser Herr, führe uns heraus. ›Wenn wir zurückkehren, sollen wir wahrhaftig Frevler sein.‹« (23,107) Er wird ihnen nicht antworten für eine Zeit, die so lange dauert wie die Dauer der Welt und noch einmal so lang. Dann wird Er antworten mit diesen Worten: »Schert euch fort, und sprecht nicht mit Mir!« (23,108). Der Prophet, Friede sei mit ihm, sagte: »Bei Gott, diese Leute werden hernach nicht mehr ein Wort sprechen. Hernach wird es nur Seufzen geben und Wehklagen im Feuer, und ihre Rufe werden den Rufen der Esel gleichen. Sie beginnen mit einem Seufzer und enden mit einem Stöhnen.« Und Gabriel, Friede sei mit ihm, sagte: »Bei Ihm, der dich als Prophet mit der Wahrheit gesandt hat, hätte ein Loch die Größe einer Nadelöhre, die nach Osten geöffnet ist, noch die Leute des Westens würden verbrennen von der Hitze ihres Feuers.«* Daß ich keine Abdrücke hinterließ, das werden Sie verstehen, ich mußte angesichts des Schlamassels im Bad befürchten, in die Sache hineingezogen zu werden. Am nächsten Tag zeigte

ich mich so besorgt wie ratlos und beteiligte mich an den Spekulationen, wie es von mir erwartet wurde. Merkwürdigerweise hatten alle Verständnis, als ich wenig später meine Absicht äußerte, das Institut vorzeitig zu verlassen, sie nahmen mir als seinem Wohnungsnachbarn und Vertrauten den Schock wie selbstverständlich ab. Aber darum ging es natürlich nicht. Ich werde Sie es wissen lassen, sobald ich ihn gefunden habe, Sie werden uns dann ohnehin nicht mehr finden.

Kurzmitteilung

Im Gedenken an Claudia Fenner
(1964–2005)

1

Von Maike Anfangs Tod erfuhr ich durch eine SMS: *Tut mir leid, es dir so zu sagen, kann jetzt aber nicht anders. Meine kollegin maike anfang ist gestorben, die mit uns noch whisky trinken war. Einfach so. Ich weiß gar nichts mehr. Liebe grüße, korinna.* Als mich die Nachricht erreichte, saß ich in einem Restaurant am Kieselstrand von Cadaqués, einem Ort im Norden der spanischen Costa Brava, kurz vor der Grenze zu Frankreich. Picasso hatte hier einmal ein Haus, in der Nähe auch Dalí, und etwas von ihrer Aura durchflutet noch immer die steinbepflasterten Gassen, die sich schmal und schmäler, kreuz und quer die zwei gegenüberliegenden Hügel hochziehen. Sorgsam konservieren die Einwohner, die meisten zugezogen, das Bild eines Künstlerdorfes am Mittelmeer: mit weißgetünchten, aber geziemend abgeblätterten Mauern und grünen oder blauen Fensterläden, mit prall bestückten Blumenkästen und malerischen Läden für Kunsthandwerk, Delikatessen und Wein, mit Restaurants, die ihre Küche täglich neu auf Kreidetafeln erfinden, und Ateliers, in denen barhäuptige Maler bei weit geöffneten Fenstern ebenso weit geschwungene Striche auf der Leinwand ziehen. Ich selbst bin der Aura erlegen, daß es mich immer wieder nach Cadaqués zurückzieht, mag es auch kaum mehr sein als ein Disneyland für Individualisten. Dem Display zufolge war es der 10. Juli 2005, 18:32 Uhr. Ein blonder Junge von drei, vier Jahren radelte mit Stützrädern an meinem Tisch vorbei, Hemd, Hose und Schuhe aus naturbelassenem Leinen. Die blonden, welligen Haare fielen ihm bis auf die Schultern. Ein bunt geflochtenes Haarband hielt sie an der Stirn zusammen. Die Eltern müssen Künstler sein, Künstler oder jedenfalls Kreative, dachte ich und stellte mir die Frage, ob mein Kind auch so extravagant durch Cadaqués radeln würde. Während ich

mich nach den Eltern umschaute, drückte ich mit dem linken Daumen auf den grünen Knopf des Telefons, so daß sich Korinnas Nummer von selbst wählte. Schon beim ersten Freizeichen wußte ich, daß sie sich nicht melden würde. Die SMS hatte sie mir geschickt, eben weil sie nicht mit mir sprechen wollte oder konnte, sich jedoch verpflichtet fühlte, mir die Nachricht von Maikes Tod zu überbringen, so wie jemand anders die Nachricht ihr überbracht hatte. Warum mir? fragte ich mich. Ich kannte Maike Anfang kaum. Ahnte Korinna etwas von der Nähe, die zu erkunden Maike Anfang und ich keine Gelegenheit mehr hatten? Fühlte sie selbst sich mir so nah, daß sie mich an ihrem Schock teilhaben ließ? Oder war es der Grundstock an Professionalität, den sie sich noch angesichts des Todes bewahrte? Einige Wochen zuvor, genau gesagt, am 17. Juni 2005, hatte ich Maike Anfang bei einer Präsentation kennengelernt. Ich hatte den Auftrag bekommen, die Abschiedsfeier für den Vorstandsvorsitzenden der Deutschland-Vertretung von Ford zu gestalten. Das ist mein Beruf: Ich bin zuständig für außergewöhnliche Veranstaltungen, zuständig dafür, daß sie außergewöhnlich werden – Festivals, Events für die Belegschaft großer Firmen, Benefizgalas, Opernbälle, festliche Tombolas, private Feiern sehr reicher Leute, Preisverleihungen, das kulturelle Rahmenprogramm von Messen, Sportveranstaltungen, Parteitagen. Ich berate Unterhaltungsredaktionen des Fernsehens sowie Künstler, Artisten und Entertainer aller Art, vor allem weltweit bekannte Zauberer. Für Festspiele in der Provinz, große Bühnen und Opernhäuser entwickele ich Programmprofile, die überregionale Aufmerksamkeit garantieren, ohne das lokale Publikum zu vergraulen. Ich bin bekannt für mein Gespür, Menschen für die Kultur zu gewinnen, auch und gerade indem ich ihren Horizont erweitere. Meiner Erfahrung nach wollen die Zuschauer keineswegs nur das Gewohnte, Bewährte sehen – aber man muß sie mitnehmen, anstiften, herausfordern, will man sie zu etwas Neuem führen, etwas Unbequemem oder gar Schmerzhaftem. Man darf sie nicht allein lassen. Ich glaube fest daran, daß der Spagat zwischen Publikumstauglichkeit und Avantgarde möglich ist – man muß ihn nur wagen und wollen. Das Kulturprogramm der Fußballweltmeisterschaft 2006 zu betreuen wäre mein Lebenstraum gewesen,

nur hatte sich das Organisationskomitee von vornherein auf André Heller festgelegt. Ansonsten bin ich gut genug im Geschäft, um mehrere Monate im Jahr in Cadaqués zu verbringen. Fast schon außerhalb des Orts habe ich vor drei Jahren eine Wohnung an der Küste gekauft, 120 qm, Terrasse, technisch mit allem ausgerüstet, was ich brauche, Ruhe. Und wenn ich nach Hause muß, bin ich dank des TGV schnell in Köln, elf Stunden ab Portbou, dem Grenzort, in dem Walter Benjamin sich umgebracht hat; zweimal umsteigen, in Montpellier und Paris. In der Regel ist der Zug die bessere Option als zu fliegen, weil ich die Fahrt zum Arbeiten oder Lesen nutzen kann. Wenn Zeit ist, mache ich halt in Lyon, Paris oder Brüssel, um Freunde zu besuchen oder Ausstellungen. Um flexibel zu bleiben, müßte ich sonst immer Businessclass fliegen; das wäre auf Dauer zu teuer. Noch bin ich nicht soweit, daß ich nicht mehr rechne. Es reicht für die erste Klasse des TGV ohne Vorausbuchung. Klar, oft werde ich zu Terminen eingeflogen, dann muß ich mir um die Kosten keine Gedanken machen. Manchmal besuchen mich die Auftraggeber in Cadaqués. Sie fliegen nach Gerona, Perpignan oder Barcelona und leihen sich einen Wagen. So war es auch mit Korinna, die bei Ford die Abteilung Kommunikation und Öffentlichkeit leitet und damit beauftragt worden war, eine Überraschungsfeier für den Vorstandsvorsitzenden Patrick Boger zu organisieren, der in die Vereinigten Staaten zurückkehren würde, ein abendfüllendes Programm an öffentlichem Ort, hochkarätig besetzt, zur bleibenden Erinnerung des Scheidenden, seiner Belegschaft und der Stadt Köln. Meinen Namen und meine Telefonnummer hatte sie von Dieter erhalten, dem Generalintendanten der Kölner Bühnen, einem Freund. Für meine Ratschläge bedankt er sich mit Freikarten für die besten Häuser Europas und, wo es sich ergibt, mit Kontakten und Aufträgen. Korinna hatte sich mit ihm getroffen, weil sie für die Feier die Oper anmieten wollte und außerdem mit dem Gedanken spielte, Sänger zu engagieren. Die Abschiedsfeier sollte *so speziell sein wie Patrick Boger selbst, eine ehrliche Demonstration des Dankes, aber auch ein Signal an die Kollegen in den USA, daß in der deutschen Vertretung Kreativität und Zusammenhalt gelebt werden* – mit diesen Worten schilderte Korinna mir ihren Auftrag, bevor sie mich in Cadaqués besuchte. Ihre erste Mail ist noch in meinem Laptop

gespeichert. Als wir im gleichen Restaurant saßen, in dem ich später von Maike Anfangs Tod erfuhr, beschrieb sie mir Boger als einen umfassend gebildeten Charismatiker, der es verstehe, seine Mitarbeiter genauso zu begeistern, wie er selbst sich für alle möglichen Dinge begeistere, für humanitäre Aktionen ebenso wie für Kunst und Theater, für Fußball, den Karneval und überhaupt für die Stadt Köln, in der er acht Jahre lang erfolgreich und mit enormer Außenwirkung gearbeitet habe. Dabei schien er keineswegs aalglatt zu sein. Im Konzern hatte er alle möglichen Maßnahmen durchgesetzt, die der Gesundheit der Mitarbeiter und der Umwelt dienten. So saßen alle Angestellten der Verwaltung auf orthopädisch empfohlenen Stühlen. Auch für die Verwendung von Altpapier in allen Kopierern oder ökologisch angebauten Lebensmitteln in der Werkskantine hatte er gesorgt. Einige seiner Marotten hätte ich bei jemanden in seiner Position nicht für möglich gehalten. Etwa zog er sich täglich zweimal zurück, um zu meditieren, und er hatte auch alle zwei Wochen einen festen Tag, an dem er nicht ins Büro kam, keinerlei Termine annahm und nicht erreichbar war. Korinna meinte, daß Boger sich immer schon solche Freiheiten genommen habe. Sie hatte ein Dossier über ihn zusammengestellt, das sie mir vor ihrer Abreise nach Köln überreichte. Auf den Photos sah er blendend aus, ein braungebrannter, dunkelblonder Mittfünfziger, dem sein Alter nur an den Augenfältchen abzulesen war. Cadaqués würde ihm gefallen, dachte ich, während ich in dem Dossier blätterte; Cadaqués gefällt allen Amerikanern, die etwas übrig haben für Europa. Ich mochte die Leidenschaft, mit der Korinna von ihrem Beruf und ihrem Vorgesetzten sprach. Ich habe so viel mit abgelebten Existenzen zu tun, daß ich froh bin über jede ehrliche Erregung. Schon beim Nachtisch wechselten wir zum Du. Maike Anfang habe ich zum ersten Mal gesehen, als ich zwei Monate später den möglichen Ablauf des Abends präsentierte. Sie war eine von neun oder zehn Mitarbeitern, die um den Tisch eines kleinen Konferenzzimmers bei Ford in Köln-Niehl saßen, und fiel mir nur dadurch auf, daß sie sich weit mehr Notizen machte als die anderen. Ich hielt sie für die Protokollantin. Nach der Sitzung stellte Korinna sie mir als die Kollegin vor, die auf seiten des Konzerns unmittelbar mit mir zusammenarbeiten werde. Maike Anfang

sagte mit Nachdruck, daß meine Ideen und die Art meines Denkens sie beeindruckt hätten, die Philosophie einer Kunst, die mit dem Leben verschränkt sei und sich ausdrücke, ohne ausgesprochen zu werden. So gedrechselt sagte sie das. Sie meinte damit vermutlich, daß ich keine bloße Abfolge möglichst prominenter Gastauftritte vorschlug, sondern jeden einzelnen Punkt des Programms mit Texten, Kompositionen und Menschen, die für Boger wichtig waren, eigens erarbeiten wollte. Vielleicht meinte sie auch meinen Sinn fürs Alberne. Mir schwebte vor, mich allen repräsentativen Zwängen und aufgesetzten Ansprüchen zu entziehen und einfach das zu tun, was dem Vorstandsvorsitzenden Spaß bereiten würde, ein Theater seiner Wünsche, eine Schülerparty für einen scheidenden, allseits beliebten Direktor mit den Mitteln eines Weltkonzerns. Deshalb wollte ich die Feier auch nicht in der Oper oder der Philharmonie ausrichten, sondern mitten auf dem Werksgelände ein Spiegelzelt aufbauen lassen. Nicht nur der Betriebsrat, alle Arbeiter sollten sich eingeladen fühlen. Das Zelt, das ich bereits zum siebenhundertfünfzigsten Geburtstag der Stadt Frankfurt an der Oder eingesetzt habe, bietet vierhundert Menschen genügend Platz, um bis zur Frühschicht zu tanzen. Möglichst locker sollte es sein, möglichst fetzig, nicht Klassik, nicht Schlager, sondern Rock 'n' Roll, Sie wissen, was ich meine? Und alle hatten geschmunzelt. Unverwechselbarkeit könne man nicht kaufen, hatte ich hinzugefügt. Unverwechselbar sei Patrick Boger selbst. Darauf müßten wir setzen. Thomas Quasthoff einfliegen lassen könne jeder Konzern. Aber Thomas Quasthoff dafür zu gewinnen, mit den Auszubildenden des Werks ein ironisches Loblied auf die Mülltrennung im Konzern einzustudieren – das gebe es nur im Betrieb von Patrick Boger. Daß jeder im Raum Thomas Quasthoff kannte, setzte ich voraus, obwohl es sicher nicht stimmte. Ich halte die Leute gern für gebildeter, als sie sind; es hält sie davon ab, mir zu widersprechen, wenn ich mich anschließend über ihre Vorstellungen hinwegsetze. Und pathetisch hatte ich die Botschaft der Abschiedsfeier verkündet: Hier ist einer unverwechselbar, weil er Mensch geblieben ist. Ich war mir von der ersten Sekunde unseres Gespräches an nicht sicher, ob Maike Anfang mir den Sermon abnahm oder nur aus Höflichkeit begeistert tat. Die Emotion, die sie in ihre wenigen Worte und in

ihren Blick legte, wirkten so echt, daß ich für ein paar Sekunden drauf und dran war, selbst an eine Philosophie meiner Präsentation zu glauben. Dann fiel mir ein, daß man Emotionen nirgendwo so perfekt anwenden dürfte wie im Geschäftsbereich Kommunikation und Öffentlichkeit eines internationalen Konzerns. Ich dankte Maike Anfang für den Zuspruch und betonte, mich auf die Zusammenarbeit zu freuen. Auf Korinnas Vorschlag hin tauschten wir außer den Karten auch die Handynummern aus und verabredeten, uns nach meiner Rückkehr aus Cadaqués Mitte August auf einen Kaffee oder einen Wein zu treffen. Mit Korinna hatte ich da schon drei Abende verbracht, abgesehen von ihrem anfänglichen Besuch in Cadaqués. Sie war die Attraktivere von beiden, Anfang dreißig erst, von kleinem, aber makellosem Wuchs, lange braune Haare, das schmale Gesicht so dezent geschminkt, daß man das Puder erst spät entdeckte. Die Nase gefiel mir am besten, stupsig wie bei einem Mädchen. Ihre bevorzugte Garderobe aus Männerhemd, Jeans und edlen Sandalen kündete davon, daß sie alles, bloß keine Geschäftsfrau sein wollte. Ihrer Sehnsucht nach Unkonventionellem und geistig Höherstehendem, von der mir nicht klar war, ob sie einem inneren Antrieb entsprang oder sich dem Vorbild ihres Vorstandsvorsitzenden verdankte, kam ich mit meiner Künstlerexistenz und dem Dandyhaften meines Lebens entgegen. Schon als wir uns das erste Mal in Köln wiedersahen, offenbarte sie mir ihre persönlichen Nöte, die mir um nichts wesentlicher oder unwesentlicher erschienen als die Nöte der meisten Mitmenschen, beißende Einsamkeit, die weder zu beantwortende noch abzuwehrende Frage nach dem Wozu-der-ganze-Scheiß, der Eindruck, das eigentliche Leben sei anderswo. In ihrem Fall kam noch der uneingestandene, in der Emphase, mit der sie das soziale und ökologische Engagement ihres Vorgesetzten erwähnte, jedoch unüberhörbare Schuldkomplex hinzu, Propagandistin zu sein für einen Weltkonzern, der vermutlich alle möglichen und also auch die schmutzigsten Geschäfte betrieb. Ich weiß nicht, ob sie mit mir geschlafen hätte; es war mir zu früh, es auf den Versuch ankommen zu lassen. So dringend war mein Verlangen nicht, daß ich bereit gewesen wäre, die Arbeit durch etwaige Komplikationen zwischenmenschlicher Art zu gefährden. Wahrscheinlich

hatte sie sich mir auch deshalb so rasch geöffnet, weil sie wahrnahm, daß ich mich für sie interessierte, ohne gleich eine Affäre beginnen zu wollen. Damit entsprach ich noch mehr ihrem intellektuellen Anspruch, dachte ich spöttisch, nachdem ich sie nach unserem ersten Wiedersehen vor ihrem Auto abgesetzt hatte, einem Ford Ka Cabrio, ein erstaunlich bescheidenes Modell für die Leiterin der Abteilung Kommunikation und Öffentlichkeit, wie ich fand. Maike Anfang war anders. Sie war größer als Korinna, bestimmt ein Meter achtzig, und fast in meinem Alter, Ende dreißig. Bei der Präsentation trug sie, was in den mittleren Etagen eines Großkonzerns vermutlich am wenigsten auffällt, eine beige Hose aus glattem Stoff, darüber ein hellblaues, langärmliges Shirt aus gestrickter Baumwolle. Das Gesicht war eindeutig zu breit, ja beinah rechteckig, mit einem Mund, der im Verhältnis viel zu klein war. Um so verlorener ragte die schmale Nase hervor. Die dunkelbraunen, beinah schwarzen Locken, die weit ins Gesicht fielen, konnten an dem Eindruck nichts ändern, daß dem lieben Gott beim letzten Schliff ihrer Schöpfung die Hand abgerutscht sein mußte. Als ich sie später wiedersah, gefiel mir ihr Körper, der schlank, aber nicht durchtrainiert schien, mit Brüsten, die ich gern in den Händen gehalten hätte. Mir gefielen auch die übergroßen Augen mit ihrer grüngrauen Iris, der warme Blick, die Genauigkeit, mit der sie mich betrachtete und mir zuhörte, die zwei Sekunden Verzögerung, mit denen sie mir antwortete, als würde sie jedes einzelne meiner Worte noch einmal bedenken. Ich merkte rasch, daß sie mir gar keine besondere Beachtung schenkte, sondern alles ernst nahm, was um sie herum geschah. Auf Korinna schaute sie mit den gleichen Augen, und selbst Rolf betrachtete sie wie eine Wissenschaftlerin das Objekt ihrer Forschung oder wie ein Kind die Welt, wenn er den Whisky einschenkte. Das fiel mir am deutlichsten an ihr auf: wie sie blickte. Korinna hatte mich am Abend nach der Präsentation angerufen, um mir vom Lob der Kollegen zu berichten, und wir hatten verabredet, noch einmal Essen zu gehen, bevor ich für den Sommer nach Cadaqués verschwände. Als ich in der darauffolgenden Woche das französische Restaurant in der Südstadt betrat, das ich vorgeschlagen hatte, ein Block entfernt von meiner Wohnung in der Merowingerstraße, sah ich Maike Anfang. Korinna hatte ihr vorgeschlagen

mitzukommen; ich sei ein netter Typ, und außerdem könne es bestimmt nicht schaden, wenn sie mich schon einmal kennenlerne, bevor im September die Vorbereitung für die Abschiedsfeier beginne. So jedenfalls überlieferte Korinna mir ihre eigenen Worte. Die Erklärung änderte nichts (und sollte vielleicht nichts ändern) an meiner Konsternation darüber, daß Korinna durch ihre Begleitung die Möglichkeit einer intimeren Beziehung zwischen uns beiden auszuschließen schien. Nicht daß ich daran interessiert gewesen wäre zu dem Zeitpunkt – mir mißfiel nur zu erfahren, daß *sie* nicht interessiert war. Andererseits hielt ich es in der Tat für günstig, Maike Anfangs Bekanntschaft außerhalb des Büros zu machen. Genau daran hatte Korinna wahrscheinlich gedacht, die Abschiedsfeier, nichts weiter, fiel mir ein, unschlüssig darüber, ob mich das Fehlen eines Hintergedankens befriedigte. Während des Essens war ich es, der die meiste Zeit redete, über meine Vorstellungen für den Abend, über meine Projekte und die Künstler, die ich verehre, über Iran und meine Familie. Hier und dort flocht Korinna in meinen Monolog eine Begebenheit aus ihrem Bekanntenkreis oder dem Konzern ein. Maike Anfang stellte nur gelegentliche Fragen. Obwohl mir die Konstellation zu dritt nicht behagte und mir zudem die Themen ausgingen, lud ich die beiden nach dem Dessert noch zum Whisky in die Kneipe hinterm Chlodwigplatz ein, mit der ich Geschäftspartner gern angenehm schockiere. Es ist schäbig und ehrlich, die reine Exotik für Damen aus dem Geschäftsbereich Kommunikation und Öffentlichkeit der Ford AG, mögen sie sich noch so lässig geben mit ihren Bluejeans und den weiten Hemden. Rolf ist Rock 'n' Roll, Rolf, der sieben Tage die Woche hinter der Theke steht, nicht etwa der Firlefanz, den ich mir für die Abschiedsfeier von Patrick Boger ausgedacht hatte. Ich hatte einen Rosebank bestellt, wegen seines sanften Abgangs die beste Wahl für den ersten Single Malt im Leben. Maike Anfang schmeckte der Whisky wirklich. Wo Korinna die Kennermiene aufsetzte, mit einem Schluck das halbe Glas austrank und mit einem Klasse! auf den Lippen zum nächsten Thema überging, ließ sie dem Getränk Zeit, sich in ihrem Körper auszubreiten. Wie ich es oft bei Menschen beobachtet habe, die beim ersten echten Whisky wachsam genug sind, den Geschmack noch bis in die Unterarme und Pofalten hinein wirken zu lassen, veränderte

sich ihre Stimmung wie auf Knopfdruck. Sie sei seit Jahren nicht mehr in einer Kneipe oder Tanzen gewesen, begann sie zu erzählen – und wie oft sie früher ausgegangen sei. Sie sprach zum ersten Mal von sich. Ich erfuhr, daß sie exakt zur selben Zeit studiert hatte wie ich, Theaterwissenschaft im Hauptfach, mit Dissertation über das mittelalterliche Passionsspiel. Meine Eltern kommen aus Iran, und ich hatte auch einmal einen Aufsatz über das schiitische Passionsspiel gelesen, so daß wir den kurzen Rest des Abends über religiöse Formen des Theaters diskutierten und welche Relevanz sie heute haben. Nach dem dritten Whisky brachte ich die beiden noch zum Taxistand am Chlodwigplatz. Sie fuhren in entgegengesetzte Richtungen. Die beiden Frauen küßten sich zum Abschied auf die Wangen, ebenso Korinna und ich, und dann gab es einen Augenblick, in dem Maike Anfang und ich uns gegenüberstanden und uns fragten, ob wir uns auch auf die Wangen küssen sollten. Unserem Verhältnis angemessen wäre ein Händedruck gewesen, immerhin redeten wir uns noch beim Nachnamen an. Aber nun hatten wir beide Korinna geküßt und uns außerdem beim Whisky schließlich doch mehr als nur geschäftsmäßig unterhalten. Also ergriff ich zwar die Hand, die sie mir mit zwei Sekunden Verzögerung reichte, aber näherte meinen Mund ihrer rechten Wange, wenngleich so langsam, daß ich beobachten konnte, ob auch sie ihren Kopf zu mir herüberbeugte. Sie tat es. Danach schauten wir uns verlegen an, lächelnd. Sie wünschte mir nochmals eine schöne Zeit in Cadaqués und bekräftigte, sich auf die Zusammenarbeit zu freuen. Ich solle mich melden, sobald ich zurück sei. Das war am 23. Juni 2005. Eine Woche später saß ich im Thalys nach Paris, wo ich in den TGV nach Montpellier umstieg. In Portbou nahm ich mir ein Taxi, wie immer. Am 10. Juli erreichte mich Korinnas SMS. Der Junge verschwand aus meinem Blickfeld, ohne daß ich die Eltern ermittelt hatte. Plötzlich hörte ich das Gekrächze von Möwen, obwohl die Promenade voll war mit lachenden, lärmenden Menschen. Ich blickte zum Himmel und fing an zu beten. Ich bin nicht gläubig, aber wenn ich etwas Wichtiges vorhabe oder jemand gestorben ist, spreche ich die Fatiha, die erste Sure des Korans, obwohl ich mich gar nicht mehr genau an den Sinn erinnere. Es hat nichts mit Frömmigkeit zu tun. Die arabischen Verse liegen gut auf meinen Lippen und

helfen mir über die Sekunden hinweg, in denen ich nicht weiß, was ich tun oder denken soll. Um zu trauern, kannte ich Maike Anfang zu wenig. Seit ich in Cadaqués war, hatte ich drei oder vier Mal an den Abend mit ihr und Korinna gedacht, vor allem an den Augenblick, in dem wir uns gegenüberstanden, unschlüssig darüber, ob wir uns zum Abschied küssen sollten. An andere Menschen hatte ich viel öfter gedacht. Dennoch scheute ich mich, ohne Umstand zur Ordnung meines Tages überzugehen, zur Pasta mit Meeresfrüchten, die mir gleich serviert würde. Ich wählte noch einmal Korinnas Nummer, wartete diesmal, bis sich ihre Mailbox meldete, und bat sie zurückzurufen, sobald sie dazu in der Lage sei. Danach stand ich auf, hielt Ausschau nach dem Kellner und setzte mich wieder, weil ich ihn nicht auf Anhieb entdeckte. Maike Anfang war aus dem Leben radiert worden, und etwas in mir sperrte sich dagegen, die Leere zu übersehen, die sie hinterlassen hatte, nicht weil ich mit ihr befreundet oder sie mir bis dahin wichtig gewesen wäre, sondern weil ich klar vor Augen hatte, daß es genausogut Korinna oder mich oder Patrick Boger oder einen der Menschen, an die ich viel öfters dachte, hätte treffen können, meine Eltern, meine Schwester Minu, meine Freunde, die Frauen, die anders als Korinna mich tatsächlich interessierten. Korinnas SMS ließ auf kein Verbrechen schließen, nicht einmal auf einen Unfall. Bei Alten und Kranken greifen die Mechanismen, mit denen ich mir den Tod vom Leibe halte. Wenn jemand im Krieg stirbt oder bei einem Erdbeben, bleibt er abstrakt genug, um nicht an mein eigenes Sterben zu erinnern. Aber wieso stirbt jemand wie Maike Anfang, dachte ich – wieso stirbt jemand *einfach so?* Wenn ihr Tod ohne Grund war, mußte es auch mein Leben sein. Ich schämte mich, die Pasta, die mir der Kellner inzwischen serviert hatte, mit dem gleichen Appetit zu essen, wie wenn Maike Anfang nicht gestorben wäre. Ich wollte mir einbilden, daß mir das Essen nicht schmeckte oder ich wenigstens ohne Hunger äße, aber so ehrlich war ich zu merken, daß es die gleiche Pasta war, der gleiche Wein, das gleiche Restaurant, die gleichen Passanten, der gleiche, vermutlich deutsche Junge, der irgendwo auf der Promenade von Cadaqués auf seinem Fahrrad mit Stützrädern fuhr, die gleichen Eltern, die ich nicht erblickt hatte, der gleiche Mensch, der all dies beobachtete, hörte, roch, schmeckte und für

den es überhaupt kein Unterschied zu sein schien, ob an einem anderen Ort ein anderer Mensch, den er und nur er unter allen Bewohnern Cadaqués' kannte, jetzt in Köln im Kühlfach eines Leichenschauhauses lag. Spätestens morgen früh, nein, wahrscheinlich schon beim Schnaps löste Maike Anfangs Tod nicht mal mehr ein Stechen im Brustkorb aus, war ihr Leben geronnen zur bloßen Erinnerung, die schnell zu verblassen und sich spätestens nächstes oder übernächstes Jahr vollständig aufzulösen versprach, entsprechend der Skala, nach der wir trauern. Wenn nicht engste Angehörige gestorben sind, berechnet sie die Zeit unserer Erschütterung in Minuten. Für Zufallsbekanntschaften wie Maike Anfang begnügt sie sich auch mit Sekunden. Ich kannte zwei, die der Tod ihrer einzigen Tochter zugrunde zu richten schien. Es dauerte Jahre, bis sie sich wieder zurechtfanden. Jetzt leben sie fröhlich wie eh und haben zwei neue Kinder. Bestimmt haben sie die Tochter nicht vergessen. Aber der Schmerz muß abgeklungen sein zu einem gelegentlichen Stechen im Brustkorb, wenn überhaupt. Bestimmt gibt es Menschen, die am Tod ihres Nächsten zugrunde gehen. Wenn ich ein Kind hätte, das mißhandelt und ermordet würde – kann schon sein, daß ich traumatisiert wäre bis zum Ende. So etwas gibt es, man liest davon und hört es. Allein, so schrecklich es ist, es ist nicht normal. Normal ist Maike Anfang. Normal war, daß ich weiter meine Pasta mit Meeresfrüchten aß. Normal war der Skandal. Außer Korinna kannte ich niemanden, den ich nach den Umständen ihres Todes hätte fragen können. In der Vorbereitung meiner Präsentation hatte ich noch mit einigen anderen Mitarbeitern des Konzerns gesprochen, von zweien hatte ich die Nummern in meinem Handy gespeichert, doch war keine darunter, die ich um die Uhrzeit hätte wählen können, noch dazu wegen etwas Privatem. Ich hatte auch keine Ahnung, ob sie mit Maike Anfang überhaupt zu tun hatten. Der Hafen machte sich wieder in meinem Bewußtsein breit, mein Essen, die Menschen auf der Promenade, die Bücher, in denen ich heute gelesen, die Besorgungen, die ich morgen zu machen hatte. Drei Tische weiter bemerkte ich eine Frau, mit der ich ohne Zögern den Rest des Sommers verbracht hätte, wäre sie jetzt aufgestanden und hätte mich gefragt. Nun gut, das sagt sich leicht, es ist mir ohnedies nie geschehen, daß eine hübsche Frau an meinen Tisch tritt und

mich auffordert, mit ihr davonzugehen. Dennoch, ich wüßte – ich ginge sofort. So bleibe ich eben sitzen. Ich dachte an Natascha, meine letzte Freundin. Ich fand sie alles andere als vollkommen, aber vielleicht hätte ich mich damit zufriedengeben sollen, um endlich ein paar Kinder in die Welt zu setzen. Etwas anderes bleibt am Ende ohnehin nicht. Sex und die gemeinsame Sorge um die Kleinen hätten schon genügt, um als Liebe durchzugehen. Natascha ist Iranerin, ein Umstand, der für mich in den letzten Jahren wichtiger geworden ist, ohne daß ich verstanden habe, warum; vielleicht weil es ein Umstand ist, durch den ich mich von anderen unterscheide. So viele Unterschiede habe ich nicht zu bieten, wenn ich in Cadaqués selbst mit meinen außergewöhnlichen Veranstaltungen nur zum Standard gehöre. In Cadaqués gab es ein, zwei Frauen, die mich diesen Sommer interessierten, ohne daß sie als Mütter meiner Kinder in Frage gekommen wären. Wenn sie ihren Urlaub allein oder mit ihren Freundinnen verbringen, sind die Frauen in der Regel offen. Das Problem ist nur, daß sich der Altersdurchschnitt in den letzten Jahren nach oben verschoben hat und die meisten mit ihrem Mann oder Freund anreisen. Die vielen Kinder hat es nicht gegeben, als ich das erste Mal hierher kam, nach dem Abitur mit Rucksack und Bettina. Es muß an den Kindern liegen, die sich in Cadaqués von Jahr zu Jahr vermehren, daß ich keine Frau mehr kennenlerne, ohne mir auszumalen, wie sie als Mutter wäre. Natascha konnte ich mir als Mutter vorstellen, als Mutter besser denn als Geliebte. Offenbar hatte mich der Schöpfungstrieb, der sich unter meinen Altersgenossen ausbreitete, noch nicht ganz unterworfen. Wird sich ändern, dachte ich, als ich den Schnaps bestellte und dabei den Mann registrierte, der sich drei Tische weiter neben die hübsche Frau gesetzt hatte, wird sich alles ändern.

2

Als Korinna mich endlich anrief, saß ich schon im Zug nach Montpellier. Der Empfang kam und ging. Es ist schwer, Mitgefühl zu äußern, wenn die Verbindung alle dreißig oder sechzig Sekunden unterbrochen wird und man Minuten braucht, um sie zurückzuholen. Selbst wenn wir miteinander sprachen, hörte ich die Hälfte der Zeit nichts. Ich gab mein Bestes. Immerhin war es mir egal, in den Hörer zu schreien wie jene Proleten im Anzug, die sich auf Bahnfahrten der Verachtung andienen. Es geht um einen Trauerfall, dachte ich, mesdames et messieurs, das werden Sie doch wohl hören, auch wenn Sie kein Deutsch verstehen. Ich verstand so viel, daß Maike vorgestern in ihrer Wohnung gefunden worden und wohl tatsächlich eines natürlichen Todes gestorben war. Ich fand das tröstlich, nur um mich im selben Augenblick zu fragen, was daran tröstlich sei. Zum Glück sagte ich Korinna nichts von meiner Erwägung, sondern beließ es dabei, Seufzer des Kalibers *au Mann, au Scheiße* oder *oje* zu brüllen. Ich fasse es nicht, ich fasse es einfach nicht, war der längste Satz, den ich zwischen zwei Funklöchern unterbrachte. Wir verständigten uns darauf, daß ich sie anriefe, sobald der Empfang stabil sei. Ich drückte auf den roten Knopf und fing an, mich vor der Strecke zu fürchten, in der mein Telefon wieder funktionierte. Ich bemerkte, daß mir das Vokabular fehlte, um ein angemessenes Gespräch mit Korinna zu führen, und froh war, mich dank des schlechten Empfangs ohnehin nicht artikuliert haben zu können. Ich war froh darüber, entschuldigt zu sein für die Worte, die ich nicht gefunden hatte. Seit ihrer SMS hatte ich versäumt, mir zu überlegen, was ich Korinna hätte sagen können, um sie zu trösten oder ihr mein Mitgefühl zu bekunden. Statt dessen hatte ich mir die Fragen zurechtgelegt, die ich ihr stellen wollte, sobald sie

anrief. Jetzt ging mir auf, daß ich Korinna zwar nach den Umständen des Todes befragen, sie aber viel eher von mir erwarten durfte, die Stille nach ihren Antworten zu überbrücken. Maike Anfang war ihre Kollegin und Freundin gewesen, nicht meine. Und irgend etwas war mit der Tür, Maike Anfangs Wohnungstür. Ich meinte verstanden zu haben, daß Korinna die Tür geöffnet hatte. Als erste? Wann? Genau das sind die Momente, in denen religiöse Menschen einen Vorteil haben, dachte ich, Menschen, denen eine Tradition zur Hand reicht, was sie jemandem in der Lage Korinnas sagen, was jemand in der Lage Korinnas tun, welche Worte sie beten könnten. Ich griff zur Fatiha wie zu einem Stück Holz, das zu klein ist, um mich über Wasser zu halten. Ich begann, die Gründe dafür zu entflechten, warum ich nach Köln fuhr. Der gestrige Abend war ohne besondere Vorkommnisse oder Einsichten zu Ende gegangen: Ich schlenderte nach Hause, nahm mir ein Beck's aus dem Kühlschrank, rief meine E-Mails ab, las die Besucherstatistik meiner Website und auf netzzeitung.de die Schlagzeilen des Tages, die von den Terroranschlägen in London beherrscht waren, klickte mich von der Spiegel-Meldung vier oder fünf Seiten weiter, schaltete den Computer aus und schlief unter den Fahnen eines Buches ein, das im Herbst erscheinen sollte. Es war das Buch eines Bekannten, Josef, seine erste Veröffentlichung in einem Publikumsverlag, die Geschichte zweier Jugendlicher im Saarland. Daß ich es zwar gut geschrieben, aber allzu konventionell und ohne existentiellen Ernst fand, beruhigte mich, zugegeben. Ich habe kein Problem damit, wirkliche Größe anzuerkennen und ohne ironische Brechung zu rühmen, sofern sie einer älteren Generation oder einem anderen Land zugehört. Wenn hingegen ein Deutscher in meinem Alter etwas Bleibendes schafft, versetzt mir das jedesmal einen Stich. Nicht, daß der Neid mir sympathisch wäre – nur halte ich nichts davon, mich selbst zu belügen. Gewiß, an Maike Anfang hatte ich noch oft gedacht, unsere beiden Begegnungen, die Umstände ihres Todes, wo sie jetzt wohl lag, wer die Hinterbliebenen sein mochten, ob sie verheiratet gewesen war, was man so denkt. Als ich um 23:48 Uhr die Nachttischlampe ausschaltete, überlegte ich mir, ob ich zur Beerdigung gehen würde, wenn ich in Köln wäre, und erwog bereits, eigens aus Cadaqués anzureisen. Letzteres erschien mir übertrieben,

schließlich kannte ich sie kaum, wie ich mir ein ums andere Mal in Erinnerung rief. Ausradiert – das Wort war mir gestern abend ständig durch den Kopf gegangen: Wenn ich morgen fortfahre mit meinem Leben, habe ich sie nach ein paar Tagen ausradiert. Bei Korinna wird es Wochen dauern, höchstens Monate. Wenn Maike Anfang Familie hatte, blieben ihre Konturen noch länger erhalten. Allerdings erschien es unwahrscheinlich, daß sie Mann und Kinder hinterließ. An ihrer Seite sah ich nicht einmal einen Freund. Ich bilde mir ein zu erkennen, ob eine Frau gebunden ist oder nicht. Wer mochten die Eltern sein oder, wenn sie welche hatte, die Geschwister? Wenn es keine Lebensgefährten oder nahen Verwandten gibt, geht's schmerzlos mit dem Verschwinden. Niemanden bekümmert es. Niemand schaut zu. Niemand hält es auf. Im besten Tod bleibt ein Denkmal, eine Brücke, eine Stiftung, im Normalfall Gatte, Kinder, Enkel, im schlimmsten kein Gedenken. Zum feierlichen Begräbnis sollte es bei Maike Anfang reichen; wenn niemand anderer, würde Korinna dafür sorgen. Ob es zu einer Todesanzeige reichen würde? Bestimmt, schließlich hatte sie bei Ford gearbeitet, einem Weltkonzern. Ab welcher Gehaltsstufe schaltet Ford eine Anzeige? Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der Tod eines jeden Arbeiters oder Lehrlings annonciert würde. Auf welcher Stufe der Trauer stand Maike Anfang? Auf welcher immer, Korinna würde für die Anzeige sorgen. Sie ist eine, die sich kümmert, auf die sich Freunde, Mitarbeiter, Mitmenschen verlassen können. Ich war dankbar, daß es Korinna gab. Sie würde den Ausputzer spielen, wenn Maike Anfang schnurstracks ins Vergessen bugsiert werden sollte. Vor der Morgendämmerung wachte ich auf und schaltete die Leselampe an: 3:23 Uhr. Vergeblich versuchte ich, dem Traum, aus dem ich geschreckt sein mochte, auf die Spur zu kommen. Nach ein paar Minuten fiel mir Maike Anfang ein. Ich griff nach dem Handy, das neben dem Bett lag. Ich hatte keine SMS erhalten, keinen Anruf überhört. Eine halbe oder volle Stunde lang versuchte ich, wieder einzuschlafen. Mit einem Glas Milch setzte ich mich an den Computer. Ich schaffte es nicht weiter als bis zur Anrede Korinnas. Die E-Mail klickte ich ungespeichert weg. Sie würde mich schon anrufen, sobald es ginge. Sie würde wissen, daß sie mich auch jetzt anrufen konnte, ich hatte es ihr auf den Anrufbeantworter gesprochen, ich hatte

gesagt, ruf mich bitte an, sobald du sprechen willst und kannst, jederzeit, morgens, nachts, immer, hörst du?, ausdrücklich hatte ich das gesagt. Ich wollte mich nicht weiter aufdrängen. Ich wollte nur wissen, was mit Maike Anfang war. Ich nannte sie im Kopf durchweg Maike Anfang, niemals nur Maike, auch nicht Frau Anfang. Korinna hatte sie mir so vorgestellt, Maike Anfang. Beim Abschied vor den Taxis hatte ich sie Frau Anfang genannt, aber in der Betonung schon mit vorsichtiger Ironie. Beim nächsten Wein oder den ersten Mails wären wir sicher zu den Vornamen übergegangen, allenfalls daß wir beim *Sie* geblieben wären. In den iranischen Behörden hat sich nach der Revolution die umgekehrte Anrede durchgesetzt, Nachname mit *du.* Das ist mir noch unangenehmer. Meine Eltern sieze ich bis heute. Maike Anfang hätte ich bestimmt bald geduzt. Nun war sie – das Wort stand an Start und Ziel der Laufbahn, auf der meine Gedanken kreisten – *ausradiert.* Ich trank ein weiteres Glas Milch und begann, meine Sachen zu packen. Ich konzentrierte mich darauf, keine wichtigen Unterlagen oder Dateien für meine Arbeit zu vergessen. In der darauffolgenden Woche mußte ich ein Konzept für ein Festival orientalischer Kulturen in Baden-Württemberg vorlegen. Ich konnte es genausogut in Köln schreiben. Nur die Bücher, die ich eigens dafür nach Cadaqués mitgenommen hatte, vor allem aktuelle Literatur, dazu Sachbücher, CDs und Filme, mußte ich wieder in meinen Rimova packen, zusammen zehn oder zwölf Kilogramm, wenn nicht mehr. Ich wollte wissen, was mit Maike Anfang war. Es sollte einen Unterschied machen, daß wir uns kennengelernt hatten. Ich dachte, wenn die Möglichkeit eins zu hundert sei, daß ich gebraucht würde, daß Korinna mich bräuchte, daß ich etwas tun könnte für die Tote, müsse ich jetzt fahren. Immerhin kannte ich mich aus mit Feiern. Vielleicht konnte ich Korinna helfen, eine Abschiedsstunde für Maike Anfang zu konzipieren, gewiß nichts Pompöses, aber mit Würde. Der Zug von Portbou fuhr um 8:21 Uhr. So närrisch ich mir vorkam, war mir die Abreise doch ganz logisch erschienen. Wenn ich nicht führe, würde ich mich hinterher auf jeden Fall ärgern, weil ich immer dächte, etwas versäumt zu haben. Wenn ich hingegen führe, würde ich mich nur vielleicht ärgern, außerdem in überschaubarem Maße. Schlimmstenfalls kehrte ich nach zwei Tagen zurück, 500 Euro, im Zug

könnte ich lesen. Um halb acht mußte ich im Taxi sitzen, um ihn zu erreichen. Ich hatte noch fast drei Stunden Zeit. Ich schrieb Stefanie eine Mail, daß ich heute schon nach Köln käme. Stefanie ist meine Sekretärin. Kurz nach sieben fand ich am Hafen ein Taxi. Auf der flachen Strecke hinter Argelès-sur-Mer stabilisierte sich der Empfang. Korinna meldete sich nach dem ersten Freizeichen. Solange es welche gab, hielten wir uns an den Fakten fest. Am Freitag, den 8. Juli, hatte Maike Anfang das Jazz-Festival im Kölner Stadtgarten besucht. Kurz vor Mitternacht hatte ihr Freund sie nach Hause gebracht. Sie hatte über starke Kopfschmerzen geklagt. Am nächsten Tag, Samstag, der 9. Juli, hatte der Freund mehrfach bei ihr angerufen und Nachrichten auf dem Anrufbeantworter und der Mobilbox ihres Handys hinterlassen. Maike Anfang hatte sich nicht gemeldet, obwohl sie verabredet waren, ans Meer zu fahren, und auch schon ein Hotel gebucht hatten. Zweimal war er zu ihrer Wohnung nach Ehrenfeld geradelt und hatte geklingelt, beim zweiten Mal an der Wohnungstür. Keiner der Nachbarn, die er fragte, hatte Maike Anfang an dem Tag gesehen. Maike Anfang war niemand, die eine Verabredung zu einer Reise nicht einhielt, ohne abzusagen; das konnte Korinna bestätigen und wäre auch mein Gefühl gewesen: Etwas mußte passiert sein. Am späten Nachmittag war der Freund zur Wache in der Bismarckstraße gefahren. Die Polizei hatte seine Sorge ernst genommen. Zwei Beamte hatten ihn zu Maike Anfangs Wohnung begleitet. Zunächst hatten sie bei allen Nachbarn geklingelt. Danach hatten sie sich über Funk mit der Zentrale beraten. Sie hatten die Nummer von Maike Anfangs Handy gewählt und es in ihrer Wohnung klingeln hören. Schließlich hatten sie die Wohnungstür aufgebrochen. Der Freund hatte mit zwei Nachbarn im Treppenhaus warten müssen. Als der eine Polizist wieder in der Tür erschienen war, hatte er den Tod Maike Anfangs verkündet. Er hatte gesagt, daß der Freund die Wohnung im Augenblick nicht betreten dürfe, es aber ohnehin nicht ratsam für ihn sei, sich dem Anblick auszusetzen. Soweit hatte er das ausgeführt, daß Maike Anfang sich erbrochen hatte. Nichts hatte darauf hingedeutet, daß sie eines gewaltsamen Todes gestorben war oder sich umgebracht hatte. Auf meinen Einwand, daß eine Leiche doch nicht ohne jeden Verdacht zur Gerichtsmedizin gebracht

würde und der Arzt irgend etwas gefunden haben müsse, meinte Korinna nur, daß sie sich mit so etwas nicht auskenne. Ich kannte mich auch nicht aus. Weitere Beamte und ein Arzt waren eingetroffen. Der Tod mußte eingetreten sein, kurz nachdem sich der Freund von Maike Anfang verabschiedet hatte. Ein Polizist hatte ihn nach Hause gebracht und ihm angeboten, einen Psychologen vorbeizuschicken. Der Freund hatte Korinna gesagt, daß die Polizisten sich mehr als nur professionell verhalten hätten, einfühlsam, beinah freundschaftlich. Er sei überrascht gewesen, mit seinem Verdacht auf der Wache sofort ernst genommen worden zu sein. Wegen der Umstände und weil er kurz vor ihrem Tod noch mit Maike Anfang zusammengewesen war, mußte die Polizei formell auch gegen den Freund ermitteln. Sonntag mittag hatte er bei Korinna angerufen, weil er wußte, daß sie Maike Anfangs Freundin und Vorgesetzte war. Vorher hatte er bereits die Eltern und eine andere Freundin benachrichtigt, meinte Korinna verstanden zu haben. Die Nummern hatte er von der Polizei erhalten. Sie müssen auf einem von Maike Anfangs Telefonen gespeichert gewesen sein. Er hatte gesagt, daß er noch durcheinander sei, aber von seiner Schwester und deren Familie liebevoll betreut werde. Er hatte es in seiner Wohnung nicht ausgehalten. Am Abend hatte Korinna ihn bei der Schwester angerufen. Wahrscheinlich war es ein Gehirnschlag gewesen. Ich fragte, ob Maike Anfang an dem Erbrochenen erstickt sein könnte. Korinna antwortete, daß sie sich das auch vorstellen könne; von einem solchen Fall habe sie bereits gehört. Sie sagte, sie wisse auch nicht viel. Sie frage sich selbst, warum sie erleichtert gewesen sei, daß Maike Anfang sich nicht umgebracht habe. Ich sagte nicht, daß ich dieselbe Erleichterung empfunden und mir dieselbe Frage gestellt hatte. Maike Anfang habe in letzter Zeit nicht glücklich gewirkt, sagte Korinna. Sie habe mit ihrem Beruf gehadert. Sie sei jemand gewesen, die sich nie zufriedengibt, sosehr die Kollegen sie schätzten und so gut sie ihre Arbeit machte. Mit dem Freund sei sie seit ein paar Monaten zusammengewesen, kaum länger. Es könne keine allzu feste Beziehung gewesen sein. Sie habe selten davon gesprochen. Korinna habe ihn nie kennengelernt. Sie sagte, daß der Freund sich Vorwürfe mache, weil er Maike Anfang Freitag nacht trotz der Kopfschmerzen allein gelassen habe.

Ich sagte, daß niemand auf die Idee käme, jemanden wegen Kopfschmerzen nachts zur Ambulanz zu bringen. Korinna sagte, daß Maike Anfang selbst den Freund nach Hause geschickt habe. Erst jetzt erwähnte ich, daß ich auf dem Weg nach Köln sei. Korinna freute sich oder sagte, daß sie sich freue. Ich traute mich nicht zu bemerken, daß ich wegen Maike Anfangs Tod zurückkehrte. Es schien mir übertrieben. Die Verbindung war noch immer nicht perfekt. Brüllen mußte ich zum Glück nicht mehr. Die Leiche sollte wegen der Ermittlungen erst morgen freigegeben werden. *Freigegeben,* so hieß das wohl. Ich fragte nicht nach. Ein Termin für die Beerdigung stehe noch nicht fest. Wahrscheinlich werde Maike Anfang in Bergneustadt begraben, wo ihre Familie lebte. Mit den Eltern habe Korinna nicht gesprochen. Der Freund stehe mit ihnen in Kontakt. Gleich fahre sie ins Büro. Einigen Kollegen habe sie schon Bescheid gegeben. Bestimmt werde es im Konzern eine kleine Gedenkfeier geben. Über die Abschiedsfeier für Patrick Boger sprachen wir natürlich nicht. Ich sagte nicht, daß ich bereits überlegt hatte, wie es mit der Feier nun weitergehen solle. Bestimmt hatte Korinna auch schon daran gedacht. Womöglich dachte sie, daß ich aus Sorge um die Feier bei ihr angerufen hätte. Ich sagte, daß ich sie zur Beerdigung begleiten werde. Das ist lieb, antwortete sie. Sie schien darüber froh zu sein. Ich fragte, wie es ihr gehe. Sie antwortete, sie sei okay. Sie habe Maike Anfang sehr gemocht, aber außerhalb des Büros nicht oft getroffen. Wir vereinbarten, daß ich sie am Abend von zu Hause aus anriefe. Ich wiederholte, daß sie sich melden solle, wenn etwas sei oder sie jemanden brauche zum Reden. Das Handy sei immer angeschaltet. Wenn die Mailbox antworte, führe ich nur gerade durch ein Funkloch. Korinna sagte, okay, sie werde sich melden, wenn etwas sei, aber sie sei schon in Ordnung. Es gebe einiges zu regeln. Ich wünschte ihr Kraft. Die Stunden bis Paris verbrachte ich überwiegend lesend. Das Festival, an dessen Konzeption ich arbeitete, brachte mich auf neues Terrain. Ich hatte mit dem Orient bislang beruflich nichts zu tun gehabt. Klar, ich war einige Male in Iran, zuletzt 2001. Als Kind war das Land eine Selbstverständlichkeit für mich, die Menschen, die Sprache, das Essen, Teheran. Dann konnte ich lange Zeit nicht mehr dorthin reisen, weil ich wehrpflichtig geworden war. Während des Studiums fing ich

an, mich nebenher für die iranische Kultur zu interessieren, für das Kino vor allem, Musik, Mystik, Literatur. Ich habe auch Persisch-Kurse belegt, um lesen und schreiben zu lernen. Allerdings fehlt es mir bis heute an Übung. Nach dem Diplom bin ich erstmals wieder hingeflogen. Mein Vater hatte mich vom Wehrdienst freigekauft. Politisch ist es natürlich eine Katastrophe, aber ich habe ein paar Cousins und Cousinen in Teheran, mit denen ich viel unternommen habe, Feten, Bergsteigen, Reiten. Man kann im Norden Teherans hervorragend Ski fahren, übrigens auch billig. Der Islam hat mich immer genervt. Für mich war das alles bigott. Wäre es freier gewesen, hätte ich mir vorstellen können, in Iran zu leben. Ich hätte auch beruflich einige Möglichkeiten gehabt. Nur meine Haupteinnahmen hätte ich weiter aus Deutschland beziehen müssen. Finanziell wollte ich nicht von meiner Arbeit in Iran abhängig sein. Wenn ich zu Besuch war, versorgten meine Verwandten mich fast täglich mit Schilderungen über das Chaos in den Behörden, die Willkür, die Korruption. Das System ist verrottet bis in die Wurzeln. Bei der Präsidentschaftswahl 2002 bin ich zum ersten Mal wählen gegangen. Die iranische Botschaft hatte in Bonn ein Wahllokal eingerichtet, sehr befremdliche Leute, aber auffallend bemüht. Seitdem hat sich mein Interesse verloren. Die Hoffnungen haben sich zerschlagen. Allerdings hatte ich auch immer weniger Zeit. Die Wohnung in Cadaqués zu kaufen kam einer Entscheidung gegen Iran gleich, obwohl ich mir das damals nicht bewußt gemacht hatte. Es war eine realistische Entscheidung. Kurz nach Lyon nahm ich mir vor, nächstes Jahr wieder hinzufliegen, um mit Sohrab, meinem Cousin, wandern zu gehen. Ihn vermißte ich am meisten, ihn und seine jüngere Schwester Sepideh, die zwei Tage vor mir zur Welt gekommen ist. Meine Eltern reisen auch nicht mehr oft nach Iran. Sie haben sich ein Ferienhaus gekauft an der Côte d'Azur, vier Stunden entfernt von Cadaqués. Dort sehe ich sie öfter als in Deutschland. Mit Iran haben sie abgeschlossen, ohne es sich einzugestehen. Die letzten dreimal sind sie hingeflogen, um jemanden zu begraben. Wenn es sich irgend rechtfertigen läßt, kondolieren sie von Europa aus. Mich störte es, wie abschätzig sie manchmal über die Toten sprachen, von den Leiden, die dem Tod vorausgegangen waren und den Schmerzen der engsten Angehörigen – als härteten sie sich ab für ihren

eigenen Tod, für das Vergessen und daß es nun einen nach dem anderen treffen würde. Ich hätte mir mehr Betroffenheit gewünscht. Wenn nicht das Angebot gekommen wäre, das Festival zu konzipieren, hätten sich auch meine Fäden in den Orient verloren. Nicht daß ich mich wohl fühle als Deutscher. Ich habe nur einfach den Zeitpunkt verpaßt, ernst zu machen mit Iran. Daß ich angefragt worden bin, das Festival zu konzipieren, verdanke ich ausschließlich meinem Namen. Mit den Arabern hatte ich vor dem Auftrag überhaupt nichts zu tun gehabt. Nicht einmal einen Tauchurlaub am Roten Meer hätte ich als Qualifikation aufweisen können. Je mehr ich las, desto reizvoller fand ich das Thema. Außerdem gab es seit 9/11 derart viel Islam, daß es sich finanziell nur lohnen konnte, mich auf dem Feld zu profilieren. Allerdings wehrte ich mich gegen das Wort selbst. *Islam* waren meine Großeltern, nette, warmherzige Leute. Die Künstler, die ich für das Festival vorschlagen wollte, hatten mit Islam so viel oder so wenig zu tun wie Gerhard Richter mit dem Christentum; keiner unter ihnen war ein *islamischer* Dichter, Musiker, Maler. Das hatte ich schon zu Beginn meiner Recherche begriffen. Es hatte mich viel Energie gekostet, das Attribut *islamisch* aus dem Titel des Festivals zu streichen. Wollt ihr einen Dialog mit dem Islam, oder wollt ihr Kunst, Literatur, Musik? hatte ich die Beamten im Kulturministerium gefragt. Wenn ihr Dialog haben wollt, ladet ein paar Mullahs ein und setzt sie neben einen Pfarrer. Wenn ihr aber Kultur haben wollt, nennt sie bitte nicht *islamisch.* Das machen schon die Fundamentalisten, hatte ich gesagt. Das Argument hatte ich aus einem Aufsatz in Le Monde diplomatique. Es hat die Beamten am Ende überzeugt. Wahrscheinlich hatte der Ministerpräsident Geschäfte laufen mit Saudi-Arabien. Mir war das egal. Für die Eröffnungsgala schwebte mir vor, Emil Zrihane einzuladen, einen Israeli marokkanischer Herkunft. Wer seinen Gesang hört, kommt nicht darauf, daß die Musik nicht arabisch sein könnte. Sie ist arabisch, nur eben jüdisch. Solche Irritationen hervorzurufen nahm ich mir für das gesamte Festival vor. Ich bin bekannt dafür, die Erwartungen eines Publikums zu durchkreuzen. Mich beauftragt, wer etwas Außergewöhnliches plant. Deshalb hatte Korinna mich angemailt. Maike Anfang hätte mich verstanden. Wir wären ein gutes Team gewesen. Sie

haderte mit dem Beruf, hatte Korinna über sie gesagt. Wer weiß, vielleicht wäre mehr aus unserer Zusammenarbeit geworden. Schon seit einigen Monaten erwog ich, das Büro zu vergrößern. Entgegen meiner Absicht war Stefanie eine bloße Schreibkraft geblieben. Ich brauchte jemanden, der mich in Köln vertrat, wenn ich in Cadaqués war, der mit Veranstaltern reden, sie begeistern konnte. Ich wollte noch weniger Zeit in Deutschland verbringen. Zu begeistern und zu repräsentieren dürfte Maike Anfang bei Ford gelernt haben, dachte ich. Außerdem begriff sie meine Philosophie besser als ich selbst. Tagträumend stellte ich mir vor, was aus unserer Zusammenarbeit hätte werden können. Daß sie bei aller Wohlgestalt ihres Körpers nicht sonderlich attraktiv wirkte, schien mir von Vorteil zu sein. Ich brauchte jemanden wie sie. Es sollte um die Sache gehen. Mir fiel wieder ein, daß ich in Köln nichts verloren hatte, außer mich um Maike Anfang zu kümmern. Ich hatte keine Lust auf die Wohnung, die Leute, die Südstadt. Alle redeten jetzt von der Nordstadt und wie cool es dort wäre, Nippes, Agnesviertel, Eigelstein. Ich war in der Südstadt hängengeblieben, wo die Frauen längst nicht mehr hip und die Kinder schon so zahlreich wie in Cadaqués waren. Die Zeitungen, das Fernsehen würden voll von dem Terroranschlag in London sein, voll von dem Mist, den sie über uns ausschütten. Was hatte ich mit den Idioten zu tun, die sich in die Luft sprengen? Sollte man den Arabern doch den Koran kollektiv in den Arsch stecken. Entschuldigte sich ein Deutscher bei mir für Tschetschenien, nur weil dort Christen Muslime massakrieren? Die Toten von 9/11 konnten wir gern gegen Srebrenica aufrechnen. Mein Sommer in Cadaqués hatte gerade erst begonnen. Hoffentlich braucht Korinna mich, dachte ich, sonst ist der ganze Aufwand umsonst.

3

Daß man auf Reisen so gut erreichbar bleibt, hat den Nachteil, daß man bei der Rückkehr nach Hause zu wenig Nachrichten vorfindet, um die Zeit bis zum Müdewerden zu überbrücken. Freunde schreiben überhaupt nicht mehr auf Papier. Die übrige Post und den Anrufbeantworter hat Stefanie schon abgearbeitet. Was wichtig war, hat sie mir am Telefon gesagt oder gefaxt. Die meisten rufen mich gar nicht erst im Festnetz an. Noch dazu war ich kaum mehr als eine Woche fortgewesen und hatte in Köln nicht einmal etwas Bestimmtes zu tun, das mir als Vorwand, da zu sein, unter die Arme gegriffen hätte. Den Fernseher schaltete ich beim ersten Bericht über London aus, also nach fünfzehn Sekunden. Wenn ich Terrorist wäre, dachte ich, würde ich als erstes die Experten liquidieren. Oder ich würde in die Mikrophone kleine, ferngesteuerte Fäuste einbauen, die dem Sprecher unters Kinn fahren, sobald seine Erklärung die Grenze zum Schwachsinn überschreitet. Ich stellte mir vor, wie die Experten alle zehn Sekunden einen Schlag ins Kinn bekämen. Wie kaputt ausnahmslos alle Ehen meiner Freunde bei näherem Hinsehen auch sein mochten – gut hatten sie es darin, nach Reisen nicht mehr die Tür zu einer leeren Wohnung zu öffnen. Vielleicht sollte ich mir ein Haustier anschaffen, dachte ich, eine Katze am besten. Stefanie könnte sie füttern, wenn ich unterwegs wäre. Sie hat ihr Büro in meiner Wohnung. Das hieß: Wenn ich gleich unter der Dusche ausrutschte, würde ich bereits morgen gefunden werden, genau gesagt gegen elf. Die Beerdigung würden meine Eltern übernehmen. Sie würden sofort aus Frankreich anreisen. Meine Schwester Minu, die in München lebt, wäre ebenfalls erschüttert. Die Familie nähme sich ein Hotel, vermutete ich, denn in meiner Wohnung zu übernachten, hätte sie Skrupel, sogar Minu, die ihren

Geiz als spirituelle Askese verkauft – was sie nicht daran hindert, Unsummen auszugeben für die Hygiene ihrer Seele. In München scheint solcher Ablaßhandel zu blühen. Ich rief Korinna an, noch ungeduscht. Sie klang so bedrückt, wie ich erwartet hatte. Schön, daß du anrufst, sagte sie. Ich dämpfte ebenfalls meine Stimme. Jemand aus dem Vorstand hatte in ihrer Abteilung eine kurze Ansprache gehalten. Sie selbst hatte auch einige Worte gesagt. Es ist eigentlich ganz schön gewesen, sagte sie, ein Moment, in dem alle gespürt hätten zusammenzugehören, nicht als Angestellte, als Menschen irgendwie zusammenzugehören. Alle hätten Maike Anfang gemocht. Wie viele seid ihr, fragte ich. Insgesamt siebenundzwanzig, sagte Korinna, aber es seien nicht alle dagewesen. Und wie war es sonst heute? Nicht viel anders als an anderen Tagen, nur daß keiner gelacht habe. Die Dinge, die es zu regeln gab, war sie noch nicht angegangen, sagte sie. Schon gar nicht hätte sie sich überwinden können, Maike Anfangs Büro zu betreten. Niemand hätte die Tür geöffnet. Die Putzfrau am Abend dürfte die erste gewesen sein. Viel zu putzen hatte sie nicht, dachte ich. Gestern abend hatte Korinna noch einmal mit Maike Anfangs Freund telefoniert. Es war wohl tatsächlich ein Gehirnschlag gewesen oder etwas Ähnliches. Morgen sollte die Leiche freigegeben werden. Das Begräbnis würde in Bergneustadt stattfinden. Ein Termin stand noch nicht fest. Das haben wir doch schon alles gewußt, dachte ich. Ich fragte Korinna, ob sie sich mit dem Freund verabredet habe. Sie habe ihm angeboten, sich zu treffen, aber er habe geantwortet, daß er sich besser allein zurechtfinde im Augenblick. Seine Schwester kümmere sich um ihn. Er übernachte wieder bei sich zu Hause. Sie könne verstehen, sagte Korinna, daß der Freund im Augenblick lieber allein sein wolle. Ja, das sei verständlich, stimmte ich ihr zu: nach diesem Schock. Bei der Beerdigung würde sie ihn ja spätestens kennenlernen, bemerkte Korinna noch. Und wie geht es dir? fragte ich. Geht so, antwortete sie, schon okay, ein bißchen traurig. Ist ja klar, daß man traurig ist, bemerkte ich, ist doch völlig klar. So ein Tod stellt alles in Frage, sagte Korinna, den Wert von all dem, was wir tun. Ich erwiderte, daß der Tod aber auch helfe, sich auf das Wichtige im Leben zu besinnen. Ja, so viel ist es nicht, was wichtig ist, sagte Korinna. Das Leben ist so zerbrechlich, fuhr ich fort: Wir

müssen achtgeben darauf, achtgeben auf jede Sekunde. Und wir müssen lieben, sagte Korinna, die Liebe sei das Wichtigste überhaupt, das führe ihr so ein Tod wieder vor Augen: Wir müßten viel lieber miteinander umgehen, im Privaten, aber auch insgesamt. Ich konnte nichts mehr erwidern. Drei, vier Sekunden blieb die Leitung still. Alles, was zu bemerken mir einfiel, hätte endgültig die Grenze zum Schwachsinn überschritten. Die Faust fiel mir ein, die aus der Sprechmuschel fahren und mich ans Kinn treffen könnte. Das darf nicht wahr sein, seufzte ich schließlich, ich kann das einfach nicht fassen. Zum Glück fragte Korinna mich nicht, warum ich überhaupt in Köln war. Ich wollte nicht zugeben, daß ich wegen Maike Anfang zurückgekehrt war, wegen Maike Anfangs Tod. Ich hatte sie doch kaum gekannt. Und so nah stand Korinna weder Maike Anfang noch mir, daß sie auf meinen Beistand angewiesen wäre. Wir müssen mal besprechen, wie es jetzt weitergeht, sagte ich. Ja, laß uns mal treffen, sagte sie. Wenn du Zeit hast, könnten wir diese Woche essen gehen, sagte ich. Das wäre schön, sagte sie. Sie fände es schön, mich zu sehen. Sie müsse nur schauen, ob sie es diese Woche schaffe. Es sei viel zu tun, nicht nur wegen Maike Anfang. Viele ihrer Mitarbeiter seien im Urlaub. Ob ich wirklich mitkommen wolle zur Beerdigung? Sicher, antwortete ich, das hätte ich ja schon gesagt. Das ist schön, sagte sie und bedankte sich. Wie oft sie *schön* sagte, dachte ich: Sagte sie das immer? Bislang war mir nur aufgestoßen, daß sie ständig zu dem Attribut *wahnsinnig* griff, *wahnsinnig* spannend, *wahnsinnig* nett, *wahnsinnig* schön. *Wahnsinnig* benutzte sie jetzt gar nicht mehr. Auf den Stil zu achten gehört zu meinem Beruf, mag es in der Regel auch der Stil der Kleidung oder des Auftritts sein. Wir verabredeten, die Tage miteinander zu telefonieren. Wenn es etwas Neues gebe, würde Korinna mich anrufen. Als ich aufgelegt hatte, fiel mir keine mögliche Neuigkeit ein außer dem Termin der Beerdigung. Alles andere war geklärt oder würde geregelt werden. Selbst Korinna hatte mit Maike Anfangs Tod nur noch betriebsintern zu tun. Ich gestand mir die Enttäuschung darüber ein, daß sie so gefaßt schien. Aber wie hätte sie anders sein können? Sie war schließlich traurig, kein Zweifel. Sie war niemand, der ohne Umstand zur Tagesordnung überging. Wahrscheinlich hatte sie sogar eine Verabredung abgesagt oder war nach der

Arbeit nicht ins Fitneßstudio gegangen. Im Konzern hatte sie einen angemessenen Abschied von Maike Anfang bereits in die Wege geleitet. Um alles andere kümmerten sich der Freund oder die Eltern. Was hätte Korinna noch tun können? Wenn sie geweint hätte, hätte ich sie trösten können. Ich begriff, daß sie mit Maike Anfang längst nicht so eng befreundet gewesen war, wie ich angenommen hatte. Sie waren Kolleginnen gewesen und hatten sich gelegentlich außerhalb des Büros gesehen, nicht oft. Korinna dürfte viele Bekannte wie Maike Anfang haben. Offen blieb, ob auch umgekehrt Korinna für Maike Anfang eine unter vielen Bekannten gewesen war. Nun gut, dachte ich, nach der Beerdigung setze ich mich wieder in den Zug. Vielleicht würde sich der Sinn meiner Rückkehr noch erweisen. Vielleicht stellte sich in den nächsten Tagen heraus, wer an Stelle Maike Anfangs die Abschiedsfeier für Patrick Boger betreuen sollte. Dann könne man die notwendigen Absprachen jetzt schon treffen. Ich fuhr mit der Routine des Ankommens fort, wenngleich Maike Anfang mein Bewußtsein immer nur für Minuten verließ. Immer wieder stellte ich sie mir in einem Kühlraum vor, in einer Art Kühlschrank, in den man sie horizontal hineingeschoben hatte. War sie nackt? Hatte man sie schon gewaschen? Wo lag sie überhaupt, in einem Krankenhaus, bei der Polizei, der Justiz, in einem gerichtsmedizinischen Institut? Ich hatte keinerlei Vorstellung, was mit einer Leiche in Köln geschieht, noch dazu einer Leiche, die von der Polizei oder welche Institution auch immer dafür zuständig sein mochte, noch nicht freigegeben war. Deutsche Kriminalfilme, die mir Hinweise hätten geben können, sah ich so gut wie nie. Weder im Telefonbuch noch in den Gelben Seiten fand ich einen Hinweis auf ein Leichenschauhaus oder etwas Ähnliches. Man muß doch irgendwo anrufen können, wenn jemand gestorben ist, dachte ich. Die unmittelbaren Angehörigen würden wahrscheinlich von der Polizei oder dem Krankenhaus instruiert. Auch im Internet wurde ich nicht fündig. Ich googelte erst *Leichenschauhaus Köln,* dann *Gerichtsmedizinisches Institut Köln* und blieb jedesmal bei Seiten hängen, die mit meiner Frage nichts zu tun hatten. Ich las mich fest bei Günter Wallraff und dann bei der Medizinischen Fakultät der Universität zu Köln, ohne auf die Suchwörter noch zu achten. Was war mit Maike Anfang? Sie selbst hatte es bei *google*

auf neunzehn Einträge gebracht, fast alle im Zusammenhang mit Aktivitäten der Ford AG Deutschland. Drei Einträge wiesen sie als Mitglied der Hockeymannschaft Damen II von Schwarz-Weiß Köln aus. Wenigstens schien es nur einen Menschen ihres Namens gegeben zu haben. Ihre Doktorarbeit schien nicht veröffentlicht worden zu sein. Ich bestellte den Titel im Online-Katalog der Universitätsbibliothek: *Verteufelungen, Judendarstellungen und Feindbilder im deutschen Oster- und Passionsspiel. Eine Untersuchung anhand der Manuskripte der theaterwissenschaftlichen Bibliothek Porz-Wahn.* Auf der Eingangsseite meiner eigenen Website trug ich den fettbeschrifteten Hinweis ein, daß am Samstag, dem 9. Juli 2005, leider meine Kollegin Maike Anfang verstorben sei. So würde sie es wenigstens auf den zwanzigsten Eintrag bringen. Ich nahm mir vor, den Seiten, auf denen ich später die Abschiedsfeier Patrick Bogers präsentieren würde, den Hinweis *In memoriam Maike Anfang* voranzustellen, verbunden vielleicht mit einem Link zu ihrem Lebenslauf, einem Bild und einer Erklärung, in welcher Beziehung wir zueinander gestanden hatten. Auch auf der Feier selbst könnte ich einen Hinweis unterbringen, zumindest im Programmheft, sofern es eines geben sollte. Einen Gedanken weiter wirkte das alles albern. Dieselbe kindische Anwandlung hatte mich schon aus Cadaqués vertrieben. Den Hinweis auf meiner Website ließ ich fürs erste stehen. Meine Augen brannten vor Müdigkeit. Ursprünglich hatte ich geplant, noch um die Ecke etwas essen zu gehen, ein Dürüm mit Ayran oder Spaghetti all'Arrabiata, etwas Leichtes. Jetzt konnte ich mich nicht einmal aufraffen, eine Tiefkühlpizza in den Ofen zu schieben. Um tatsächlich einschlafen zu können, nahm ich mir das dritte Kölsch und trat auf den Balkon, der auf den Hinterhof geht. So unzuverlässig Stefanie war, hatte sie immerhin daran gedacht, das Kölsch in den Kühlschrank zu stellen. An diese Dinge denkt sie. In Boxershorts und T-Shirt war mir zu kalt. In Cadaqués wäre es jetzt perfekt, dachte ich und schloß die Balkontür hinter mir. Zwei, drei Freunde gab es, die ich noch hätte anrufen können, aber es war spät genug, schlafen zu gehen, halb zwölf. Josef, der mir die Fahnen seines Buches gegeben hatte, würde sich über meinen Anruf am meisten freuen, aber diese Lüge würde ich noch ein wenig vor mir herschieben können.

Maike Anfangs Nummer hatte ich noch nicht in meinem Handy gespeichert, erinnerte ich mich, als ich die Namen im Adreßbuch herunterklickte. Ihre Visitenkarte hatte ich heute morgen auf dem Schreibtisch in Cadaqués noch gesehen, aber weder mitgenommen (wozu?) noch weggeworfen (unmöglich). Ich könnte ihren Freund bitten nachzuschauen, ob sie meine Nummer schon gespeichert hatte, überlegte ich und klickte mich im Adreßbuch weiter nach unten. Es hätte mich interessiert. Außer Stefanie und Korinna wußte niemand, daß ich zurück war. Als ich das Handy neben das Bett legen wollte, sah ich, daß ich eine SMS empfangen hatte. Ich wunderte mich: Gewöhnlich macht das Handy ein grunzendes Geräusch, wenn es eine SMS empfängt. Ich mußte es überhört haben. Korinna hatte mir um 22:38 Uhr, eine gute Stunde nach unserem Gespräch, mitgeteilt, sich über meine Rückkehr zu freuen: *Es ist schön, daß du wieder zurück bist. Ich danke dir. Laß uns bald sehen. Alles liebe, korinna.* Sie fühlt sich wahrscheinlich genauso allein wie ich, dachte ich, und hat dieselben Gedanken. *Korinna,* schrieb ich zurück, *ich bin wegen dir zurückgekehrt, für den Fall, daß du mich brauchst, d.* Noch während die Nachricht unterwegs war, bereute ich, so deutlich geworden zu sein. Außerdem war ich mir nicht einmal sicher, ob es stimmte. Nein, ich war mir beinah sicher, daß ich nicht wegen Korinna zurückgekehrt war. Jedenfalls im Morgengrauen, als ich beschloß, aus Cadaqués abzureisen, hatte ich kaum an sie gedacht. Wieso hatte ich es dann behauptet? *Danke! Ich bin froh, daß wir uns kennengelernt haben, korinna.* Sie mußte die Nachricht sofort nach Eingang der meinen getippt haben. Ich überlegte, ob sie mich mit der SMS auf höflicher Distanz halten oder im Gegenteil zu weiteren Äußerungen anstiften wollte. Wahrscheinlich wollte sie genau das in der Schwebe halten. Wahrscheinlich konnte sie nicht einschlafen. Wahrscheinlich bot ich ihr nichts anderes, als was sie mir bot. Wenn es nur Einsamkeit oder Schlaflosigkeit gewesen wäre, hätte ich noch in die Kneipe gehen oder bei Freunden anrufen können. Korinna bot mir die tote Maike Anfang, das gleiche Empfinden. *Magst du noch zu mir kommen, oder sollen wir uns treffen? D.* Diesmal ärgerte ich mich noch mehr über meine Nachricht. Korinna mußte sie als Angebot verstehen, die Nacht mit mir zu verbringen. Das war es auch, gab ich mir zu. Es war nicht das Bedürfnis, mit Korinna zu

schlafen. Ich hätte sie einfach gern bei mir gehabt, sie im Arm gehalten, mehr von ihr erfahren. Ich hätte auch mit ihr geschlafen, klar, aber das war nicht das Entscheidende. So attraktiv sie war, vermutete ich bei Korinna nicht jene Hemmungslosigkeit, die mich verzücken würde. Entscheidend war, ihr nah zu sein, jetzt, das Vertrauen, das wir zwischen uns spürten, zu erkunden, es auf die Körper auszuweiten. Aber vielleicht spürte nur ich es und täuschte mich also. Vielleicht hatte ich durch meinen Vorstoß das Vertrauen zerstört, als es gerade im Entstehen war. Sie hatte keine Möglichkeit, mich so zu verstehen, wie ich es gemeint hatte beziehungsweise es mir nachträglich selbst erklärte. Ich wartete ab, ob Korinna mir wieder so prompt antworten würde wie auf meine vorherige SMS, öffnete die Balkontür und hörte mit dem Handy in der Hand noch zwei oder drei zusätzliche Minuten den Geräuschen des Innenhofs zu, fröstelnd. Die Fenster und Balkontüren fast aller Nachbarn waren geöffnet. Kalt konnte es nicht sein. *Das sollte keine anmache sein, korinna, wirklich nicht. Ich wollte einfach nur, daß du weißt, daß ich da bin für dich, wenn du mich brauchst. Und daß ich dich wirklich mag und mich immer freue, dich zu sehen. D.* Mit diesen Worten, so schien mir, könnte ich schlafen gehen, auch wenn Korinna mir heute nicht mehr oder abweisend antworten würde. Ich könnte mich immer zurückziehen auf eine Position übersteigerter, aber allgemeiner Mitmenschlichkeit und Sympathie. Und mochte sie mir nicht glauben, war es auch nicht weiter schlimm. Ich war auf Korinna nicht angewiesen. Ich hatte nur nicht gewollt, daß sie denkt, ich sei es. Mochte sie es denken, sagte ich mir nun. Sie würde sich über meine gelassene Freundlichkeit, mit der ich in unserer Beziehung fortfahren würde, um so mehr wundern und sich im Laufe der Zeit selbst korrigieren. Eine weitere Blöße würde ich mir nicht geben, sofern sie sich nicht öffnete. Die Voraussetzung für eine gute Zusammenarbeit war weiterhin vorhanden; schade nur, daß Maike Anfang nicht mehr dabeisein würde. Mit ihr wäre es etwas anderes gewesen. Mit ihr hätte mich etwas Tieferes verbinden können. Nichts Sexuelles meine ich, etwas Tieferes. *Das ist total lieb von dir. Hätte dich gern noch gesehen. Aber bin jetzt schon halb im bett und muß morgen früh raus. Schade. Hast du übermorgen abend zeit?* Ich konnte den Tag beruhigt beenden. Im

Zusammenspiel hatten wir mein kleines Fiasko vermieden. Wie auch immer sie meine beiden letzten Nachrichten deutete, sie hatte die Worte gefunden, nach denen wir unsere Bekanntschaft nahtlos fortsetzen und verfestigen konnten. Ohne sich ihrerseits eine Blöße zu geben, hatte sie exakt das Maß an Zuneigung hinzugefügt, das nötig war, damit meine Annäherung uns nicht peinlich berührte. Würde ich mich übermorgen zurückhalten, wäre unser Verhältnis wieder ausgeglichen. *Klar habe ich zeit. Meld dich einfach, d.* Die Worte *Freue mich auf übermorgen* löschte ich, bevor ich die SMS abschickte. Sie schienen mir zwar angesichts der Vertrautheit, die wir bereits hergestellt hatten, unverfänglich, doch ging ich auf Nummer sicher. Gefühle hatte ich für den Abend genug gesimst. Es war 0:23 Uhr. Sollte ich mir noch ein Kölsch holen oder schlafen gehen? Der Supermarkt von Cadaqués verkauft unter den deutschen Bieren nur Beck's. Bier trinke ich deutsch, die einzige Regung meines Deutschtums, bevorzugt allerdings Kölsch, weil der Lokalpatriotismus immer überwiegt. Den Unterschied würde ich ohne Etikett wahrscheinlich nicht erkennen. Die Light-Versionen verachte ich, obwohl sie besser wären für meine Linie. Lieber laufe ich ein paar Minuten zusätzlich am Rhein oder schwimme in Cadaqués einen Felsen weiter. Mir ist meine Linie wichtig, nicht *wahnsinnig* wichtig, wie Korinna sagen würde, aber wichtig. Ich will gut aussehen und stehe dazu. Daß ich nicht wußte, wieviel Zeit ich in den nächsten Tagen haben würde zum Sport, gab den Ausschlag gegen ein weiteres Kölsch. Vorhin hätte ich sofort einschlafen können. Jetzt nahm ich mir ein Buch aus der Reisetasche, das ich für das Festival in Baden-Württemberg lesen wollte, den Roman einer jungen Türkin, und legte mich aufs Bett. Jemand aus dem Kultusministerium hatte sie als Hauptrednerin für den Eröffnungsabend der orientalischen Kulturwochen vorgeschlagen. Auf dem Photo sah sie etwas mondän, aber hübsch aus. In einem Interview hatte sie gesagt, daß sie sich für Mystik interessiere und nichts mit der anti-islamischen Haltung ihrer Kollegen anfangen könne. Das gefiel mir. Als Eröffnungsrednerin paßte jemand wie sie genau in mein Konzept, eine junge Türkin, attraktiv, sympathisch, erfolgreich und ihrem ganzen Habitus nach vollkommen emanzipiert und säkular, die selbstbewußt auf dem islamischen Erbe beharrt. Mich selbst

widert die Hetze der Medien gegen den Islam so an, daß ich mir immer wieder ins Gedächtnis rufen muß, gar nicht besonders islamisch zu fühlen. Am ehesten zieht mich die Mystik an, genau wie diese junge türkische Autorin. Egal, wie ihr Buch war, ich würde sie in dem Festival schon plazieren. Wir hätten uns viel zu sagen, dachte ich. Als Kind war ich oft dabeigewesen, wie die Erwachsenen nach dem Abendessen die persischen Klassiker vortrugen, Hafis, Rumi und so weiter. Als ich sie später zu verstehen begann, staunte ich über die Rätsel. Weiter bin ich nicht vorgestoßen. Mir fehlte der Ehrgeiz meiner iranischen oder türkischen Altersgenossen, Islamwissenschaft zu studieren, um die eigene Kultur, meine Identität! kennenzulernen. Zugegeben, nach dem Abitur hatte ich mit dem Gedanken gespielt, aber als ich erfuhr, daß ich dafür Arabisch lernen müßte, war die Angelegenheit für mich erledigt. Der Persischkurs an der Volkshochschule genügte als Ausrede, um mich weiterhin mit etwas anderem als Deutschland zu identifizieren. Keine Frage, die Jungens, die sich in London oder wo immer in die Luft sprengen, sind vollständig durchgeknallt. Irgendwo hatte ich einen Artikel gelesen, in dem der ganze religiöse Scheißdreck als Folge sexueller Frustration erklärt wurde. Das erschien mir plausibel. Die haben alle nicht genug gefickt, dachte ich. Und diese Mullahs, die ihnen den Schwachsinn einflüstern, sollte man gleich mitficken. Das wäre mal ein Job für diese Holländerin, die jetzt überall zu sehen ist und zugegeben nicht schlecht aussieht, dachte ich und überlegte, ob ich nicht doch noch den Fernseher einschalten sollte, um zu sehen, was mit den Anschlägen war. Schlafen könnte ich ohnehin nicht. Harald Schmidt hatte Sommerpause. Das Buch der Türkin hatte ich eine Stunde vor Köln erst angefangen. Die Fahnen meines Freundes sollte ich ebenfalls zu Ende lesen. Ich nahm das vierte Kölsch und trat wieder auf den Balkon. Es ist ein kleiner Balkon, einen Schritt breit, drei lang, zwei Stühle, kein Tisch. Überhaupt wäre die Wohnung zu klein, sollte ich einmal Familie haben. Bei fünf Nachbarn brannte noch Licht, also nicht einmal in einer Wohnung pro Haus. Daß es morgen warm werden sollte, war auch wieder so eine Lüge. Ich stellte die Flasche Kölsch, aus der ich nicht einmal bis zum Etikett getrunken hatte, auf den Boden und ging zurück ins Zimmer. Etwa zehn Sekunden lang

stand ich unschlüssig im Raum. Dann zog ich mir den Pyjama an und putzte mir die Zähne. Im Bett prüfte ich noch einmal alle Nachrichten, die Korinna und ich uns seit gestern gesimst hatten. Es war in Ordnung. Es war ein bißchen übertrieben, aber in Ordnung. Mir fiel ein, daß ich mich noch kein einziges Mal gefragt hatte, ob sie mit jemandem liiert war. Wir hatten nie darüber gesprochen, weder über ihre noch über meine etwaige Beziehung. Vielleicht wohnte sie sogar zusammen mit einem Mann. Vielleicht war sie verheiratet und hatte Kinder. Letzteres schien mir ausgeschlossen, sonst wäre sie abends nicht oft unterwegs gewesen und hätte mich auch nicht spontan in Cadaqués besucht. Außerdem habe ich es noch nie erlebt, daß eine Mutter ihre Kinder so lange nicht erwähnt, jedenfalls nicht, wenn die Kinder noch klein sind. Einen Freund oder einen Mann konnte Korinna verschwiegen haben, jedoch keine Kinder. Am wahrscheinlichsten war, daß sie allein lebte und anfing, von einer Familie zu träumen. Daß sie lesbisch war, hielt ich für ausgeschlossen. Dafür habe ich ein Sensorium. Ob sie etwas mit Patrick Boger hatte? Wenn sie jetzt neben mir läge, hätte ich doch gern mit ihr geschlafen, dachte ich. Aber warum war ich zurückgekehrt? Ich stand auf und schaute im Telefonbuch nach Maike Anfang. Daß ich nicht früher darauf gekommen war, wunderte mich. Tatsächlich fand ich unter den drei Anfangs ihren Namen. Ich wählte die Nummer und hörte nach vier Freizeichen, daß sie nicht zu Hause sei, mich aber umgehend zurückrufen werde, wenn ich nach dem Signalton eine Nachricht hinterließe. Als ich auflegte, hatte der Anrufbeantworter eine Sekunde meines Atmens aufgenommen. Habe ich mich damit verdächtig gemacht? fragte ich mich. Vielleicht würde die Polizei den Anrufbeantworter abhören. Andererseits dürften die Ermittlungen eingestellt worden sein, wenn morgen die Leiche freigegeben würde. Und jemand, der sie nach ihrem Tod noch anrief, konnte kaum als Mörder in Frage kommen. Was hieß das überhaupt, daß die Leiche freigegeben würde? Wohin würde Maike Anfang gebracht werden? Und wo lag sie jetzt? Ich drückte auf die Wahlwiederholung und hinterließ diesmal meinen Namen, meine Nummer und die Nachricht, daß ich ein Kollege und Freund von Maike Anfang sei, von ihrem Tod gehört hätte und um Rückruf bäte, falls ein Angehöriger oder Freund den Anrufbeantworter abhöre. Maike Anfang

habe mir sehr viel bedeutet, und ich wäre zutiefst dankbar, wenn ich mit jemandem, der ihr nahestehe, reden könnte, nicht zuletzt, um den Termin der Beerdigung zu erfahren. Außerdem bot ich meine Hilfe an, entschuldigte mich und bekundete mein Beileid.

4

Das sei nett von mir, daß ich so schnell vorbeigekommen sei, sagte Maike Anfangs Mutter, als sie die Tür öffnete. Sie hatte mich vom Telefon ihrer Tochter aus angerufen, als ich mir die Zähne putzte, 9:15 Uhr. Schon im zweiten Satz hatte sie sich für ihren Anruf entschuldigt. Ich habe mich zu entschuldigen, hatte ich gesagt, daß ich bei all dem Schrecklichen, was der Familie widerfahren sei, mich auch noch aufdränge. Nein, nein, hatte sie gesagt, es tut gut zu wissen, daß meine Tochter Freunde hatte und die Freunde sich kümmern. Und außerdem – ich hatte an der Pause geahnt, wie sie schluckte, um nicht zu weinen –, außerdem habe sie vor einer halben Stunde die Wohnung ihrer Tochter zum ersten Mal nach deren Tod betreten und sei froh, jemanden anrufen zu können, eine Stimme zu hören. Deshalb habe sie sich gleich gemeldet, als sie den Anrufbeantworter abgehört hatte. Ich sei der einzige gewesen, der eine Nachricht hinterlassen habe. Vermutlich hat die Polizei den Anrufbeantworter bereits abgehört, hatte ich gesagt, offenbar in der Absicht, sie darüber zu trösten, daß nicht mehr Leute bei ihrer Tochter angerufen hatten. Dabei hätte die Polizei etwaige Nachrichten gewiß nicht gelöscht. Die Hilflosigkeit, die sie mir, einer fremden Stimme, nach zwei Minuten offenbarte, hatte mich verlegen gemacht. Im nachhinein konnte ich es mit ihrer Situation erklären, der Überforderung, sich in der Wohnung der toten Tochter einen ersten Überblick darüber zu verschaffen, was aufgeräumt, beiseite gelegt oder weggeworfen werden mußte. Mit Korinnas Gefaßtheit umzugehen war doch leichter gewesen. Dabei hatte ich mir gestern abend noch fast gewünscht, Korinna hätte geweint oder wäre auf andere Weise aufgelöst gewesen, damit ich etwas für sie hätte tun können, sie in den Arm nehmen oder sie wieder aufbauen. Immerhin war

mir eingefallen, Frau Anfang zu fragen, ob ich helfen könne. Erst sagte sie nein, sie komme schon zurecht, aber meine Frage, ob ich vorbeikommen solle, bejahte sie, ohne zu zögern. Ja, ich solle vorbeikommen, wenn es mir wirklich nichts ausmache, hatte sie gesagt, sie halte es in der Wohnung ihrer Tochter allein nicht so gut aus. Danach hatte sie sich wieder entschuldigt. Ich bin in einer halben Stunde bei Ihnen, hatte ich gesagt. Mehr hatten wir am Telefon nicht besprochen. Die Adresse mußte ich nochmals im Telefonbuch nachschlagen. Ich hatte mich nicht getraut, Frau Anfang zu fragen. Sie sollte nicht denken, daß ich nicht mit ihrer Tochter befreundet gewesen war. Da Stefanie nicht an Brot gedacht hatte, aß ich zum Espresso ein Müsli mit H-Milch. Im Café zu frühstücken, hatte ich keine Zeit. Ich wollte Frau Anfang nicht allein lassen. Vielleicht war das der Sinn meiner Rückkehr, dachte ich: Konnte ich weder etwas für Korinna noch für Maike Anfang tun, dann für die Mutter. Stefanie hatte ich einen Zettel geschrieben, daß ich wahrscheinlich gegen Mittag zurück und bis dahin telefonisch womöglich nicht zu erreichen sei. Bei aller Kultiviertheit, die ich mir zurechne, gehöre ich zu den Leuten, die ihr Handy nur ausschalten, wenn es sich unter keinen Umständen vermeiden läßt. In Maike Anfangs Wohnung würde es sich nicht vermeiden lassen, nicht einmal, wenn ich den Klingelton abstellte. Wenn ich mich tagsüber nicht melde, macht sich meine Sekretärin Sorgen. Immerhin schreie ich niemals, wenn ich telefoniere, hatte ich überlegt, als ich die Wohnung verließ. Es ist ja nicht nur, daß diese Schwachköpfe auf den Bahnfahrten ins Handy brüllen, damit es noch der Lokführer versteht. Es ist völlig sinnlos. Am anderen Ende der Verbindung wären sie genauso gut zu verstehen, wenn sie mit normaler Stimme sprächen. Schließlich telefoniere ich auch im Zug, ohne den Mitreisenden mein Gespräch aufzuzwingen. An mein Telefonat mit Korinna hatte ich nicht gedacht, als ich aufs Fahrrad stieg, sondern daß die Welt voller Arschlöcher sei, diese Proleten im Zug und die Araber, die sich in die Luft jagen, und die fetten Weißen, die uns deswegen alle für Araber halten. Ob es schon Hinweise gab, wer die Täter überhaupt waren – ich hoffte auf nordirische Extremisten –, war den Titelseiten von Bild und Express nicht zu entnehmen, die ich im Vorbeifahren las. Hängen geblieben war mir die Schlagzeile *Ich überlebte*

Dieter Bohlen. Ob ich mich für Frau Anfang nicht hätte rasieren sollen, hatte ich mich gefragt: Meinen Namen hatte ich auf dem Anrufbeantworter hinterlassen, aber wenn sie mich mit fünftägigem Bart, den langen Haaren und dem schwarzen Anzug sehen würde, wer weiß, vielleicht würde sie das irritieren. Ich merke, daß die Leute irritiert sind, wenn sie einen unrasierten Araber sehen, obwohl ich keiner bin. Das Hemd würde ich besser zuknöpfen bis unter den Kragen, hatte ich mir vorgenommen, als ich die Innere Kanalstraße überquerte. Ich trage die Hemden normalerweise mit drei offenen Knöpfen; dunkle Anzüge und weiße, weit geöffnete Hemden, so sehe ich aus, im Winter ein Mantel. Den Frauen um die Vierzig, mit denen ich in den Verwaltungen, Ämtern und Ministerien zu tun habe, gefällt das. Die Älteren unter ihnen sagen mir das oft. Leider gefallen sie mir in der Regel nicht. Man merkt ihnen an, daß sie den ganzen Tag nur sitzen. Mit Korinna ist es anders, hatte ich gedacht, nicht nur wegen ihres Körpers. Sie hatte etwas. Sie war ganz anders als ich, aber auf der Suche und genauso eigen, wie ich es für mich selbst beanspruche. Mit Maike Anfang wäre es auch anders gewesen, nicht obwohl, sondern gerade weil sie so verkopft gewirkt hatte. Nach dem Whisky war außerdem etwas Weiches und Körperliches bei ihr hervorgetreten, eine übergroße, eingestandene Sehnsucht. Ohne es zum Thema zu machen, schien sie zu wissen, daß sie am falschen Ort gelandet war. Das hatte mich für sie eingenommen. Ich empfinde das genauso. Korinna kämpft noch dagegen an. Anders als Maike Anfang habe ich allerdings die Konsequenz gezogen und bin geflohen, nicht nur nach Cadaqués, meine ich, sondern aus dem Leben überhaupt, dem realen Leben, dem, das zählt. Schließlich bilde ich mir nicht ein, daß die barhäuptigen Maler hinter den offenen Fenstern auch nur ein einziges Bild hervorbringen, das Bestand hat außerhalb unserer Disneyworld. Picasso war einmal. Heutzutage ist das einzig Wirkliche an Cadaqués das Meer. Ich hatte an einem Nachkriegsbau geklingelt und war die Treppen hoch bis zur dritten Etage gestiegen. Frau Anfang schätzte ich auf Mitte sechzig. Am Telefon hatte sie jünger geklungen. Sie wisse nicht, was in sie gefahren sei, daß sie mich in die Wohnung ihrer Tochter gerufen habe. Sie habe mich nicht gerufen, sagte ich. Ich selbst hätte angeboten, mich aufs Fahrrad zu setzen

und die paar Meter nach Ehrenfeld zu radeln. Das sei kein Aufwand gewesen für mich. Außerdem sei ich froh, sie kennenlernen zu dürfen und ein letztes Mal die Wohnung ihrer Tochter zu sehen. Wieso sagte ich *letztes Mal?* Ich verwarf die Überlegung, mich zu korrigieren. Wahrscheinlich war ihr die Formulierung nicht aufgefallen. Sie mußte ohnehin denken, daß ich ein guter Freund ihrer Tochter gewesen war. Solange sie mich nicht danach fragte, hielt ich es für überflüssig, sie eines Besseren zu belehren. Sind Sie allein? fragte ich, dabei wußte ich, daß sie es war. Frau Anfang verstand meine Frage anders und antwortete, daß ihr Mann vor drei Jahren gestorben sei. Ach so, sagte ich und verbarg nicht mein Erstaunen. Korinna hatte doch von *den Eltern* gesprochen. Sie hatte nicht erwähnt, daß der Vater längst gestorben war. Sie hatte gesagt, daß *die Eltern* sich um die Beerdigung kümmerten, nicht die Mutter. Korinna mußte das von dem Freund übernommen haben. Ob nicht einmal der Freund von dem Tod des Vaters wußte? Wenn Maike Anfang ihm nichts davon gesagt hatte, hätte er es kaum in Erfahrung bringen können. Daß ich nichts davon gewußt hatte, schien die Mutter nicht zu irritieren. Sie hatte allen Grund, mit den Gedanken woanders zu sein, dachte ich. Ob sie noch andere Kinder hatte, fragte ich Frau Anfang besser nicht. Ich hätte es von ihrer Tochter wissen müssen. Wir standen immer noch in der Tür. Ihr Gesicht zeigte keine Spur von Tränen. Bestimmt hatte sie sich frisch gemacht, bevor ich klingelte. Anzusehen war ihr der Schock. Ich meinte, die Erschütterung in den weit geöffneten Augen zu sehen. Außerdem war sie derart bleich, daß es nicht ihre gewöhnliche Hautfarbe sein konnte. Die kurzen Haare hatte sie dunkelblond gefärbt. An der Stirn waren sie schon wieder grau geworden. Besondere Ähnlichkeiten mit ihrer Tochter bemerkte ich nicht. Das Gesicht war längst nicht so breit. Der Mund könnte der gleiche sein, dachte ich. Ich hatte Maike Anfangs Mund doch nicht so genau vor Augen, wie ich mir eingebildet hatte. Anscheinend war Frau Anfang unsicher, wo sie mich hinführen sollte. Ich fragte, ob wir einen Kaffee trinken könnten. Ich hatte kein Bedürfnis nach einem weiteren Kaffee. Ich wollte Frau Anfang einfach dabei helfen, den Augenblick vor der Tür aufzulösen und etwas zu tun. Wir könnten wahrscheinlich beide einen Kaffee gebrauchen, sagte ich so, daß es

gefaßt klingen mochte und stark. Obwohl es unhöflich war, erschien es mir erforderlich, die Initiative zu übernehmen. Ja, lassen Sie uns einen Kaffee trinken, antwortete Frau Anfang und bat mich, sie in die Küche zu begleiten. Mit den rissigen, von Arbeit zeugenden Händen sah sie nicht aus, als trüge sie das bordeauxrote Kostüm im Alltag. Wahrscheinlich hatte sie noch andere Termine, daß sie sich so schick gemacht hatte. Die Leiche wird heute freigegeben, erinnerte ich mich. Hieß das, daß Frau Anfang die Leiche abholen würde, allein oder zusammen mit einem Bestatter? Allein wohl kaum, denn die Leiche brauchte einen Wagen. Und wo würde die Leiche vom Gerichtsmedizinischen Institut aus hingefahren? Ich vermutete, daß sie beim Bestatter gelagert würde, aufgebahrt, wie ich mich selbst korrigierte, wobei das Wort aufgebahrt doch eher auf die Wohnung oder eine Kirche deuten würde, einen Ort, an dem man Abschied nimmt. Schwarz trug ihre Mutter nicht. Sie konnte unmöglich ohne Begleitung zum Gerichtsmedizinischen Institut fahren oder wo immer ihre Tochter abgeholt werden mußte. Was war mit dem Freund? Ich ging durch, was ich für den Tag geplant hatte, und stellte fest, daß es mir keine Umstände bereiten würde, sie zu begleiten. Ich hätte Frau Anfang allerdings auch begleitet, wenn es mir Umstände bereitet hätte – sofern sie das überhaupt wünschte, setzte ich in Gedanken hinzu. Sie bekräftigte, ein Kaffee würde ihr sicher guttun. Sie sagte nicht, daß mir der Kaffee guttun würde, sondern hatte sich damit abgefunden, die Unterstützung anzunehmen, die ich ihr bot. Darüber war ich erleichtert. Außer Bad und Küche schien die Wohnung nur ein Zimmer zu haben: Laminatboden, Schränke und Tisch aus unlackiertem Holz. Habitat, tippte ich und fand die Einrichtung annehmbar. Darf ich mich kurz umschauen? Natürlich, sagte Frau Anfang, schauen Sie sich ruhig um. Geheimnisse habe ihre Tochter ja nun nicht mehr. Als ich den schmalen Flur erreichte, brach sie in Tränen aus. Verdammte Hacke, dachte ich, was mache ich jetzt? Durch den Türrahmen sah ich sie an der Spüle. Ich ging zurück in die Küche und berührte sie mit der rechten Hand an der Schulter. Sie hatte sich nach vorn gebeugt und das Gesicht in den Händen begraben. Sie sollte nur wissen, daß ich da war. Es tut mir wirklich leid, Frau Anfang, sagte ich. Sie entschuldigte sich, ohne mit dem Schluchzen aufzuhören. An der Hand

spürte ich die Schübe, in denen sie atmete. Weinen Sie ruhig, Frau Anfang, sagte ich, weinen Sie, mir ist auch nicht anders zumute. Wieso hatte ich das schon wieder gesagt? Zu weinen war mir überhaupt noch nicht in den Sinn gekommen. Vielleicht war ich deshalb eigens nach Köln gereist: weil ich Maike Anfang nicht nahe genug gestanden hatte, um zu weinen. Ich wußte es nicht. Ich hatte nur meine Hand auf der linken Schulter dieser älteren, mir vor einer halben Stunde noch unbekannten Frau liegen und fühlte mich wie ein Schauspieler im falschen Stück, während ich es gleichzeitig richtig fand, daß jemand bei ihr war, in der Küche ihrer toten Tochter. Ich verstehe Sie, Frau Anfang, fuhr ich fort, nur um mit irgend etwas fortzufahren, dabei war die Bemerkung genauso schwachsinnig wie die vorangegangene, hatte ich doch gerade nicht den Eindruck, nachvollziehen zu können, was die Angehörigen und besten Freunde von jemandem empfinden, der gestorben ist. Meine Eltern sind bei guter Gesundheit. Ein paar Verwandte sind in Iran gestorben. Das war für mich eine Nachricht meiner Eltern, ein unangenehmer Anruf in Teheran, um in meinem schlechten Persisch Beileid zu bekunden, ein kurzes Gefühl, als ob ich im Bauch ein Loch hätte, mehr nicht. Das war etwas anderes als die Vorstellung hier. Weil ich keine Taschentücher dabeihatte, schaute ich mich nach Kleenex um. Aus dem Bad Klopapier zu holen, traute ich mich nicht. Ich konnte Frau Anfang doch nicht allein lassen, nicht in diesem Zustand. Indem sie wie ein Automat Entschuldigungen wiederholte, fand sie allmählich Halt. Setzen Sie sich, Frau Anfang, ich koch den Kaffee, ich mach das schon, setzen Sie sich bitte. Daß sie mich überhaupt zu hören schien, fand ich nicht normal. Ja, ja, ich setze mich besser, sagte sie, Verzeihung. Ich führte sie die zwei Schritte zum Tisch. Als sie saß, holte ich ohne weitere Nachfrage eine Rolle Klopapier, riß ein paar Blätter ab und drückte sie ihr in die Hand. Sie bedankte sich und mußte sich so oft schneuzen, daß ich ihr noch mehr Papier reichte. Beim dritten Mal wischte sie sich die Tränen aus dem Gesicht. Dann kümmerte ich mich um den Kaffee. Etwas tun zu können machte es für mich leichter. Ich mußte auch nicht mehr reden. Die Kaffeedose stand neben der Kaffeemaschine. Im Kühlschrank fand ich zwei Tetrapacks Öko-Milch, fettarm, haltbar bis heute, 12. Juli 2005. Ich merkte, wie mir flau wurde, ein reales körperliches

Empfinden im Magen, nicht nur dieses Gefühl von Leere. Kurzzeitig hielt ich mich sogar am Griff der Kühlschranktür fest. Ich war unsicher, ob es in Ordnung war, einen der Milchkartons auf den Tisch zu stellen. Wenn mir schon unwohl dabei war – würde Frau Anfang von der Milch nehmen, die ihre Tochter sich gekauft hatte? Sie selbst hatte sich einen Kaffee gewünscht. Der Kaffee und die Kaffeemaschine waren doch auch von ihrer Tochter, die Tasse, der Löffel, der Tisch, alles. Aber sie waren nicht haltbar bis zum 12. Juli. Das Datum war das Problem, erkannte ich. Man konnte nicht schnurstracks zum Kaffee übergehen, wenn man das Datum las. Nicht einmal ich konnte das in dem Augenblick. Das Datum riß einen zurück, so oft man darauf blickte. Wohin zurück? Ich schloß die Kühlschranktür, ohne Frau Anfang zu fragen, ob sie Milch nehme, und stellte mich seitlich vor die Kaffeemaschine, so daß ich sie im Blick hatte. Am liebsten hätte ich mich nur dem Kaffee gewidmet, aber ich riß mich zusammen. Die ersten Geräusche der Maschine taten gut. Frau Anfang entschuldigte sich schon wieder. Sie müsse sich nicht entschuldigen, wiederholte ich. Es sei doch klar, daß das alles zuviel sei für sie. So etwas Ähnliches hatte ich auch Korinna gesagt, ich glaubte, sogar in derselben Formulierung: *Das ist doch klar.* Wenigstens hatte sie sich wieder gefangen. Ich stellte zwei große Tassen auf den Tisch, schenkte ein, stellte die Kanne zurück auf die Platte und setzte mich auf den anderen der beiden Stühle. Frau Anfang fragte, ob ich nicht Milch nähme zum Kaffee. Nein danke, antwortete ich, und Sie? Sie trank den Kaffee ebenfalls schwarz. Natürlich fragte ich mich sofort, ob sie niemals Milch nehme zum Kaffee oder nur nicht die Milch, die im Kühlschrank stand. Ich selbst trinke Filterkaffee gewöhnlich mit Milch, lieber natürlich Cappuccino. Sie sind so nett zu mir, sagte Frau Anfang. Bestimmt sei ich ein guter Freund ihrer Tochter gewesen. Das Lob von Frau Anfang freute mich. Ich fragte, ob sie niemanden habe, der sie unterstütze bei – obwohl ich zögerte, fiel mir keine weniger verfängliche Formulierung ein –, *bei all dem.* Doch, doch, antwortete sie, ihr Bruder. Und was ist mit dem Freund von Maike? So unsinnig mir die Scheu selbst vorkam, traute ich mich nicht, nach seinem Namen zu fragen. Ob sie den Freund schon länger kenne. Nein, antwortete Frau Anfang. Sie habe bis zu dem Anruf am Samstag abend nicht gewußt,

daß ihre Tochter wieder einen Freund hatte. Sie sagte es in der Vergangenheit. Gesehen habe sie ihn noch nicht. Der Freund scheint selbst große Schwierigkeiten zu haben, damit klarzukommen, sagte ich. Kennen Sie ihn? fragte Frau Anfang. Nein, noch nicht, antwortete ich. Ich würde ihn auch gern kennenlernen, sagte sie. Sind Sie denn nicht mit ihm in Kontakt? Nein, er habe sich noch nicht gemeldet. Aber Sie haben doch schon mit ihm gesprochen. Nein, noch nicht. Aber er hat Sie doch angerufen, das haben Sie doch eben selbst gesagt. Nein, angerufen worden sei sie von der Polizei. Und der Freund hat sich nicht gemeldet? Nein, und sie habe nicht seine Nummer und nicht einmal seinen Namen genau verstanden. Was ist das denn für ein Wichser, dachte ich und bemerkte, daß auch Korinna ihn nie beim Namen genannt hatte. Was sie denn nach dem Anruf der Polizei getan habe, fragte ich Frau Anfang: Waren Sie nicht ganz allein? Ja. Das ist ja schrecklich, rief ich. Ich hätte wetten können, daß die Polizei in solchen Fällen eine Streife schickt, die die Angehörigen behutsam in Kenntnis setzt. Und dann? Was haben Sie dann getan? Sie habe ihren Bruder angerufen und später bei den Nachbarn geklingelt, einer guten Freundin und ihrem Mann. Sie hätte dort auch die Nacht verbracht. Allein habe sie es nicht so gut ausgehalten. Der zweite Mensch, überlegte ich, der wegen Maike Anfangs Tod die Nacht auf Sonntag nicht zu Hause verbracht hatte, immerhin. Die Nachbarn seien sehr nett zu ihr gewesen, so wie ich. Sonntag abend habe sie dann wieder bei sich geschlafen. Um zehn habe die Nachbarin bei ihr geklingelt, um zu sehen, ob alles in Ordnung war. Sie hätten noch ein Bier zusammen getrunken, das mache sie sonst ganz selten. Wenn ich mich nicht täuschte, sah ich in ihrem Gesicht die Andeutung eines verschmitzten Lächelns, eine Sekunde nur. Wenn es Abend gewesen wäre, hätte ich zwei Kölsch aus dem Kühlschrank oder meinetwegen vom Kiosk geholt und mit ihr angestoßen, ohne Gläser, aus der Flasche. Das hätte ihr gutgetan, besser als der schwarze Kaffee und jede Beileidsbekundung. Dann hätte sie nichts von der Trauer eingebüßt, die ihren Rang hatte, aber das Lächeln nicht bloß angedeutet. Ist es nicht merkwürdig, daß der Freund nicht bei Ihnen angerufen hat? fragte ich, aber Frau Anfang ging darauf nicht ein. Beim Tod ihres Mannes sei manches einfacher gewesen, sagte sie, da habe sich nicht alles aufgelöst. Eine gesamte

Existenz, ergänzte ich in Gedanken, mit Auto, Wohnung, Kühl- und Kleiderschrank. Geschwister gab es nicht, nur einen Exmann, der ihrer Tochter so fern stand, daß sie ihn bislang noch nicht einmal benachrichtigt hatte. Um ihn zur Beerdigung einzuladen, mußte sie seine Adresse ermitteln. In der Wohnung hoffte sie, ein Adreßbuch zu finden. Selbstverständlich bot ich ihr meine Unterstützung für alle Angelegenheiten der nächsten Tage an. Sie bedankte sich wieder und sagte, daß sie mir schon genug zur Last gefallen sei. Am Nachmittag treffe ihr Bruder mit seiner Frau aus Kassel ein, der eine bessere Hand für das Bürokratische habe als sie. Sie selbst hatte bereits einen Bestatter beauftragt. Sie hoffte, ihre Tochter schon am Freitag oder Samstag begraben zu können, wahrscheinlicher wäre allerdings ein Termin am Montag. Vielleicht könne ich ihr doch helfen, sagte Frau Anfang, und zwar bei der Zusammenstellung der Adressen für die Trauerfeier. Von dem Freund erwartete sie offensichtlich keine Unterstützung. Ich versprach, mich um die Adressen zu kümmern, und sagte, daß ich mich darüber auch mit Korinna verständigen würde. Sie wußte, wer Korinna war, hatte aber bislang noch nicht mit ihr gesprochen. Sie fragte, woher ich ihre Tochter kannte. Von der Arbeit, sagte ich, und wir hätten zur selben Zeit studiert. Vergeblich suchte ich nach einem Wort, unverfänglich nach der Leiche zu fragen, wo sie lag und was es mit der Freigabe auf sich hatte. Ich brachte es nicht einmal über die Lippen, die Umstände des Todes anzusprechen und ob jetzt alles geklärt, der Verdacht eines Verbrechens ausgeräumt sei. Statt dessen kündigte ich an, mich an den Freund zu wenden, um die fehlenden Adressen zu besorgen. Maike Anfang sollte einen würdigen Abschied haben, sagte ich. Meinen Beruf erwähnte ich nicht.

5

Zwei Sekunden, nachdem ich das Handy eingeschaltet hatte, meldete sich die Mailbox. Unschlüssig, ob ich sie abhören sollte, klickte ich auf lautlos. Zum Glück hörte das Gerät auch auf zu vibrieren. Wenn es vibriert, macht es ein Geräusch. Ich weiß das, weil ich den Klingelton oft abschalte, wenn ich in Sitzungen oder im Kino erreichbar bleiben möchte. Es brummt so laut, daß ich das Handy in der geschlossenen Hand oder in der Hosentasche versteckt halten muß, um nicht aufzufallen. In der Hosentasche verpasse ich den Anruf oft, also halte ich das Gerät lieber in der Hand. Diesmal hätte ich nicht einmal Zeit gehabt, es in die Hose zu stecken, so rasch klingelte es. Frau Anfang schaute mich an, ohne daß ihr Gesicht einen Gedanken andeutete. Sie schaute mich an, wie sie gerade noch aus dem Fenster des Taxis geschaut haben mußte. In ihren Augen war Trauer, selbstverständlich, Schmerz, Entsetzen oder welche Vokabel auch immer ihren Zustand traf, nur mit meinem Handy hatte das nichts zu tun. Sie schaute mich an, weil es geklingelt hatte, mehr nicht. Auf die Taste, die den Klingelton mitsamt Vibration abstellt, drückte ich, ohne hinzusehen. Ich beherrsche das blind. Für mich ist das Handy kein Fetisch, sondern eine Notwendigkeit, die mein Beruf bedingt. Im Rahmen meiner Möglichkeiten bemühe ich mich, Rücksicht zu nehmen. Als ich im TGV mit Korinna telefonierte, konnte ich, wie gesagt, keine Rücksicht nehmen, schließlich ging es um einen Todesfall. Das hätte jeder Mitreisende verstanden. Hier war es anders. Hier saß die Mutter der Toten neben mir, und obwohl sie selbst sich schämte, mich von meinen Verpflichtungen abzuhalten, ihren Dank inzwischen rund zwei Dutzend Mal beteuert hatte und mir wegen eines Telefonats überhaupt nicht böse gewesen wäre, spürte ich, daß es nicht in

Ordnung war, ans Telefon zu gehen. Dabei war es nur die Mailbox. Ich hätte gar nicht sprechen müssen, nur die Nachricht abhören. Etwas Dringendes konnte es nicht sein, wahrscheinlich Stefanie, die sich erkundigte, warum ich zurückgekehrt war und wo ich steckte. Es lag nichts an, außer Korinna vielleicht; das wäre das einzige gewesen, daß Korinna einen Zusammenbruch gehabt und mich dringend gebraucht hätte, aber nein, das war so gut wie ausgeschlossen, Korinna hat keine Zusammenbrüche, jedenfalls nicht im Büro. Ich klickte den Anruf weg. Jetzt mußte ich noch das Handy ausschalten, sonst würde sich die Mailbox in zwei, drei Minuten erneut melden. Frau Anfang schaute wieder aus dem geschlossenen Fenster. Mit der Wohnungsauflösung war sie noch keinen Zentimeter vorangekommen. Als wir den Kaffee getrunken hatten, war schon erkennbar gewesen, daß sie es für heute nicht mehr in der Wohnung aushielte, ob allein oder nicht. Sie wollte zu ihrer Tochter, hatte sie selbst gesagt. Ich hatte vom Handy aus das Taxi gerufen und mit Frau Anfang die Wohnung verlassen, ohne mich auch nur umgeschaut zu haben. Mein Fahrrad hatte ich nicht vergessen, jedoch nicht erwähnt, natürlich nicht. Ich würde es später abholen. Mir war auch nicht wohl gewesen in der Wohnung. Ich hatte mich wie ein Eindringling gefühlt, wie in einer Intimität, die ich nicht verdiente. Außerdem hatte ich mir eingebildet, das Erbrochene zu riechen, obwohl das Laminat sicher längst gereinigt worden war. Von wem? Übernehmen das die Sanitäter, der Bestatter, oder war Frau Anfang deshalb so verstört gewesen, weil sie die Kotze ihrer toten Tochter aufgewischt hatte? In einem fort hatte ich mir vorgestellt, was in der Nacht zum vorangegangenen Samstag geschehen war, das Sterben und wo Maike Anfang lag, als man sie fand. Der Freund hatte die Wohnung nicht mehr betreten dürfen, hatte Korinna gesagt. Dennoch würde er es wissen. Die Polizisten hatten es ihm bestimmt gesagt. Daß sie es Frau Anfang gesagt hatten, hielt ich für unwahrscheinlich. Falls sie ihr die Kotze dagelassen hatten, würde sie ebenfalls wissen, wo ihre Tochter gestorben war. Das rote Kleid mußte ihr zu warm sein. Zwar mit kurzen Ärmeln, war es aus einem Stoff, den man im Herbst trägt oder sogar im Winter, mit einem Jackett darüber und Strumpfhose. Ich fragte mich, ob Frauen im Winter überhaupt knielange Röcke tragen. So dick können

Strumpfhosen doch gar nicht sein, daß im Winter nicht friert, wer keine Hose oder keinen langen Rock darüber trägt. Aber wozu dann der dicke Stoff des Kleides, wenn nicht gegen die Kälte? In dem Minirock, den sie in Cadaqués getragen hatte, sah Korinna phantastisch aus, und schon gar im Bikini. Ja, ich würde schon gern mit ihr schlafen, später einmal, dachte ich, nicht diese Woche; wenn ich das nächste Mal in Köln bin vielleicht und sie will. Letzteres hielt ich nicht für ausgemacht. Vielleicht hätte Korinna Lust, mich noch einmal in Cadaqués zu besuchen. Eine unaufschiebbare Besprechung ließe sich nach Maike Anfangs Tod als Begründung sicher finden. Ansonsten käme sie privat; es wäre nicht teuer, mit Germanwings nach Barcelona, oder sie nähme ihre Meilen, was allerdings den Nachteil hätte, daß sie umsteigen müßte, denn seit es die Billigflieger gibt, hat Lufthansa neben vielen anderen auch die Strecke von Köln nach Barcelona gestrichen. Ich hätte ihr sagen sollen, daß das Picasso-Museum in Barcelona definitiv sehenswert ist. Vielleicht hatte sie es auf dem Rückweg ohnehin besucht oder kannte es bereits. Wir hatten in Cadaqués kein einziges Mal über Picasso gesprochen, auch nicht über Dalí, dessen Museum in Figueras noch näher lag. Das nächste Mal, wenn sie privat käme, könnte ich es Korinna zeigen. Bestimmt hielt sie Picasso für den größten Künstler des zwanzigsten Jahrhunderts. Im Vergleich war Dalí nur ein zusätzlicher Anreiz. Dalí war nicht ihr Niveau, früher vielleicht, in der Oberstufe, aber nicht für die Frau, die den Geschäftsbereich Kommunikation und Öffentlichkeit der Ford AG Deutschland leitet. Sie könnte bei mir wohnen. Andererseits wäre es hell wie Glas, worauf es dann hinausliefe. Die Entscheidung, miteinander zu schlafen, wäre gefällt, bevor sie mich besuchte. Das wäre auch schade. Offen ist es besser. Ich hatte das Gefühl, Frau Anfang anfassen zu müssen, nur damit sie nicht vergaß, daß ich da war, bei ihr. Ihre Knie waren auffallend rot, mit weißen Furchen, beinah wie aufgeschürft. Gern hätte ich sie jetzt berührt, wie sie aus dem Fenster schaute. Immerhin bat ich den Fahrer, die Fenster hinten etwas zu öffnen. Frau Anfang bedankte sich dafür. Es ist warm, sagte sie. In Bergneustadt sei es immer zwei, drei Grad kühler. Ja, im Sommer kann das Klima in Köln eine ganz schöne Tortur sein, bemerkte ich, vor allem für ältere Menschen. Wie in

einem Kessel fühle man sich dann. Ich hoffte, daß Frau Anfang den Hinweis auf ältere Menschen nicht auf sich bezog. Ob sie mit jemandem im Gerichtsmedizinischen Institut gesprochen habe, fragte ich, um mich nicht weiter über den Fauxpas zu ärgern. Nein, jemand von der Kripo habe sie gestern nachmittag angerufen und mitgeteilt, daß die Leiche jetzt freigegeben sei. Korinna hatte das gleiche Wort benutzt. Ob ich wüßte, wie sich der Beamte nennt, der sich um die Leichen kümmert. Ihr panischer Blick ließ erkennen, daß gleich wieder etwas passieren würde, wie vorhin in der Küche. Die Angst hatte ich, nicht sie. Ich hätte es ihr am liebsten gesagt: Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich hätte ihr unter die Nase gerieben: Sie wissen schließlich, was jetzt kommt. Ich: Ich muß Angst haben. Für Sie muß es befreiend sein, so wie wenn man gleich endlich loslassen darf, *freigegeben.* Leichensachbearbeiter, sagte Frau Anfang. Da habe sie jemand gestern von der Kripo angerufen und gesagt, daß er … weiter kam sie nicht. Ich reichte ihr das Klopapier, das ich gefaltet in die Hose gesteckt hatte, und legte meine rechte Hand auf ihre linke Schulter. Wie bitte? fragte ich. Leichensachbearbeiter, brach es noch einmal aus Frau Anfang hervor, leiser diesmal, tränenerstickt, wie man so sagt. Das kann doch nicht wahr sein, daß ein Beamter sich einer trauernden Mutter als Leichensachbearbeiter vorstellt, dachte ich, das gibt es doch gar nicht, das ist ein Scherz. Vielleicht hatte Frau Anfang sich verhört, sonst wäre es absolut ungehörig, ein Skandal, dem man nachgehen sollte – als sei der Tod nicht schlimm genug. Im Rückspiegel sah ich die besorgten Augen des Fahrers, der uns beobachtete, ein Ausländer, allem Anschein nach Iraner. Wenn er einer war, würde er auch mich als Iraner identifizieren. Die Deutschen halten mich für einen Araber oder Italiener, aber die Iraner erkennen sich auf zehn Meter. In Köln sind viele, wenn nicht die meisten Taxifahrer Iraner, fast alles studierte Leute. Meistens spreche ich sie auf persisch an, das freut sie, obschon sie über meinen deutschen Akzent lächeln. Wir fuhren schon auf der Inneren Kanalstraße, als Frau Anfang sich wieder fing. Es sei eindeutig ein natürlicher Tod gewesen, habe der Beamte gesagt. Tatsächlich ein Gehirnschlag? fragte ich. Ja, Gehirnschlag, einfach so. Aber es muß einen Grund geben, dachte ich. Man kann nicht einfach so sterben, das ist Quatsch. Irgend etwas müssen sie

herausgefunden haben, eine Krankheit wenigstens. Ihre Tochter habe in letzter Zeit öfter über Kopfschmerzen geklagt, sagte Frau Anfang. Als der Polizist sie am Samstag benachrichtigt habe, habe sie gleich geahnt, daß es etwas mit dem Kopf gewesen sein mußte, mit den Kopfschmerzen. Die Obduktion sei eine Routinemaßnahme gewesen. Der Notarzt habe auf Nummer Sicher gehen wollen. Sie habe sich ohnehin nicht vorstellen können, daß Maike ermordet worden sei. Sie hatte vielleicht nicht viele Freunde, das wisse sie nicht so genau – Maike habe viel zuwenig von ihrem Leben erzählt, dabei seien sie so eng gewesen, vor allem seit dem Tod ihres Mannes. Aber Feinde habe sie nicht gehabt, bestimmt nicht, nicht Maike. Ich stimmte ihr zu. Allerdings kam mir der Einwand, daß man nicht unbedingt Feinde haben mußte, um ermordet zu werden. Es hätte ein ganz normales Verbrechen gewesen sein können, ein Einbruch, ein Raub, eine Vergewaltigung, meinetwegen von einem Bekannten, dem sie nachts noch die Türe geöffnet hatte. Der mußte sie nicht als Feind betrachtet haben. Vielleicht war es im Affekt geschehen; dem Mörder war die Sicherung durchgebrannt, weil Maike Anfang sich wehrte oder er fürchtete, sie würde gegen ihn aussagen. Aber dann hätte es Spuren gegeben, dachte ich, Spuren, die auf Anhieb aufgefallen wären, nicht erst bei der Obduktion. Wenn es ein Mord gewesen war, dann gut vorbereitet, kühl kalkuliert und knallhart durchgezogen, damit Maike Anfang nicht mehr aussagen konnte. So etwas geschieht. Für einen Profi war es keine Kunst, sein Einwirken zu verschleiern. Vielleicht war es Zufall gewesen, daß es sie getroffen hatte, vielleicht ein Fremder, der unter einem Vorwand seinen Fuß in den Türrahmen gestellt und ihr keine Chance gelassen hatte. Selbstverständlich sagte ich Frau Anfang nichts von meinem Bedenken und den kriminalistischen Phantasien, die es auslöste. Ich sah ein, daß mit der Obduktion die letzten Zweifel ausgeräumt worden waren, aber zugleich schien es mir wichtig festzuhalten, daß es Zweifel gegeben hatte, so gering sie gewesen sein mochten. Ich fand es gut, daß die Leiche obduziert worden war. Man mußte wissen, was geschehen war, und auf Nummer Sicher gehen. Der Beamte von der Kripo hatte Frau Anfang mitgeteilt, daß es von vornherein keinen konkreten Hinweis auf einen unnatürlichen Tod gegeben

hatte. Es war nur, daß die Tür nicht von innen abgeschlossen gewesen war. Außerdem habe die Tote eine Platzwunde an der Stirn gehabt. Eine Wunde? Ja, antwortete Frau Anfang, wahrscheinlich vom Sturz, aber der Notarzt habe sich nicht hundertprozentig festlegen wollen. In solchen Fällen sei es eine Ermessensfrage, ob man noch einmal genau hinsehe, alles überprüfe, habe der Beamte gesagt. Aber es sei alles in Ordnung gewesen. Ich bezweifelte, daß der Leichensachbearbeiter das so gesagt hatte: *alles in Ordnung*. Frau Anfang sagte das so. Sind Sie sicher, daß Sie Maike sehen möchten, bevor sie abgeholt wird? fragte ich. Ich muß doch zu meinem Kind, antwortete sie. Das können Sie doch morgen oder übermorgen genausogut, da gibt es bestimmt Möglichkeiten. Nein, ich muß mein Kind sehen. Sie schaute wieder aus dem Fenster. Wohin würde die Leiche überhaupt gebracht? Ich nahm endlich meine Hand von ihrer Schulter. Erst ließ ich die Hand auf den ledernen Rücksitz fallen, dann nahm ich sie in die andere Hand, in der schon das Handy lag. Ein paar Sekunden spielte ich mit dem Gedanken, es wieder einzuschalten. Das Taxi bog rechts in die Aachener Straße, und mir fiel auf, daß der Fahrer einen Umweg fuhr. Über den Gürtel wäre es viel kürzer gewesen – auch das noch, dachte ich, Typ, ich bin hier nicht auf Kaffeefahrt, ich habe einen Beruf. Normalerweise hätte ich mich beschwert, zumal wenn der Fahrer Persisch sprach (*das können Sie mit den Deutschen machen,* ist immer das beste Argument), aber neben Frau Anfang, die ihre Hände wie eine Schülerin mit gespreizten Fingern auf den beiden Oberschenkeln abgelegt hatte, war das genauso unangemessen, wie die Mailbox abzuhören. Aus der Klemmtasche auf der Rückseite des Fahrersitzes lugte der Stadtanzeiger hervor, das Bild einer weinenden, tiefverschleierten Frau in der Mitte der Titelseite, darüber die Zeile *Trauer in Srebrenica.* Es ist klar, daß muslimische Frauen in den Medien ein Kopftuch tragen. Sogar das Kleinkind in ihrem Arm schien ein Kopftuch umgewickelt zu haben. Ich hatte gar nicht viel mitbekommen vom Bosnienkrieg und wie er entstanden war, aber dann kam die Belagerung von Sarajewo und der Satz eines französischen Generals, daß, wenn dort Muslime Christen belagern und abschießen würden, Europa längst eingeschritten wäre, den las ich damals in der taz, glaube ich, und ich dachte, verdammte Hacke, der Mann hat recht,

und danach Srebrenica, da habe ich genau hingeschaut. Vorbei war es mit meiner Gewißheit, unter Christen eine Zukunft zu haben. Jedenfalls sollen die Europäer sich nicht so aufspielen, als hätten sie die Toleranz erfunden, dachte ich, da kriege ich die Krätze bei sechs Millionen vergasten Juden und Indianern, Schwarzen, Kolonialismus, gerade jetzt Tschetschenien, Schröder, Putin und so weiter, und daß sie Saddam unterstützt haben bei ihrem Einmarsch in Iran und es dadurch überhaupt zu dem Elend kam, das weiß jeder, das kann man überall nachlesen, genauso wie das mit den Taliban, die vom CIA ausgebildet worden sind. Das sagen sie sogar im Fernsehen, habe ich gesehen, obwohl ich kaum noch fernsehe, nicht einmal Fußball wie meine Freunde. Ich hasse Fußball, ich finde das lächerlich, wie erwachsene Männer vor 3 Milliarden Menschen einem Ball nachjagen, allein schon die Trikots. Das Eröffnungsprogramm der Weltmeisterschaft hätte ich dennoch origineller gestaltet als André Heller. Peter Gabriel zu engagieren ist sicher nicht schlecht, aber darauf stößt jeder Idiot beim zweiten Gedanken. Wenn ich schon einmal in Köln bin für ein paar Tage, überlegte ich weiter, sollte ich die Gelegenheit nutzen, ein paar Leute wegen des Festivals in Stuttgart zu treffen. Ich sollte etwas zu Bosnien machen, Sarajewo als zerstörte Utopie. Susan Sontag würde ich allerdings nicht kriegen, nicht bei meinem Etat. Ich hatte sie immer bewundert, weil sie damals in Sarajewo ausgeharrt hatte, mit ihrer weißen Strähne, das sah toll aus. War die nicht ohnehin gestorben vor kurzem? Ich meinte, mich an die Nachricht von ihrem Tod erinnern zu können. Frau Anfang schaute mich an. Wie lang schon? Ich mußte sie ein paar Sekunden oder gar Minuten aus den Augen verloren haben. Wir fuhren am Melatenfriedhof vorbei. Ihre Tochter würde hier begraben werden, nahm ich an, hinter der Mauer, unter den Bäumen. Es muß ein schöner Friedhof sein, dachte ich. Ich war noch nie dort gewesen, obwohl ich schon oft gehört hatte, wie schön er war. Genausowenig wie Stadien sind Friedhöfe mein Ort. Mir gefällt es, wie es in Iran ist, einfach ein Stein, mehr nicht. Neuerdings, genau gesagt seit der Revolution oder dem Krieg gegen den Irak, stellen sie Schaukästen mit einem großen Photo des Verstorbenen hinter dem Grab auf. Die Gräber meiner Großeltern sind klassisch, ein Stein auf dem staubigen Boden, eine arabische Inschrift (aus dem Koran, vermute ich), die Namen

und Lebensdaten, mehr nicht. Ich fand das dem Ende eines Menschenlebens angemessen, ergreifender als die Eichen und Trauerbuchen hinter der Mauer, die Lüge sind, Romantik, Spielberg. Frau Anfang schaute wieder aus dem Fenster, die Finger auf ihren Oberschenkeln gespreizt. Einen Ring trug sie nicht. Ist das so, wenn der Gatte stirbt – daß man den Ehering ablegt? Mir fiel ein, daß Frau Anfang ihre Tochter mit nach Bergneustadt nehmen würde. Korinna hatte das gesagt. Da hätte sie es so weit, dachte ich und meinte Maike Anfang, nicht die Mutter. Haben Sie schon einen Bestatter? fragte ich und fand es merkwürdig, das Thema nicht bereits in der Wohnung angesprochen zu haben. Immerhin war es wichtig jetzt. Man mußte sich um das Praktische kümmern, die Überführung der Leiche, das Begräbnis, die Anzeigen oder Trauerkarten, wahrscheinlich auch Dinge wie das Waschen der Leiche, die Aufbahrung, einen Priester, falls die Anfangs religiös waren. Ich zweifelte, daß Frau Anfang das schon angegangen war, in ihrem Zustand, dabei sollte es das erste sein, was man bei einem Todesfall tut. Ja, sie habe gestern schon mit einem Bestatter telefoniert, sagte Frau Anfang. Erst jetzt erinnerte ich mich, daß sie mir das schon längst gesagt hatte, eben in der Wohnung ihrer Tochter. Ich ärgerte mich über meine Unachtsamkeit, von der ich immerhin hoffen konnte, daß Frau Anfang sie in ihrem Zustand gar nicht bemerkt hatte. Das bordeauxrote Kleid war nicht normal, zumal nicht bei einer Frau ihres Alters, die ihre Tochter verloren hatte. Es schien mir kein gutes Zeichen zu sein. Ich schrieb das Kleid dem Schock zu, unter dem sie heute morgen beim Anziehen immer noch gestanden hatte. Womöglich hatte sie nichts Schwarzes zu Hause gehabt und war gestern nicht in der Lage gewesen einzukaufen. Allerdings hätte sie dann nichts Rotes anziehen dürfen. Sie hätte etwas Dunkelblaues oder Graues nehmen können, aber nichts Rotes. Selbstverständlich würde ich sie nicht darauf ansprechen. Sie habe für heute einen Termin vereinbart, sagte sie nach einer Pause, heute um 15 Uhr. Sie werde von dem Institut aus dahin fahren, das ginge problemlos mit der Straßenbahn, sie bräuchte dann wirklich kein Taxi mehr, das Bestattungsinstitut liege gleich hinterm Bahnhof. Ich hätte heute bestimmt noch viel zu tun, sagte sie und entschuldigte sich wieder. Wie sie den Bestatter gefunden habe, fragte ich. Über die Auskunft, antwortete Frau

Anfang. Sie habe nach einem Bestattungsinstitut in der Nähe des Bahnhofs gefragt. Ohne Auto sei es so am einfachsten. Sind Sie sicher, daß Sie Maike in Bergneustadt begraben werden? Nein, das habe sie noch nicht entschieden, obwohl sie natürlich darüber nachgedacht habe. An sich wolle sie Maike bei sich haben, bei sich und ihrem Mann. Andererseits verbinde Maike nichts mit Bergneustadt. Ist sie denn nicht in Bergneustadt aufgewachsen? Nein, nein, sie und ihr Mann seien erst vor zehn Jahren dorthin gezogen, wegen der Arbeit ihres Mannes; da habe Maike längst in Köln studiert. Der Fahrer suchte die richtige Hausnummer. Ich begriff nicht, daß jemand in Köln Taxifahrer werden durfte, ohne das Gerichtsmedizinische Institut der Universität zu kennen. Einem deutschen Taxifahrer wäre das nicht passiert. Die Freundlichkeit hatten meine taxifahrenden Landsleute auch nicht erfunden. Die Firma sei umgezogen, erklärte Frau Anfang, und so kurz vor der Rente hätte ihr Mann kaum eine andere Arbeit gefunden. Da hätten sie eben noch einmal von vorn angefangen, froh immerhin, wieder in der Nähe von Maike zu wohnen, dem einzigen Kind. Und wo kommen Sie ursprünglich her? Aus der Nähe von Kassel, antwortete Frau Anfang, wo ihr Bruder wohnte also. Ich konnte es kaum glauben. Seit Korinna am Tag zuvor gesagt hatte, daß die Eltern dort lebten, hatte ich mir Maike Anfangs Jugend in Bergneustadt ausgemalt, das Gymnasium auf einem Berg, das Café in der Innenstadt, in dem sie sich nachmittags mit ihren Freundinnen traf, die einzige Kneipe, die es damals gegeben haben mag und sich wahrscheinlich *Pub* nannte, vor wieviel Jahren?, zwanzig ungefähr. Ich selbst bin in Saarbrücken aufgewachsen, aber ich kannte Kleinstädte wie Bergneustadt. In der Nähe von Saarbrücken gibt es die gleichen Käffer, Freunde haben dort gewohnt, und auch später hatte mich meine Arbeit immer mal in eine dieser kurzen Fußgängerzonen verschlagen, wo die großen Modeketten nicht vertreten sind und eine Parkscheibe genügt zum Parken. So stellte ich mir das vor, konzentriert auf einen Berg, nicht nur hügelig wie Pütlingen oder St. Ingbert, mit mindestens drei orthopädischen Fachgeschäften für die Bevölkerung, die im Westen bekanntlich immer älter wird, ein echtes Problem, wie man weiß, nicht so wie diese paar durchgeknallten arabischen Jugendlichen, die sich in die Luft

sprengen. Nicht, daß ich das verharmloste, aber es war einfach eine andere Dimension als der Klimawandel, Hunger oder Aids. So sah ich das, als ich Frau Anfang im Taxi zum Gerichtsmedizinischen Institut der Universität brachte, wo sie unbedingt ihre tote Tochter sehen wollte, bevor sie abgeholt werden würde von dem Bestatter, zu dem ich sie natürlich gleich auch noch bringen würde im Taxi, obwohl ich durchaus viel zu tun gehabt hätte, egal ob in Köln oder in Cadaqués, und obwohl Frau Anfang sich schämte, mir so viel Mühe zu bereiten, dazu die Kosten für das Taxi, das völlig unnötig gewesen wäre. Für die Strecke von Melaten zum Hauptbahnhof konnte sie zwar wirklich die Linie 1 nehmen, mit Umsteigen am Neumarkt, aber egal, der Tag war ohnehin gelaufen. Ich mußte nur Stefanie Bescheid geben, damit sie nicht auf mich wartete. Ist es in Ordnung, wenn ich kurz mal telefoniere? fragte ich Frau Anfang.

6

Stefanie aß in der Küche Salat, als ich in die Wohnung zurückkehrte, die zugleich mein Büro ist. Ob ich Hunger hätte, fragte sie. Wir essen mittags oft gemeinsam, wenn ich keinen Termin habe. Draußen esse ich häufig genug. Sie macht einen Salat oder ich eine Pasta, etwas in der Art. Weil sie als Mensch so angenehm wie zuverlässig ist, halte ich an ihr fest, obwohl ich mich regelmäßig über ihre Fehler aufrege. Sie ist niemand, der man eine Aufgabe überträgt, ohne weiter nachzufragen, weil man sich darauf verlassen könnte, daß sie sich von selbst meldet, sollte etwas nicht wie vorgesehen geschehen. Genauso jemanden bräuchte ich: dem man etwas weiterleitet und es damit als erledigt abbucht. Gerade von Cadaqués aus kann ich nicht auf alles achtgeben. Maike Anfang wäre jemand gewesen, der selbst achtgibt. Gut, wie sie andere Nachteile gehabt hätte, hat Stefanie andere Vorteile. Maike Anfang hätte Stefanie auch gar nicht ersetzen, sondern eher mich ergänzen können. Als Menschen sind sie beide top, das ist das Wichtigste. Als ich Stefanie vom Melatengürtel aus angerufen hatte, hatte ich nicht gewußt, wann ich zurückkommen würde. Dennoch hatte sie so viel Salat gemacht, daß es für uns beide reichte. Das sind die Dinge, die ich an ihr schätze. Sie denkt nicht genügend mit, wenn es um Projekte geht. Aber sie denkt an mich. Ich mag sie, wirklich, und sie mag mich. Sie ist ehrlich. Ab und zu schlafen wir miteinander, das ist normal. Als ich per Annonce in der Stadtrevue eine Mitarbeiterin suchte, hatte ich mir fest vorgenommen, kein Verhältnis anzufangen. Daß ich eine Frau suchte, stand fest, doch sollte das Angebot nicht sexistisch klingen. Es lag finanziell über dem Durchschnitt eines Studentenjobs und war attraktiv für junge Frauen, die später im Kulturbereich arbeiten wollten. Ich hatte mich bewußt nicht

für die hübscheste Bewerberin entschieden. Bei der hübschesten Bewerberin wäre es von Anfang an nur darum gegangen, sie ins Bett zu kriegen. Später wäre es zu Gefühlen und also Mißverständnissen gekommen, so daß ich die nächste Anzeige hätte schalten müssen. Was die Gefühle betrifft, lag ich mit Stefanie goldrichtig. Ohne darüber nachgedacht zu haben, fanden wir uns unter ihrem Schreibtisch wieder. Ohne zu duschen, setzte sie ihre Arbeit fort. Auch das sind die Dinge, die ich an Stefanie schätze, nicht nur den Salat, sondern überhaupt die Selbstverständlichkeit, mit der sie mit mir umgeht. Ich wartete drei, vier Monate, bevor ich ihr Gehalt erhöhte. Es sollte keinen faden Beigeschmack haben. Anfangs, vor zwei Jahren, schliefen wir oft miteinander, zwei, drei Mal die Woche, wenn ich keine Freundin hatte, sonst natürlich seltener, manchmal einen Monat nicht. Wir waren so viele Stunden täglich zusammen – und wenn die Berührung einmal etabliert ist, greift man schnell an ihre Brüste oder schiebt ihre Hand durch den eigenen Hosenschlitz. Das weitere ergibt sich von selbst. Sie hatte immer Lust, jedenfalls sagte sie nie nein. Wir haben uns auch abends getroffen, aber nicht oft. Sie wohnt mit ihrem Freund zusammen, seit dem Abitur schon, glaube ich, bestimmt acht Jahre. Ihr Studium wird sie wohl nie beenden – wozu auch? Daß sie nicht so ehrgeizig ist wie Maike Anfang, wird sie vor Kummer bewahren. Maike Anfang hatte es mit ihrer Dissertation über Passionsspiele auch nur zur Mitarbeiterin einer Presseabteilung gebracht. Im letzten Jahr haben Stefanie und ich die Arbeit dann seltener unterbrochen. Ich bin kein Abzocker: Das emotional notwendige Vor und Danach berücksichtigt, kostete es jedesmal eine halbe bis dreiviertel Stunde, alles während der Arbeitszeit. Nicht selten nickte ich sogar ein, dann blieb auch Stefanie gern liegen. Zudem hatte ich Sorge wegen Natascha, die als erste Freundin überhaupt einen Schlüssel zu meiner Wohnung besaß. Anders als die Putzfrau tat sie nicht arglos, wenn sie das Schloß von innen versperrt fand. Wer weiß, ob Natascha und ich nicht noch zusammen wären, wenn ich ihr meinen Schlüssel nicht ausgehändigt hätte. Ist grundsätzlich ein Fehler, aber ich lerne es nie. Natascha war nicht verkehrt, das hätte schon noch weiterlaufen können. Aber so habe ich mich ständig beobachtet gefühlt, obwohl am Ende kaum noch etwas mit Stefanie lief. Täglich arbeitet sie vier Stunden, von elf

bis drei, alles legal, das kommt letztlich günstiger, weil ich es absetzen kann. Wenn sie zehn Kilo abnähme, könnte sie als attraktiv durchgehen. Das Gesicht ist in Ordnung, der Hintern fest, die Brüste eine fettgedruckte Einladung. Zugleich sabotiere ich ihre Bemühungen abzunehmen mit meinen Pastas zu Mittag und den Pralinen, die ich ihr stets von meinen Reisen mitbringe. Wenn sie meine Frau wäre, nähme ich mehr Rücksicht auf ihre Figur. Ich selbst habe solche Probleme nicht: Viermal die Woche Sport stählt. Ich liebe es, wenn Frauen mit der Hand über meine Bauchmuskeln gleiten. Ich spüre genau, wie sie staunen, egal, ob sie etwas sagen oder nicht. Mit dem Handballen stemmen sie sich in den Muskel, um zu prüfen, ob er wirklich so unglaublich fest ist, wie es bei der ersten Berührung scheint. Genau dann spüre ich, wie sie staunen. Manchmal sagen sie es, manchmal nicht. Das ist nicht so wichtig. Ich kenne schließlich ihren Gedanken. Netter ist es, wenn sie nochmals nachfassen, bevor sich die Hand weiter nach unten schiebt. Als Orientale ist mein Schwanz nicht so groß – das einzige Klischee über uns, das stimmt. In einem sonst allzu komplizierten Roman hatte ich aufgeschnappt, daß westliche Männer ihren Schwanz beim Pinkeln auf vier Fingern wiegen. Es wurde so geschildert, als sei das selbstverständlich und jede andere Art, den pinkelnden Schwanz zu halten, würdelos, unzivilisiert, nicht einmal recht praktikabel. Mein Schwanz reicht im Schlappzustand gar nicht über vier Finger hinaus. In der Folge hatte ich vorm Urinal immer wieder mal nach links und rechts gelugt. Der Roman hatte nicht gelogen: Westliche Männer legen ihren Schwanz beim Pinkeln über die Fläche ihrer vier gestreckten Finger. Da erst hatte ich auch verstanden, warum sie in der Regel einhändig pinkeln. Mit einem Stupsschwanz funktioniert das überhaupt nicht, es sei denn, man hat ihn erst in Position gebracht und fest genug im Griff, um die zweite Hand wegführen zu können – wohlgemerkt im Griff, nicht auf die gestreckten Finger gelegt. Dabei ist Größe im allgemeinen nun wirklich nicht mein Manko. Geschätzt zwei Dritteln der deutschen Männer schaue ich auf den Scheitel. Über die paar Zentimeter, die in der Unterhose fehlen, hat sich noch keine Frau beschwert. Das mit dem Pinkeln ist anders, weder durch Muskeln noch durch Sensibilität zu kompensieren: der praktische Unterschied zwischen denen und mir, den der

Roman zudem als einen Grund für meine Unterlegenheit nahelegte. Ich erzählte Stefanie, warum ich aus Cadaqués abgereist war und daß ich Frau Anfang zum Gerichtsmedizinischen Institut der Universität gefahren hatte. Weil ich ihre Irritation bemerkte, betonte ich, daß ich mit der Verstorbenen befreundet gewesen wäre. Ich betonte es offenbar zu stark: Das tut mir leid für dich, meinte Stefanie ehrlich erschrocken. Ich müsse Maike Anfang sehr gemocht haben. Ja, antwortete ich, ich mochte sie, obwohl wir uns noch nicht sehr lange kannten. Es sei irgendwie eine Verbindung dagewesen. Ja, das gibt es manchmal, stimmte Stefanie mir zu. Ich war mir nicht sicher, ob sie es noch ernst oder schon sarkastisch meinte. Sie ist vollkommen unsentimental, so scheißdeutsch, das stört mich an ihr. Immerhin schien sie es nach meiner Erklärung nicht für absurd zu halten, daß ich meinen Aufenthalt in Cadaqués unterbrochen hatte. Daß ich hinzufügte, Maike Anfang erst zweimal getroffen zu haben, schien Stefanie allerdings stutzig zu machen. Erst zweimal getroffen? Ja, ja, und dafür der ganze Aufwand, hätte ich ihre Frage beantworten müssen, richtig gehört, nur zweimal getroffen, rein geschäftlich zudem, und dafür fahre ich 1200 Kilometer mit dem Zug, hin und zurück 500 Euro – aber sie ist gestorben, hätte ich dringlich hinzugefügt, da kann man doch nicht anfangen zu rechnen. Statt dessen ergänzte ich, daß Maike Anfang und ich uns außerdem mehrfach unterhalten hätten am Telefon. Bloß gesehen hätte ich sie nur zweimal, einmal auf dem Werksgelände, das andere Mal mit ihrer Chefin zum Abendessen. Bestimmt vermutete Stefanie, daß ich nach der Verabschiedung der Chefin die Nacht mit Maike Anfang verbracht hatte und jetzt ein wenig sentimental war, von wegen letzter Schwanz ihres Lebens und so. Anders würde sie sich meine Rückkehr nicht erklären können. Ich wollte mich nicht damit herausreden, daß ich, wenn überhaupt, auf die Chefin scharf gewesen wäre. Ich wollte es überhaupt nicht auf dieser Ebene diskutieren. Ich meine, das hier, das alles, das war tiefer. Du hast sie nicht kennengelernt, oder? fragte ich. Sie hätten einmal miteinander telefoniert, nicht öfter. Sie wäre überrascht gewesen, hätte sie ein Bild von ihr gesehen. Mit Sicherheit vermutete sie jemanden wie Korinna, eine Frau wie aus Allegra. Es ist nicht, was du denkst, sagte ich und ärgerte mich schon im nächsten Atemzug über

meine Bemerkung, die alles noch zusätzlich aufbauschte. Was soll ich denn denken? fragte Stefanie. Es sei nichts zwischen uns gewesen. Es sei nur, daß ich sie gemocht hätte, mich darauf gefreut, mit ihr zusammenzuarbeiten, ein gutes Gefühl eben, mehr nicht. Aha, war das einzige, was Stefanie erwiderte, ein etwas erstauntes, aber nicht weiter interessiertes, jedenfalls keine Neugier anzeigendes oder Neugier leugnen wollendes *Aha.* Ich begriff selbst nicht, warum ich mich rechtfertigte. Stefanie hatte schon einige meiner Liebschaften aus der Nähe miterlebt. Es hätte keinen Grund gegeben, mich vor ihr zu genieren. Absurd war nur, daß es zwischen Maike Anfang und mir gar nichts gab, wofür ich mich hätte nicht genieren müssen. Woran ist sie gestorben? wollte Stefanie wissen. Ich erzählte ihr etwas über die Umstände, auch über den Freund, der die Polizei benachrichtigt hatte. Sie sollte nichts Falsches denken. Und die Mutter? Wo ist sie jetzt? Täuschte ich mich, oder schwang in der Frage tatsächlich eine Abwehr gegen Maike Anfang mit, nicht in den Worten, die waren unverdächtig, sondern im Ton? Maike Anfang war nicht wie sie. Das hätte ich Stefanie gern gesagt, aber es war nicht möglich, ohne sie zu verletzen, dabei wäre es gar nicht verletzend gemeint. Ich mag Stefanie wirklich, sie ist eine wunderbare Frau und absolut korrekt. Mit Maike Anfang war es nur anders, nicht besser, nicht schlechter, nur anders. Was anders war, würde ich noch benennen können, nahm ich mir vor und berichtete Stefanie, daß selbst engste Angehörige nicht ohne Voranmeldung und Genehmigung in den Leichensaal eines Gerichtsmedizinischen Instituts geführt werden können. Als Frau Anfang am Empfang wieder in Tränen ausgebrochen war, hatte die Pförtnerin einen Arzt gerufen, der uns die Gründe darlegte und Frau Anfang beruhigte. Die Pförtnerin kam hinter ihrer Theke hervor und nahm Frau Anfang in den Arm, richtig in den Arm. Normalerweise berührt man jemanden an der Schulter oder legt die Hand auf das Handgelenk. Diese Pförtnerin hingegen, die schon kurz vor der Rente stehen mußte, nahm Frau Anfang, die es sich gefallen ließ, beherzt wie eine Schwester an die Brust. Das war rührend, die beiden älteren Frauen so umschlungen vor der Theke zu sehen. Entweder hatte die Pförtnerin regelmäßig Besucher, die ihre Fassung verloren, oder privat schon einige Todesfälle hinter sich. Jedenfalls hatte sie Erfahrung.

Zehn, zwanzig Sekunden dauerte das, in denen der Arzt und ich schwiegen. Dann ließ die Pförtnerin Frau Anfang los. Sie habe jetzt niemanden mehr, sagte Frau Anfang zum Arzt, als ob der ein Rezept verschreiben sollte. Zum ersten Mal hörte ich sie von ihrer Situation sprechen – nicht, wie Maike Anfang war und hätte werden können, sondern was mit ihr war, der Mutter. Der Arzt wirkte ein paar Jahre jünger als ich, höchstens Mitte Dreißig, ein hochgewachsener Deutscher mit schütterem blonden Haar und weißem Kittel, der am Wochenende vermutlich segelte oder die Single-Partys des Express besuchte (ach Gott, wie kenne ich das Elend allzugut). Er blickte uns mit dem ganzen Ernst der Umstände an und faßte mit fester Stimme das Ergebnis der Obduktion zusammen: Gehirnschlag, natürlicher Tod, nichts Neues also, außer den lateinischen Begriffen. Das Wichtigste für einen Arzt ist ohnehin, Sicherheit auszustrahlen. Während die Pförtnerin noch bei Frau Anfang stand, nahm der Arzt mich beiseite und ging in Richtung des Kaffeeautomaten. Natürlich gebe es Ausnahmen, sagte er. Letztlich sei es eine Ermessensfrage, ob man Angehörige zu der Leiche führe. Im Einzelfall würden sie das tun. Aber hier würde er es uns und vor allem der Mutter nicht empfehlen. Dafür wirke sie zu labil. Hinzu komme, daß die Leiche in keinem besonders guten Zustand sei, wenn ich verstehe, was er meine. Wegen der Obduktion? fragte ich. Nein, ja, auch, stammelte der Arzt, diese drei Worte nacheinander: nein, ja, auch (soviel zu seiner Sicherheit). Es sei Sommer, fuhr er fort, es sei warm, und die Leiche habe schon rund achtzehn Stunden gelegen. Daß sie deshalb nicht mehr so appetitlich aussehe, hätte der Arzt nicht eigens erwähnen müssen. Seinen Namen habe ich vergessen. Sie würden zwar Ausnahmen machen, wie gesagt, aber für Frau Anfang sei es ratsam, auf den Anblick ihrer Tochter zu verzichten oder mindestens abzuwarten, bis die Leiche vom Bestatter präpariert worden sei. Beim Bestatter gebe es dann auch einen Raum, der sich zur Besinnung besser eigne als der Keller des Instituts, in dem sie die Leichen zeigten. Hier sei die Atmosphäre eher deprimierend. Wie gut, daß es beim Bestatter fröhlicher zugeht, dachte ich und steckte einen Euro in den Automaten. Möchten Sie auch einen? fragte ich den Arzt. Nein, danke, sagte er und kniff die Lippen zusammen zu einem Lächeln. Während der Kaffee dampfend in den

Plastikbecher tröpfelte, stellte der Arzt klar, daß er die Entscheidung mir überließ. Wenn ich darauf bestehe, würde er mich zur Toten führen. Die Mutter solle aber bei der Pförtnerin warten. Manchmal müßten die Angehörigen nur wissen, daß es wirklich ihre Tote sei, um mit dem Abschied beginnen zu können. Erst jetzt merkte ich, daß er mich für einen Angehörigen hielt. Statt ihn aufzuklären, bat ich ihn, kurz zu warten, und brachte Frau Anfang den Kaffee. Auf dem Weg überlegte ich, ob ich ihre Tochter sehen wollte, sollte, müßte, nackt oder in ein Tuch gehüllt, wie ich vermutete, in einem Raum, kalt wie eine Tiefkühltruhe, ohne Fenster, mit spiegelblanken Kacheln, einem Licht wie im Zahnarztstuhl und metallenen Liegen. Meine Knie waren weich, buchstäblich weich, so daß ich zu schwanken meinte und fürchtete, den Kaffee zu verschütten. Achtzehn Stunden hatte die Leiche in der Wärme gelegen, fast ein ganzer Tag Verwesung. Zurück beim Arzt sagte ich, ich sei jetzt mal ganz ehrlich: Ich glaube, ich schaffe das nicht. Der Arzt behauptete, mich zu verstehen. Er mußte mich für Maike Anfangs Bruder, Mann oder Freund halten, eins von den dreien. Er empfahl mir, auf den Anblick lieber ganz zu verzichten, da der Bestatter nicht alles retouchieren könne. Offenbar schlug er mich nun derselben Kategorie zu wie Frau Anfang: labil. Ob die Medizin feste Vokabeln hatte, um Hinterbliebene zu kategorisieren? Nein, ich war nicht labil. Wenn ich labil war, war Frau Anfang mindestens gefährdet. Das sei nicht so ansehnlich, hatte der Arzt wieder hinzugefügt, worauf ich mich gefragt hatte, wie eine Leiche beschaffen sein mußte, um als ansehnlich bezeichnet zu werden. Gewiß konnte die Medizin berechnen, wie viele Stunden sie bei welcher Temperatur ansehnlich bliebe. Stefanie schilderte ich das nicht so ausführlich. Ich sagte ihr nur, daß wir die Leiche nicht hatten sehen können und der Arzt und die Pförtnerin des Gerichtsmedizinischen Institutes sich mehr als nur professionell verhalten hätten, emotional absolut auf der Höhe. Korinna hatte ähnliches von den Polizisten berichtet, die Maike Anfangs Leiche gefunden hatten. Ich hatte mal gehört oder gelesen, daß soeben verstorbene Körper einen Frieden ausstrahlten, der die Anwesenden ergreife. Vielleicht war das so gewesen. Vielleicht stimuliert die unmittelbare Erfahrung des Todes zur Menschlichkeit. Ich mußte den Freund

noch treffen, Maike Anfangs Freund. Er hatte sie zum Schluß gesehen. Er könnte mir Auskunft geben, wie es war, auch das mit dem Frieden. Außerdem wollte ich mehr über seine Rolle an dem Abend und im Leben Maike Anfangs erfahren. Was Korinna mitgeteilt hatte, erklärte nichts, ja, machte ihn eher verdächtig, mochte der kriminologische Verdacht mit der Obduktion auch ausgeräumt worden sein. Daß die Polizei nicht mehr ermittelte, bedeutete nicht, daß alles schon geklärt war. Weshalb hatte er sie allein gelassen? Weshalb zog er sich jetzt zurück? Ich fragte den Arzt nach der Platzwunde. Maike Anfang habe sie sich offensichtlich beim Sturz zugezogen, erklärte er. Keinesfalls habe sie den Tod verursacht. Wieso er das mit Gewißheit sagen könne, setzte ich nach. Die Wunde sei nicht tief genug gewesen, kaum mehr als eine Schramme. Ein natürlicher Tod bedeutete nicht, daß der Freund sich völlig korrekt verhalten hatte. Vielleicht hatte er nicht alles getan, um sie zu beschützen. Vielleicht war er sogar froh, sie losgeworden zu sein. Maike Anfang war bestimmt keine einfache Frau gewesen, herzensgut, gewiß, aber auch kompliziert, womöglich mit einem Hang, sich mit Fragen zu martern, die andere sich nie stellen. Erfüllt war sie nicht gewesen, glaubte ich. Jemand wie sie konnte keine Erfüllung darin empfinden, Autos anzupreisen, sich bei Journalisten anzubiedern oder bei Empfängen das Catering zu organisieren. Andere wären zufrieden gewesen mit dem Job, mit Doktortitel oder ohne. Sie wird nicht nur wegen ihrer Qualifikation unglücklich gewesen sein. Es war etwas in ihrer Natur. Ich wollte sie besser kennenlernen. Ich wollte alles über sie wissen. In dem Augenblick, als ich Stefanie von dem Drängen der Mutter berichtete, sie allein mit der Straßenbahn fahren zu lassen, in diesem Augenblick war ich mir sicher, daß Maike Anfang ein großer Mensch gewesen war, ein besonderer, ein herausragender Mensch, ohne den die Welt nicht auskäme. Das Gefühl nicht des persönlichen, sondern des ganz allgemein, im Namen der Menschheit als solcher empfundenen Verlustes stieg in mir hoch wie ein Rülpser. Zum Glück sagte ich Stefanie nichts davon, sondern erwähnte meinen Argwohn: Der Freund sei so komisch. Nicht einmal bei der Mutter habe er sich gemeldet. Wo die Mutter jetzt sei, fragte Stefanie. Ich vermutete, daß Frau Anfang noch mit dem Bestatter zugange war. Ich glaube, es war

okay, daß ich sie dort herausgelassen habe, fügte ich hinzu, ohne abzuwarten, ob Stefanie danach fragte. Dann sagte ich ihr, daß ich mir ein bißchen Salat nehme. Klar, sagte sie und stand auf, um mir einen Teller zu holen. Am Abend kündigte ich an, würde ich die Mutter anrufen, um zu fragen, wie es ihr gehe und ob sie etwas brauche. Als sie bei mir anfing, konnte Stefanie noch nicht so feine Salate zubereiten. Überhaupt hat sich ihr Geschmack zum Vorteil verändert, ebenso wie ihr Outfit. Insofern profitiert auch ihr Freund von ihrer Arbeit bei mir. Dafür sollte er hinnehmen, daß ich ab und zu mit seiner Freundin schlafe. Das ist normal. Den Senf bringe ich aus Frankreich mit, das Olivenöl aus Spanien. Komm, laß uns schnell rübergehen, sagte ich. Ach du, erwiderte sie und lächelte. Nachher würde ich Korinna anrufen, mal sehen; danach die Mutter und schließlich Maike Anfangs Freund, wenn Korinna oder Frau Anfang mir die Nummer geben könnten. Jemanden von meinen Freunden zu treffen, hatte ich keine Lust. Ich hätte sonst wieder erklären müssen, warum ich in Köln war. Besser, ich würde nachher noch Sport treiben. Meine Eltern mußte ich anrufen, vielleicht auch Minu. Sie wußten nicht, daß ich zurückgekehrt war. Ich würde ihnen zur Begründung sagen, daß eine Kollegin gestorben war. Von Freundschaft würde ich nicht sprechen, damit sie sich keine Sorgen machten. Stefanie stand auf, um ihren Teller in die Spülmaschine zu stellen und die Küchenablage aufzuräumen.

7

Weiß Gott, warum ich mir Daniel schmächtig und blond vorgestellt hatte. Obwohl er fast auf die Minute pünktlich war, hielt ich ihn im ersten Augenblick für den Kellner. Vertieft in die Lektüre des Express hatte ich nicht bemerkt, wie er das Café betrat. Daß Verdächtige verhaftet worden waren, wie es auf der Titelseite hieß, hatte mich denn doch neugierig gemacht. Außerdem waren beinah zwei Urlaubsjets kollidiert, weil die Piloten sich knipsen wollten. Ich würde den Express nicht kaufen, aber wenn er herumliegt, lese ich ihn. Die vier Attentäter sollen britische Staatsbürger gewesen sein, sämtlich in England geboren. Zudem war Sprengstoff aus militärischen Beständen verwendet worden, was auf Rechtsextremisten oder solche Leute deutete, IRA wahrscheinlich. Vielleicht könnte ich mein Hemd demnächst wieder offen tragen und müßte mich vorher nicht rasieren, wenn ich bei älteren Damen klingelte. Ich wollte schon zur Nachricht von den Urlaubsjets umblättern, als mir einfiel, daß in dem Artikel von Selbstmordattentätern die Rede war, also doch von Muslimen. Ich kann vieles verstehen, und daß sie die Amerikaner hassen, was soll's, das gibt's, das ist heute normal, egal wo, in Südamerika, wo sie Bin-Laden-T-Shirts tragen, in Südasien, wo sie die amerikanischen Sportler auspfeifen, oder in Deutschland bei meinen linken Freunden, die sich von ihren Idealen nur die Verachtung für Amerika bewahrt haben, alle denken das: Amerikaner sind Scheiße, was sie tatsächlich sind, wenn ich nur daran denke, wie sie uns die Mullahs eingebrockt haben, erst mit dem Putsch gegen Mossadegh, dann mit dem Krieg des Irak, dem Angriffskrieg von Saddam, von dem ich nicht glaube, daß er wirklich in einer Zelle einsitzt, das ist doch alles Fake; auch Unschuldige zu töten, Zivilisten, leider ebenso normal, hat es immer

gegeben, obwohl ich es nicht entschuldigen möchte; aber daß die sich dauernd selbst in die Luft sprengen, begreife ich nicht. Das ist nicht normal. Normal ist, wenn ich mit Stefanie schlafe. Letztlich bin ich normal, sowenig mir das paßt. Normal ist auch, daß jemand wie Maike Anfang nicht mehr da ist, so jung sie noch war. Normal ist nun einmal, wenn man stirbt. Normal ist sogar, wenn man andere oder sich selbst umbringt. Aber wenn man beides auf einmal tut, ist das unnormal, finde ich. Mit diesem Resümee hätte ich endgültig umgeblättert, wenn Daniel mich nicht angesprochen hätte. Daß ich ihn zunächst für den Kellner hielt, mochte auch daran liegen, daß er nur *Hallo* gesagt hatte und ich meinen Gedanken nachhing. Vor allem jedoch lag es an seinem Aussehen. Daniel ist ein muskelbepackter Hüne mit schulterlangen braunen Haaren und einem Kinn wie eine Veranda. Das Gegenteil hatte ich mir als Maike Anfangs Freund vorgestellt, einen Grübler, ein Sensibelchen, definitiv jemanden mit Brille. Der vor mir stand, sah aus wie ein Eishockeyspieler. Frau Anfang hatte mir gestern abend seine Nummer gegeben. Kurz vorher hatte er sich doch noch bei ihr gemeldet. Vor mir hatte Korinna bereits mit Daniel telefoniert. Nach meinem Anruf bei ihm hatte ich mit Korinna telefoniert. Korinna schließlich hatte mir angekündigt, nach unserem Gespräch mit Frau Anfang zu telefonieren. Also waren wir gestern abend alle miteinander verbunden gewesen, vier Menschen, die sich vor Maike Anfangs Tod nicht kannten, überlegte ich und wurde beinah sentimental, als Daniel sich nach unserer Begrüßung – Handschlag, einmaliges Nicken mit aufeinandergepreßten Lippen – hinsetzte und wir uns anschauten mit dem Blick zweier Männer, die etwas Trauriges teilen. So wenig wie Frau Anfang ahnte er, daß ich mit Maike Anfang kaum mehr geteilt hatte als einen Rosebank und den verwirrten Blick vorm Abschied. Immerhin hob mich das *Du,* mit dem er mich gestern sofort angesprochen hatte, beinah auf seine Ebene des Trauerns. Hätte er mich gesiezt, hätte ich ihm Beileid bekunden müssen. Indem er mich duzte, hatten wir beide eine Freundin verloren. Das hatte es mir erleichtert, ihn zu einem Kaffee einzuladen, ohne einen Grund zu nennen. Die Irritation darüber, daß er meine Einladung ohne Nachfrage annahm, kehrte wieder, als er mir nicht mit verquollenen Augen gegenübersaß. Er sah nicht aus wie jemand, der vier

Tage zuvor seine Freundin tot aufgefunden hatte. Er sah geradezu wohlgemut aus, jedenfalls nicht depressiv, und ich spürte in mir den Instinkt, das nicht richtig zu finden. Zugegeben, Korinna hatte gesagt, daß er unter Schock gestanden habe. Zudem hatte er die Leiche seiner Freundin nicht selbst gefunden, sondern bloß die Polizei benachrichtigt. Das ist ein Unterschied. Wahrscheinlich hatte er die Leiche noch gar nicht gesehen – aber gewiß nicht, weil er es nicht ausgehalten hätte, sondern weil es ihn nicht interessierte. Er konnte nicht wissen, daß Maike Anfang nicht mehr so ansehnlich war. Wenn ich ihr Freund gewesen wäre, hätte ich sie sehen wollen, egal, was achtzehn Stunden Kölner Sommer aus ihr gemacht hätten, und das hatte bestimmt nichts zu tun mit meiner Kultur. Daß die Iraner anders trauern, öffentlich und exzessiv, habe ich auch gelesen, aber erlebt habe ich es nie. Ich habe immer nur am Telefon kondoliert mit meinem Kinderpersisch. Mir gegenüber haben sich die Tanten zusammengerissen. Überhaupt hat mich die iranische Herkunft einen Scheiß geprägt. Die verhilft mir zu Aufträgen wie in Baden-Württemberg, aber nicht zu übersteigerter Empfindung. Frau Anfang hatte schließlich den gleichen Impuls gehabt, die Leiche zu sehen, und die war stockdeutsch. Ich fand Daniel auf der Stelle falsch für Maike Anfang. Frauen wie sie geraten immer an die Verkehrten, dachte ich. Sie sind empfänglich für schiere, physische Kraft, gerade weil sie selbst allzu sensibel sind, für große Schwänze sowieso. Auf so jemanden war Maike Anfang hereingefallen, ein Tier – kein Wunder, daß er ihre Mutter im Stich gelassen hatte. Auf meine Frage, wie es ihm gehe, zuckte er nur mit den Schultern. Für einen Bodybuilder waren seine Oberarme nicht dick genug. Er war einfach nur gut gebaut, das war alles, vermutlich nicht muskulöser als ich, aber mit kräftigeren Knochen. Daß er so groß war, dafür konnte er nichts und machte ihn nicht zum Schläger. Sein Aussehen gab keinen Anlaß, an die Platzwunde zu denken, die nicht tief genug gewesen sein mochte, um den Tod zu verursachen, aber nicht zwingend vom Sturz herrühren mußte. Der Polizei genügte der natürliche Tod. Sie interessierte sich nicht für die Beziehung Maike Anfangs zu ihrem Freund und ob sie sich an ihrem letzten Abend gestritten hatten. Wahrscheinlich hatten die Beamten Blutspuren auf der Kommode gefunden, die ebenfalls den Sturz

belegten. Tut mir leid, sagte ich, tut mir wirklich leid, ist echt beschissen das alles, und daß ich Maike sehr gemocht hätte. Wenn ich ihm helfen könne, egal wie, möge er das bitte sagen. Es sei mir wichtig, das am Anfang formuliert zu haben. Danke, sagte Daniel ernst und mit fester Stimme wie der Arzt von der Gerichtsmedizin. Er wisse das zu schätzen. In so einer Situation stehe man zusammen, stellte ich klar, egal, wie gut man sich kenne. Woher ich Maike gekannt habe, wollte Daniel wissen. Über Korinna, sagte ich. Ob ich auch bei Ford arbeite? Ich berichtete, daß ich selbständig sei und einen Auftrag von Ford bekommen habe. Und du? fragte ich: Wie hast du Maike kennengelernt? Er hatte sie beim Hockey kennengelernt. Warst du auch bei Schwarz-Weiß? Er war auch bei Schwarz-Weiß-Köln, schon lange. Hat sie ebenfalls schon lange dort gespielt? Ewig. Seid ihr in einer Mannschaft gewesen? Männer und Frauen spielen getrennt. Aber sie hatten sich eben bei Schwarz-Weiß kennengelernt, nach dem Training oder beim Feiern. Es gibt dort eine Terrasse, auf der man sehr schön sitzen kann, mit Blick ins Grüne. Aber zusammen wart ihr noch gar nicht so lange, seit dem Winter erst, oder? Ich warf die paar Informationen, die mir über Maike Anfang vorlagen, so lässig auf den Tisch, als hätte ich den ganzen Rucksack voll. Unangenehm war, ständig in der Vergangenheit zu reden. Es kam mir nicht korrekt vor, zu hart, denn Daniel selbst spielte schließlich noch Hockey. Nur konnte ich schlecht immer beide Formen verwenden, für ihn die Gegenwart, für Maike Anfang die Vergangenheit. Als die Kellnerin endlich an unseren Tisch trat, fragte ich eilig, was er trinke. Da ich ihn angerufen hatte, fühlte ich mich als Gastgeber. Magst du mir erzählen, wie das am Freitag war? fuhr ich fort. Er habe es sicherlich schon oft erzählt, aber ich sei dankbar, es von ihm selbst zu hören. Kein Thema, sagte Daniel, das könne er nachvollziehen und wäre bei ihm nicht anders. Sein knapper Bericht unterschied sich in Details von dem, was ich von Korinna wußte, vielleicht weil ich mich im TGV verhört, vielleicht weil Daniel sich gegenüber Korinna wegen seines Schocks mißverständlich ausgedrückt hatte. Einen Grund, ihm einen Vorwurf zu machen, bot sein Bericht nicht. Er selbst machte sich wiederholt den Vorwurf, seine Freundin in der Nacht allein gelassen zu haben. Wie es ihr zuletzt ging, wollte ich wissen. Ob es stimme, daß Maike

in den letzten Monaten nicht so gut drauf gewesen sei. Nein, das glaube er nicht, sagte Daniel. Er hätte das jetzt schon von ein paar Bekannten gehört, aber das stimme einfach nicht, soweit er das beurteilen könne. Und er glaube, er könne das beurteilen. Er glaube, daß manche Leute nachträglich etwas in den Tod interpretieren würden – um dem Tod einen Sinn zu geben, fügte ich in Gedanken hinzu. Überhaupt finde er es erstaunlich, wie viele beste Freundinnen Maike auf einmal gehabt hätte, und alle wollten sich mit ihm in der Wohnung treffen; echt kraß, nannte er das und gestand, daß er sich überfordert fühle. Abgesehen davon habe er gar keinen Schlüssel zu der Wohnung. Hatte Korinna mir nicht gesagt, daß der Freund kaum Kontakt gehabt hätte zu Maike Anfangs Freundinnen? Oder bildete ich mir das nur ein? Ich versicherte ihm, daß ich nicht deshalb angerufen hatte, um ein letztes Mal die Wohnung zu sehen. Es sei mir nur ein Bedürfnis gewesen, Maikes Freund kennenzulernen, den Mann, den sie geliebt hat. Mein Fahrrad fiel mir ein. Wenn es inzwischen nicht geklaut worden war, stand es noch immer vor ihrer Wohnung. Maike sei es richtig gutgegangen, bekräftigte Daniel. Und die Arbeit? fragte ich. Daniel antwortete mit einem gedehnten *ja,* das die Verneinung im Klang trug. Maike habe nicht nur für die Arbeit gelebt. Es sei ein Job gewesen, nicht schlecht bezahlt, mit vielen Reisen verbunden, internationalen Kontakten. Sie hätte ihre Hobbys gehabt, den Verein, das Motorrad, viele Freunde und sich auf den Urlaub mit ihm gefreut. Wohin sollte es gehen? fragte ich. Nach Korsika, antwortete Daniel: Übermorgen nacht wären sie losgefahren, mit dem Autoreisezug nach Südfrankreich, von Marseille mit der Fähre, ab Ajaccio mit den Motorrädern. So wie Daniel sich anhörte, waren sie ein gutes Team gewesen. Habt ihr übers Heiraten gesprochen, über Kinder? Nein, sagte Daniel, nie. Er habe geahnt, daß sie gern Kinder gehabt hätte. In dem Alter denken die meisten Frauen an Kinder, bemerkte ich. Er habe sie unheimlich gern gehabt, kein Thema, aber so lange seien sie schließlich noch nicht zusammengewesen. Ein halbes Jahr oder so, nicht? fragte ich, worauf er nickte. Wie er jetzt darüber denke, wollte ich wissen. Über was? fragte er. Über Kinder, sagte ich. Im nachhinein denke er schon, daß er gern welche mit ihr gehabt hätte, aber er stelle sich auch vor, sie wäre schwanger gewesen, und dann wäre das

passiert, oder das Kind wäre schon da. Was machst du eigentlich? fragte ich Daniel. Wie ich das meine, fragte er zurück. Ich meinte beruflich. Er arbeite ebenfalls in der Autobranche, antwortete er, allerdings bei Toyota. Da mußten wir beide lächeln, ohne zu wissen, was daran lustig war. Sind die etwa auch in Köln? fragte ich. Maike sei eine Superfrau gewesen. Vor allem in den letzten Wochen hätten sie sich super verstanden. Ich möge ihn nicht falsch verstehen. Er habe Maike geliebt, aber nicht ahnen können, daß sie so wenig Zeit miteinander haben würden, sonst wäre er bestimmt anders an die Sache rangegangen. Aber dann wäre es vielleicht auch nicht so offen gewesen, wie es war, bemerkte ich. Wie ich das meine, wollte Daniel wieder wissen. Ich meinte, daß die Sache dann bestimmt nicht so leicht und unkompliziert gewesen wäre, so … offen eben. Da könne ich recht haben, sagte Daniel, kein Thema. Ich habe nichts Prinzipielles gegen Menschen, die *kein Thema* sagen, doch kenne ich keinen einzigen, mit dem ich mich verstehe. Daniel war in Ordnung. Er war nicht falsch, nur anders. Wenn überhaupt, ärgerte ich mich über Korinna, die sich als gute Freundin ausgab, aber nichts von dem geahnt oder mitgeteilt hatte, was Daniel mir auftat, Sportverein, viele Bekannte, Motorrad, kein Thema. Und jetzt? fragte ich: Was machst du jetzt?, worauf Daniel wieder fragte, wie ich das meine. Ich meinte die nächsten Tage. Keine Ahnung, sagte er zuerst und weiter, daß er der Mutter helfen werde bei den Angelegenheiten, die es zu regeln gebe, Beerdigung, Wohnung, Versicherungen, so was. Um die Angelegenheiten bei Ford kümmere sich zum Glück Korinna. Ich versicherte, daß auf Korinna Verlaß sei. Er habe mit der Mutter gestern besprochen, daß er sich den Schlüssel hole, um die Wohnung aufzuräumen. So viel Intimes liege dort, von ihnen beiden, allein schon der Müll, was sie in den letzten Tagen alles weggeschmissen hätten, oder seine Slips, die Socken, die müsse eine Mutter nicht entdecken. Es sei ganz in Ordnung, daß er sich jetzt um das Praktische kümmern müsse. Trinkst du noch etwas? fragte ich. Nein, danke, sagte er. Auch nichts zu essen? Er glaube, er mache sich jetzt mal auf den Weg. Sag Bescheid, wenn du nicht klarkommst, insistierte ich. Womöglich könnte ich ihm etwas abnehmen, etwas von den organisatorischen Dingen. Vielleicht täte es ihm auch gut, sich einfach nur mit jemandem zu besaufen. Er könnte

mich anrufen, jederzeit, egal wann, ich bin immer da, o.k.? Daniel schaute auf die leere Kaffeetasse. Erstmals hatte ich den Eindruck, er könnte gleich Gefühle zeigen und nicht nur über sie sprechen. Nicht, daß ich befürchtete, er würde wie Frau Anfang losheulen. Eher erwartete ich ein langgezogenes Seufzen oder ein dreifaches leises *Scheiße*. Ich meinte, etwas sagen zu müssen, um ihn aufzufangen, falls er jetzt in ein Loch fiele, egal was, Hauptsache, daß jemand zu ihm spräche. Ich hätte mit Maike diese Abschiedsfeier für den Vorstandsvorsitzenden vorbereiten sollen, sagte ich. Sie sei mir sympathisch gewesen, ja, total nett und engagiert, aber zu tun gehabt hätte ich mit ihr nur beruflich. Zum Glück fragte Daniel nicht, warum ich ihn hatte treffen wollen, wenn ich seine Freundin kaum gekannt hatte. Was hätte ich schon sagen sollen? Ich konnte nicht anders, als es dennoch zu erklären: Manchmal habe man eben so ein Gefühl für einen Menschen, ein Gefühl, daß man gut miteinander klarkomme, auch wenn man noch fast gar nichts über den anderen wisse. Ich nahm meine Hände zu Hilfe: Das sei so gewesen wie zwei … ich überlegte, welches Bild am besten paßte … wie zwei Autos, die sich aufeinander zubewegten, und man könne schon den Fahrer in dem anderen Auto erkennen, und plötzlich sei das Auto verschwunden oder habe einen Unfall. Ich ließ eine der beiden Hände, mit denen ich die Bewegung versinnbildlichte, plötzlich fallen: Zack, weg, sagte ich, und schaute auf die andere, noch erhobene Hand, die rechte, die Finger noch immer ausgestreckt. Daniel schaute mich immer noch an, unverändert. Verflucht, was erzähle ich da?, fuhr es mir durch den Kopf. Auf einen Angestellten von Toyota, der seine Freundin bei Ford verloren hatte, mußte mein Vergleich besonders idiotisch wirken. Ich glaube, ich weiß, was du meinst, sagte er. Es sei nett, daß ich mich kümmere. Ich hätte keine Ambitionen gehabt bezüglich Maike, das könne er mir wirklich glauben, betonte ich und erzählte ihm zur Sicherheit von Natascha, ohne zu erwähnen, daß wir uns längst getrennt hatten. Es sei einfach nur, daß Maike plötzlich weg gewesen wäre, so aus heiterem Himmel tot. Ich glaubte zu erkennen, daß Daniel mich keineswegs verstand. Wenigstens schien es ihn nicht weiter zu interessieren. Auch er hätte mich für bekloppt gehalten, wenn er erfahren hätte, daß ich eigens aus Spanien angereist war. Es war

auch bekloppt: Nicht nur saß ich mit dem wildfremden Freund einer mir fast genauso fremden Frau zusammen, die bedauerlicherweise verstorben war – ich versuchte ihm auch noch zu erklären, warum. Woher ich denn die Mutter kenne, fragte Daniel. Darauf war ich nicht vorbereitet gewesen. Ich bereute es, meinerseits die Mutter erwähnt zu haben. Daß ich sie kannte, fügte sich nicht in das Bild meiner Beziehung zu Maike Anfang, das ich Daniel präsentiert hatte. Ich habe sie erst gestern kennengelernt, sagte ich und erzählte die Geschichte mit dem Anrufbeantworter, den sie abgehört hatte. Von dem Gerichtsmedizinischen Institut erzählte ich vorerst nichts. Erst wollte ich abwarten, wie er reagierte. Wenn du die Mutter kennst – meinst du, du kannst mir doch einen Gefallen tun? fragte er. Klar, sagte ich, kein Problem. Er habe echt Panik davor, die Mutter zu treffen, sagte er: Er selbst sei so scheiße drauf, und dann noch die Vorstellung, vor einer heulenden Mutter zu sitzen, das packe er nicht, nicht jetzt. Ob ich das verstehe? Klar, wiederholte ich, klar verstehe ich das. Dabei hatte ich ihn noch nicht verstanden, wie ich an seinem nächsten Satz feststellte: Es sei nämlich auch der Gedanke, daß die Mutter genauso aussehe wie Maike, nur älter, das sei so, wie die Zukunft von Maike zu sehen, die niemals eintreten werde. Aber er werde doch kaum vermeiden können, die Mutter zu sehen, bemerkte ich. Spätestens bei der Beerdigung werde er ihr begegnen. Jaaaa, sagte Daniel wieder, das gleiche gedehnte *ja* von vorhin, aber er sei noch nicht soweit. Deshalb habe er solange gebraucht, um endlich die Mutter anzurufen. Er würde vielleicht äußerlich gefaßt wirken und habe sich tatsächlich schon etwas gefangen, aber innerlich sei er noch immer total fertig und halte es nicht einmal aus, allein zu Hause zu schlafen. Die ersten zwei Tage habe er nur geheult. Wahrscheinlich werde er auch eine Therapie beginnen, mal sehen. Was genau ich für ihn tun könne, fragte ich. Hast du heute Zeit? Klar hätte ich Zeit, in so einem Fall immer. Meinst du, du kannst für mich nach Bergneustadt fahren, um den Schlüssel abzuholen? Logisch, kein Problem. Daniel hätte gesagt *kein Thema.*

8

Mit Sphärenmusik und esoterischen Klangteppichen à la Vollenweider kann man mich jagen. Nichts ist verlogener als die Harmonie, die sie verkünden. Deshalb irritierte mich die akustische Gitarre, die ich im Wohnzimmer von Frau Anfang hörte. Dem ersten Eindruck nach war das die gleiche meditative Sülze, nur pseudo-melancholisch beträufelt. Trauer ist ein Teil der kosmischen Erfahrung und so ein Schmu. Laß es zu, laß es fließen: Meine Schwester Minu hat mich einmal zu einem Sufi-Wochenende in eine Turnhalle am Bodensee mitgeschleppt, wo alle nur so vor sich hinflossen in ihren Jogginghosen und kurdisch anmutenden Sackhosen. Draußen auf dem Parkplatz froren derweil die deutschen Mittelklassefabrikate, VW-Passat Kombi, BMW 5er, Mercedes E-Klasse – von wegen Opium des Volks, Seufzer der Bedrängten. Minu hat ein anderes Verhältnis zu Iran. Sie hat sich in München in ihren sufischen Guru verliebt, ihren Pir, und findet alles Iranische toll, wie sie überhaupt alles toll findet außer dem, was nicht so toll ist, aber das verdrängt sie; sie schirmt sich ab von den negativen Energien, so nennt sie das selbst. Seit einiger Zeit spricht sie mich sogar in unserem deutschen Akzent auf persisch an, obwohl ich das konsequent ignoriere. Nur hinfahren mag sie nicht mehr. Der real existierende Iraner ist ihr zu negativ. Hingegen das Fränkische ihres real existierenden Pirs scheint unheimlich viel Energien freizusetzen. Finanziell hätte der Sufismus in Deutschland Potential auch außerhalb der Esoterik, nicht zuletzt als Onanie für linkssozialisierte Rassisten, die nichts gegen Muslime haben wollen, sondern nur etwas gegen den Fundamentalismus. Ich selbst habe allerdings meine ästhetischen Prinzipien. Wenn jemand anfängt, *Allah Allah* auf Fränkisch zu singen, hört es bei mir auf. Die Musik

klang irgendwie andalusisch, wahrscheinlich ein erfolgloser Araber, der ehemals Oud spielte und jetzt mit seinem inneren Dialog der Kulturen die Herzen deutscher Volkshochschuldirektorinnen erweicht. Aber bereits nach ein, zwei Minuten merkte ich: Hoppla, der das spielt, kann richtig gut mit seinem Instrument umgehen. Mit jeder Berührung der Saiten kehrte der Gitarrist eine neue Stimme hervor, dabei wie gehaucht, daß man ganz genau darauf achten mußte, bis man die Nuancen entdeckte. Die Musik hatte immer noch etwas Orientalisches, aber zugleich traten die Jazzakkorde deutlicher in mein Bewußtsein. Sie war ruhig, durchaus traurig, zugleich entrückt, im positiven Sinne meditativ, hätte ich sagen wollen, schließlich meditieren nicht nur blonde Sackhosen in Turnhallen. Vor echter Spiritualität habe ich Respekt, gleich in welcher Religion sie wurzelt. Ich habe daran keinen Anteil, aber achte Menschen, die mit ihren angestammten, über Generationen gewachsenen Ritualen und Gebeten leben. Ich würde auch gern glauben. Zu beten muß eine Wohltat sein, nicht nur wenn jemand stirbt. Eine Messe im Dom ist ein Superevent, keine Frage. Ich mag nur das Unechte nicht. Was war das bloß für eine Musik? Ich dachte an mein Festival in Baden-Württemberg, mit dem die Landesregierung noch schärfere Gesetze gegen Muslime vorbereitete: Vielleicht könnte ich den Gitarristen einladen, gleich ob es sich um einen Orientalen handelte, der auf Jazz, oder umgekehrt einen Jazzer, der auf orientalisch machte. Frau Anfang brachte den Kaffee mit Tassen und Tellern auf einem hölzernen Tablett, ihr Bruder den Kuchen, drei einzelne Stücke, Apfel, Erdbeere und Käse, die sie aus der Konditorei besorgt haben mußten, nachdem ich mich vor zwei Stunden angekündigt hatte. Endlich trug sie auch Schwarz. So merkwürdig das klingt, nahm ich das als gutes Zeichen, als Zeichen, daß sie mit den Vorkehrungen begonnen hatte, sich abzufinden. Gut ging es ihr nicht, klar, nach einer solchen Sache. Aber sie wirkte stabiler und hatte wieder etwas Farbe im Gesicht. Man hatte nicht mehr das Gefühl, sie am Oberarm festhalten zu müssen, damit sie nicht taumelte. Ohne Zweifel hatte ihr Bruder, Herr Haubner, seinen Anteil daran, daß seine Schwester sich im Rahmen des Möglichen gefangen zu haben schien. Ich hielt ihn für jünger als Frau Anfang, fast genauso klein, bestimmt ein Kopf kürzer als seine tote

Nichte, und dick von der Art, die sich nach vorn zum Ball krümmt statt zu den Seiten. An der Haustür in Bergneustadt-Wiedenest, die ich nach 64,8 Kilometer erreichte, acht Minuten unter der berechneten Fahrzeit von 45 Minuten, hatte ich ihm mein Beileid ausgesprochen. Daß er sich bedankte, ohne seinerseits Beileid zu bekunden, erleichterte mich. Hoffentlich hatte ihm Frau Anfang nichts über mein Verhältnis zu ihrer Tochter gesagt; es hätte nur falsch sein können. Erst im Zwischenzimmer hinter der Diele war sie mir entgegengekommen und alsbald wieder in der Küche verschwunden. Ihr Bruder führte mich ins Wohnzimmer, das der deutschen Regel entsprach, zu eng zu sein und durch dunkle Einbauschränke noch zugebaut. Auf dem Beistelltisch lag eine Broschüre der Stadt Köln in DIN A 4: *Grab und Bestattung. Ein Ratgeber zu den Kölner Friedhöfen.* Ich fand es richtig, wenn Maike Anfang in Köln begraben würde. Dort hatte sie ihre Umgebung, ihre Freunde. Dort hatte sie studiert und gearbeitet. Dort waren die meisten Menschen, die sich an sie erinnerten. Zu Bergneustadt hatte sie keine Beziehung. Schon bei der Abfahrt von der Autobahn hatte ich mir vorgenommen, nicht über das Umfeld oder die Einrichtung von Frau Anfang zu urteilen. Überraschend war nur, wie exakt die Straßen am Hang dem Bild entsprachen, das ich mir von Wiedenest gemacht hatte, ohne je auch nur in der Nähe gewesen zu sein. Selbst mit dem Alter der Ein- und Mehrfamilienhäuser lag ich richtig, sechziger und frühe siebziger Jahre, nichts Dörfliches, nur an der Durchgangsstraße nach Olpe hier und da Schiefer, ein paar Reste von Fachwerk. Hinter der Tür setzte sich die Geschmacklosigkeit fort: beige Kacheln, eine Glastür am Ausgang der Diele, eichenfurnierte Kommode und Garderobe vom Wohncenter auf der grünen Wiese. Der Fluch von Ikea ist wohlbekannt; über den Segen wäre angesichts der Diele noch gesondert zu reden gewesen. Herr Anfang hatte renoviert, als er mit dem Hauskauf die größte Anschaffung seines Lebens wagte, nur um kurz darauf zu sterben, viel zu früh, wie man in solchen Fällen sagt. Tragisch würde man über den Tod seiner Tochter sagen. Sich über Frau Anfangs Ästhetik zu erheben wäre ungerecht gewesen, rief ich mir in Erinnerung, nicht nur wegen ihrer besonderen Situation, in der man Rücksicht nehmen mußte. Es war einfach wie überall in Deutschland, schrecklich. Einzelnen

Bewohnern kann man das nicht zum Vorwurf machen. Frau Anfang war eine liebenswerte Frau, keine Frage, genauso wie ihre Tochter. Darauf gebe ich mehr als auf Design. Auch die Herzlichkeit ihres Bruders spürte ich bereits, als er mich mit beiden Händen auf das grüne Sofa setzte. Wirklich: Er hielt meine beiden Hände fest, als ob ich unsanft landen könnte oder so labil wäre wie seine Schwester. Dann trat er einen Schritt zurück, stieß mit den Kniekehlen an den Wohnzimmertisch, entschuldigte sich, ging zur Seite und stellte sich auf wie ein Schuljunge mit gefalteten Händen, nickte einmal fest mit zusammengepreßten Lippen und stieß ein *Danke* hervor. Anschließend nickte er noch drei-, viermal und preßte die Lippen wieder zusammen. Es war so übertrieben, daß ich beinah schmunzeln mußte. Unsinn, rief ich, um die Situation aufzulösen, das war doch nichts. Die Amerikaner regen sich auf, wenn die Deutschen den Dank mit *it was nothing* beantworten, weil es keines Dankes bedarf, wenn es *nothing* war, dachte ich in dem Augenblick und entdeckte, wie elegant und großzügig doch *you're welcome* wirkte: Wenn ich etwas tun könne für Frau Anfang, dann von Herzen gern. Maike sei ein wunderbarer Mensch gewesen. Ja, das war sie, sagte Herr Haubner und setzte sich. Bei wem hatte ich den Ablauf aus lippengepreßtem Nicken, danke, Nicken zuletzt gesehen? Richtig, knapp zwei Stunden zuvor bei Daniel, fiel mir ein, Maike Anfangs Freund. So blicken Männer, die es ernst meinen, wenn sie sich bedanken. Ich hatte überlegt, ob mir die Geste jemals in Iran begegnet war. Nein, die Geste beschränkt sich auf Kulturen, in denen die Aussicht, danke sagen zu müssen, den Menschen oder jedenfalls den Männern – Frau Anfang hatte offenkundig kein Problem, sich zu bedanken, im Gegenteil – den Hals zusammenschnürt. Immerhin steigert der Komplex die Bedeutung des Wortes. In Iran sagen sie einem selbst dann noch danke, Ihr Diener, Ihr Sklave, mein Leben für Ihre Großtat, wenn sie einen auf dem Basar bescheißen. Herr Haubner hatte es definitiv ernst gemeint, als er sich für meinen gestrigen Besuch bei seiner Schwester bedankt und hinzugefügt hatte, daß er sich Vorwürfe mache, nicht sofort nach Erhalt der Nachricht gekommen zu sein, der Nachricht von Maikes Tod. Es sei schwierig gewesen wegen der Bienen. Ja, Herr Haubner war Imker, wie er mir sogleich erzählte.

Sie hätten auf die Schnelle niemanden gefunden, der sich um die Imkerei kümmerte, und sie hätten doch zu zweit anreisen wollen, er und seine Frau. Seine Frau sei die beste Freundin von Annette, wie Frau Anfang also mit Vornamen hieß. Nun war sie doch daheim geblieben in Grifte, einem Nest südlich von Kassel. Sie hatten sich entscheiden müssen, ob er oder sie kommen sollte. Im Sommer konnte man die Bienen nicht allein lassen, und der Mitarbeiter war im Urlaub auf Mallorca, nicht einmal auf dem Handy erreichbar. Es war gut, daß sie sich für ihn entschieden hatten, Herrn Haubner, trotz der Freundschaft seiner Frau mit Frau Anfang und obwohl sie bestimmt geschickter war in Worten und zärtlicher. Ich konnte mir vorstellen, wie Herr Haubner Hände fest ergreift oder jemanden an den Oberarmen stützt, vielleicht auch seinen eigenen Arm auf eine Schulter legt, aber nicht, wie er seine Schwester an die Brust drückt und streichelt. Dafür schien er die richtige Art zu haben, das Notwendige entschlossen zu regeln, ohne geschäftsmäßig zu wirken. Nach einem Tod geht es schließlich nicht zuletzt um Formalitäten. Um die würde er sich zuverlässig kümmern. Aus seinem Blick sprach mehr die Sorge um die Schwester als die Trauer um die Nichte. Das war jetzt auch wichtiger. Als er in die Küche ging, um Frau Anfang zur Hand zu gehen, nahm ich die Musik genauer wahr, die mich gegen meinen Vorsatz, alles Ästhetische gelassen hinzunehmen, doch kurzzeitig erschüttert hatte. Alles hätte ich toleriert, ja mit Verständnis und Wohlwollen aufgenommen, vom laufenden Fernseher bis zu jeder erdenklichen Volks-, Schlager- oder Kuschelrockmusik, aber nicht synthetische Lauten aus der Stereoanlage im holzfurnierten Einbauschrank. Berufsbedingt bin ich empfindlich, Frau Anfang und Herr Haubner, das werden Sie doch wohl sehen, auch wenn Sie nichts von Kultur verstehen, hätte ich am liebsten gerufen, ein wenig so wie zwei Tage zuvor im TGV, fiel mir ein: Mesdames et messieurs, das werden Sie doch wohl hören, auch wenn Sie kein Deutsch verstehen. Als die Geschwister Kaffee und Kuchen brachten, meinte ich, einzelne Akkorde wiederzuerkennen. Ich konnte mich kaum auf meine Gastgeber konzentrieren, so sehr beschäftigte es mich, die Musik zu identifizieren. Jetzt schrammte der Gitarrist auf einer einzigen Saite wie ein Punker, aber dabei so behutsam, daß es nicht weh tat im Ohr.

Es war eher wie ein Streicheln, wie die stöhnenden, wohligen Laute, wenn man eine Frau zwischen den Beinen streichelt. Das ist ebensowenig tonal und dennoch harmonisch. Ich mußte ein paar Minuten abwarten, bevor ich Frau Anfang nach der Musik fragen konnte. Zuerst mußte ich mich erkundigen, wie es ihr gehe, wie es gestern beim Bestatter war, was jetzt anstehe und so weiter. Gestern war alles glattgegangen, erfuhr ich, beim Bestatter und hinterher mit der S-Bahn nach Gummersbach. Auch mit den Anschlüssen hatte alles geklappt. Abends war dann ihr Bruder eingetroffen. Nur schade, daß Lotte ihn nicht begleiten konnte, merkte Herr Hübner an und fügte zu mir gewandt hinzu: Lotte, das sei seine Frau. Er würde wieder abreisen, dachte ich – was dann? Es wäre zu früh gewesen, danach zu fragen. Vielleicht hatte sie sich bereits Gedanken gemacht. In ihrem Haus in Bergneustadt würde sie endgültig verkümmern, nicht weil es Bergneustadt war oder nicht einmal Bergneustadt, um genau zu sein, ein Winkel an der Ausfallstraße nach Olpe, sondern weil mit der Tochter der letzte Grund weggefallen sein mußte, allein zu leben. Sie sollte zu ihrem Bruder ziehen, zu ihrer Schwägerin, der besten Freundin. Vermutlich hatte sie in der Gegend noch andere Verwandte oder Bekannte von früher. Wenn ich mit ihr in Kontakt bliebe, würde ich ihr dazu raten. Mit dem Geld für das Haus würde sie sich eine schöne Wohnung kaufen können in ihrem Dorf bei Kassel. Ich fragte, ob sie sich entschlossen hätte, Maike in Köln zu begraben. Wieso? fragte Frau Anfang zurück. Wegen der Broschüre, sagte ich und deutete auf den Beistelltisch. Nein, nein, sie würden Maike in Bergneustadt begraben, erwiderte Frau Anfang, dort, wo auch ihr Mann begraben sei. Die Broschüre habe ihr der Bestatter in die Hand gedrückt. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht: daß ihr Mann schließlich auch auf dem Friedhof in Bergneustadt war und das Grab daneben die naheliegende Endstation für den Rest der Familie. Bestimmt würde sie bei der Friedhofsverwaltung auch gleich den Platz für sich selbst reservieren; oder sie würde ihrer Tochter das Grab geben, das sie für sich beim Tod ihres Mannes ausgesucht hatte. Ich nahm an, daß man Gräber vorbestellen könne, daß das üblich sei auf der ganzen Welt. Für mich hieß das, tatsächlich nochmals nach Bergneustadt fahren zu müssen. Gut, ich würde Korinna im Auto mitnehmen, das wäre

auch nett. Fragte sich nur, ob sich der Termin der Beerdigung nicht länger hinziehen werde, wenn die Leiche erst nach Bergneustadt überführt werden mußte. Dann brauchte Frau Anfang sicher einen neuen Bestatter, einen aus Bergneustadt, womöglich sogar irgendwelche Bescheinigungen oder Genehmigungen. So ein Leichentransport war doch kein Klacks. Ob sie schon wisse, wann das Begräbnis sein wird, fragte ich Frau Anfang. Es stand noch nicht fest, aber vermutlich Anfang nächster Woche. Montag könnte es klappen. Ich möge mich bitte nicht verpflichtet fühlen, eigens für die Bestattung noch mal nach Bergneustadt zu kommen, so eine weite Fahrt. Ich hätte schon so viel für sie getan. Daß ich ihr womöglich mein Fahrrad geopfert hatte, behielt ich für mich. Ich mußte zusehen, daß ich es heute noch abholte, sonst wäre es definitiv weg. Die Verwandten aus Hessen würden sicher anreisen. Ansonsten werde sie ihre Tochter in aller Stille begraben, das sei schon in Ordnung. Alles andere würde Annette auch zuviel werden, ergänzte ihr Bruder, der neben ihr stand und wartete, um den Kuchen zu verteilen. Nachdem ich dreimal versichert hatte, daß es mir gleich sei, welchen Kuchen ich äße und alle drei Stücke großartig aussähen, entschied ich mich für Käse. Die Tage zu zweit würden die Geschwister zusammenschweißen. Das hatten sie bestimmt seit Jahrzehnten nicht mehr gehabt. Jeder würde neue Seiten am anderen entdecken, lange verschüttete, liebevolle, kindliche. Ich erinnerte mich an das, was Korinna gesagt hatte: daß der Tod zwinge, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, auf die Liebe. Natürlich komme ich zur Beerdigung, sagte ich, das sei doch selbstverständlich und ob ich sonst etwas tun könne für sie. Vielleicht tut es Ihnen ja auch gut, nach der Beerdigung für eine Zeit zu verreisen oder Ihren Bruder zu besuchen, wandte ich mich zu Frau Anfang. Jetzt klang die Gitarre eindeutig nach Jazz. Ich würde Frau Anfang gleich fragen, was für eine CD das war, denn im Radio würden sie so etwas Stilles, weder Jazz noch Klassik, nicht spielen. Sie antwortete, daß sie sich noch keine Gedanken gemacht habe, was danach sei. Mit *danach* meinte sie die Beerdigung. Sie könne das alles nicht begreifen. Maike sei noch so jung gewesen, so voller Tatendrang. Dann fing sie doch an zu weinen. Ihr Bruder setzte sich auf die Lehne des Sessels und drückte ihren Kopf gegen seine Brust. Das hatte ich nicht

erwartet. Frau Anfang schneuzte sich in seinem Arm. Wieso habe sie nicht zuerst sterben können, schluchzte sie. Das Taschentuch mußte sie in der Hand gehalten haben, denn an dem Kleid war keine Tasche, und bevor sie das Wohnzimmer betreten hatte, lag auf dem Sessel kein Taschentuch. Das hätte ich gesehen. Wenn sie schon mit einem Taschentuch in der Hand durch die Wohnung lief, konnte sie noch nicht über den Berg sein. Bestimmt hatte sie sich frisch gemacht, als ich an der Tür geklingelt hatte, oder nein, sie hatte mich schon vom Fenster aus gesehen und war dann ins Badezimmer geeilt. Deshalb hatte sie es ihrem Bruder überlassen, die Tür zu öffnen, nicht wegen des Kaffees. Wie gut, daß er jetzt da war. Ich hätte sie nicht in den Arm nehmen können, wie sie es brauchte. Ich stand ihr zu fern, ihr, Maike Anfang, sogar Korinna, von dem Freund gar nicht zu sprechen. Was konnte ich schon tun? Wenn sich mein Verdacht bestätigen sollte, wäre der Gitarrist ein Volltreffer fürs Festival und hätten sich die 1200 plus 64,8 Kilometer schon deshalb fast gelohnt, abgesehen von Maike Anfangs Mutter oder vielleicht doch noch Korinna. Frau Anfang schneuzte sich noch einmal fest, tupfte sich die Tränen mit dem rechten Handrücken ab und rückte dann vor an den Sesselrand. Ihr Bruder ließ sie los, blieb aber vorerst auf der Lehne sitzen. Schöne Musik haben Sie da, sagte ich. Nach der Musik hätte ich auch später fragen können, aber etwas mußte ich sagen, und mir fiel nichts anderes ein. Womöglich würde es Frau Anfang ablenken oder ihr zumindest ermöglichen, das Gespräch wieder aufzunehmen, das Thema zu wechseln. Die ist von Maike, sagte Frau Anfang. Ihre Tochter hatte sie ihr beim letzten Besuch in Bergneustadt geschenkt, vorletztes Wochenende, ohne Anlaß, wie Frau Anfang bemerkte. Seit ihrem Tod höre sie immer nur diese eine CD. Ja, die sei sehr schön, bestätigte ich. Sie höre gern eher ruhige Sachen. Ihre Tochter habe sie mit CDs versorgt, auch mit Büchern. Sie lese gern. Sie selbst habe ja keine Ahnung, was sie kaufen solle. Sie wußte auch nicht, was für eine Musik es war, die gerade lief. Inzwischen war die Gitarre elektrisch. In dem Wohnzimmer sah ich keine Bücher, nur eine aufgeschlagene Fernsehzeitschrift unter dem Ratgeber der Stadt Köln, das Programm von Samstag, dem 9. Juli. Klar, daß Frau Anfang seit Samstag nicht mehr ferngeschaut hatte. Den Stapel oder das Regal mit den Büchern ihrer Tochter

hatte sie vermutlich oben im Schlafzimmer. Vielleicht hatte Maike Anfang gelegentlich bei ihr in Bergneustadt übernachtet, in der anderen Hälfte des Doppelbettes. Von jetzt an würde sich kein Mensch mehr je neben Frau Anfang legen. Ich hoffte noch auf ihren Bruder. Andererseits hatte das Haus mit Sicherheit ein Gästebett. Bevor ich mich verabschiedete, um Daniel den Schlüssel zu bringen, würde ich mich noch mal nach der CD erkundigen. Ich würde Frau Anfang bitten, die Hülle sehen zu dürfen. Maike Anfang hatte die Musik ausgesucht.

9

Während sie sprach, überlegte ich, welche Bemerkung es gewesen war, die Korinna auf das Thema gebracht hatte. Es war definitiv unpassend, viel zu intim für ein Geschäftsessen, aber vertretbar, absolut vertretbar. Auch Margarita Lider zog sofort die fein geschnittenen Augenbrauen zusammen und schaute Korinna ernst, wenn nicht erschrocken an, mit halbgeöffnetem Mund. Ein Dummchen war sie nicht, dabei absolut ansehnlich – *ansehnlich,* wie der Gerichtsmediziner die Leiche nicht gefunden hatte, ging mir durch den Kopf. Ihr fehlten die Erfahrung und gewiß der Ernst von Maike Anfang, nicht nur weil sie jünger war, allenfalls Mitte zwanzig, eher weniger, vermutlich sogar jünger als Stefanie, die es sich jetzt längst mit ihrem Freund vor dem Fernseher gemütlich gemacht haben dürfte. Es war Hauptsendezeit, als Korinna von der alles beherrschenden Angst sprach, das Leben zu verlieren. Ich war ein bißchen wütend auf sie gewesen oder nicht wütend, genervt, ernüchtert, ja, ernüchtert ist das richtige Wort, ich war ernüchtert ob ihres Pragmatismus. Dabei hatte ich sie schon vorher für verdammt abgebrüht gehalten. Dies aber war eine andere Liga, das hatte ich auf den ersten Blick erkannt: Daß sie an unserem ersten Abend – und ich hatte eigens den Sommer in Cadaqués unterbrochen, tausendzweihundert Kilometer, wenn man das zusammenrechnet, hin und zurück, von den Kosten will ich gar nicht mehr reden –, daß sie an unserem ersten Abend nach Maike Anfangs Tod deren Nachfolgerin im Schlepptau hatte, fand ich pietätlos. Zugegeben, vielleicht schwang in meiner Empörung eine Regung Enttäuschung darüber mit, daß Korinna weder meines Mitgefühls bedurfte noch die Bedeutung meiner Rückkehr würdigte. Ich war doch wegen Maike Anfang und zugleich für Korinna gekommen, um dazusein, nicht wegen

irgendwelcher Geschäfte. Mir fiel ein, daß Korinna gar nicht wissen konnte, weswegen ich nach Köln zurückgekehrt war. Ich hatte es nicht erwähnt. Sie hatte nicht gefragt. Entweder war es für sie offenkundig oder ausgeschlossen, daß ihre SMS mich nicht hatte schlafen lassen oder nur bis 3:23 Uhr, um genau zu sein. Margarita Lider, die im zweiten Satz akzentfrei betont hatte, Spanierin zu sein – als ob mich ihre nicht-deutsche Herkunft hätte beeindrucken oder mir das Gefühl der Zusammengehörigkeit geben können, bei mir hatte sie von vornherein verschissen –, Fräulein Lider, wie ich sie im Geist schon spöttisch nannte, konnte nichts für die Überstürztheit, mit der Korinna sie eingeteilt hatte, an Maike Anfangs Stelle die Abschiedsfeier für Patrick Boger zu betreuen. Sollte mich die Attraktivität meiner neuen Kollegin über den Tod der alten hinwegtrösten, mit der ich mich erklärtermaßen gut verstanden hatte? Für ausgeschlossen hielt ich es nicht, daß Korinna solche Rücksichten nahm. Vor allem war sie natürlich am Erfolg ihrer Arbeit interessiert. Das ist kein Vorwurf, weil bei mir nicht anders. Immerhin hatte sie außerdem das Wohlergehen ihrer Mitmenschen im Blick, wie sich auch an der Sorge um deren Abschiede zeigte. Das schätzte ich an ihr. Dennoch wäre ich am liebsten durch den Hinterausgang geflüchtet, als ich an der Tür zum Innenhof des Restaurants ihre Begleitung entdeckte. Das ging zu weit. Es war Mittwoch, der 13. Juli 2005, 20:08 Uhr, wie ich mit einem ostentativen Blick auf das Handy feststellte, drei Tage, zwei Stunden, sechsunddreißig Minuten nach der Mitteilung von Maikes Tod, wie ich ausrechnete – zu früh, um zu besprechen, wie unser Projekt ohne sie weitergeht. Es hätte gereicht, wenn wir deswegen in den nächsten Wochen telefoniert hätten. Korinna hätte mich noch einmal in Cadaqués besuchen können, das wäre schön gewesen und finanziell kein Problem für Ford. Jetzt würde ich das Handy, das auf der blütenweißen Tischdecke lag, nicht mehr wegstecken, geschweige denn abschalten, nicht für Korinna. Jetzt würde auch ich bei den Geschäften bleiben. Andererseits: Wenn ich schnippisch wäre, brächte Korinna das kaum mit meiner Pietät in Verbindung, sondern würde meinen, ich sei in sie verliebt. Vielleicht hatte sie das Fräulein Lider gar nicht wegen der Abschiedsfeier mitgebracht, sondern um nicht mit mir allein zu sein. Verprellen durfte sie mich

schließlich nicht. Wenn ich ein Abendessen vorschlug, sollte sie sich nicht verweigern, sonst würde die Chemie nicht mehr stimmen in unserer Zusammenarbeit. Sie mußte sicherstellen, daß ich begeistert bliebe. Das war Korinnas Beruf und ihr Talent: Leute zu begeistern. Das lebte ihr Patrick Boger vor. Hey, das ist ja ein schöner Hof zum Essen, ging ihr mit Sicherheit durch den Kopf, als sie die ungewohnt hohen Absätze in den Kies tackerte. Ja, hätte ich ihr antworten können: reserviert für Dates mit besonderen Damen. Statt dessen erinnerte ich mich an die Begeisterung von Maike Anfang. Zuerst hatte ich das kaum glauben können: Mannschaftssport, Umkleidekabinen, am Wochenende Auswärtsspiele, Vereinsleben. Ich meine, ich respektiere Ballsportarten aller Art, aber ich finde sie lächerlich und kann nichts mit denen anfangen, die sie betreiben. Zusätzliche Bonuspunkte kriegte Maike Anfang mit ihrem Hobby ebensowenig wie mit ihrem Freund, dem Hünen. Dorf und Haus der Mutter zählten nicht. Der zugegeben nette Onkel, vor allem aber die CD fügten dem Bild etwas Positives hinzu. Viel war das nicht für einen Tag, gestand ich mir ein, während ich mich erhob, um Korinna und ihre Begleitung zu begrüßen. Aber es war wahrscheinlich mehr, als ich je in dem Stall entdecken könnte, aus dem Korinna dieses Täubchen hervorgezaubert hatte. Wie könnte ich nur herausfinden, was das für eine Musik gewesen war? Frau Anfang hatte mir das nicht beantworten können, und auf der selbstgepreßten CD, die ihr Bruder am Ende meines Besuchs eigens für mich aus dem CD-Player geholt hatte, stand nur *Für Mama, in Liebe, von ihrem Engelchen.* Der Satz war intim und doch wieder nicht ganz, irgendwie auch Standard – wie wenn man eine Frau aus Versehen in Strumpfhose sieht, nicht weiter schlimm, aber unpassend. Zugleich hatte ich mich über die zärtliche Vertrautheit gefreut, die der Satz signalisierte. Es ist immer gut, wenn Kinder zärtlich zu ihren Eltern sind. Das meine ich in vollem Ernst. In meiner Generation geschieht das noch viel zu selten. Gut, ich würde bei meiner Mutter auch nicht mit einem Kosenamen unterzeichnen (schade eigentlich). Eine CD würde ich ihr schon pressen (allerdings würde ich ihren Geschmack kaum treffen). Ich würde später Korinna nach der Musik fragen, nahm ich mir vor, vielleicht daß Maike Anfang die CD von der Arbeit her gekannt hatte. Im schlimmsten Fall

war es der Soundtrack einer Autowerbung. Vor drei Jahren war Korinna von einem Typen überfallen worden. Obwohl sie das Wort selbst vermied, bestanden kaum Zweifel, daß sie von einer Vergewaltigung sprach oder jedenfalls dem Versuch einer Vergewaltigung. Soweit ich zunächst heraushörte, war es dem Typen nicht gelungen. Ich konnte schlecht nachfragen. Sie würde schon erzählen, was sie zu erzählen bereit war. Verdammt, wie war sie darauf zu sprechen gekommen? Korinna hatte erzählt, daß sich am morgigen Donnerstag alle Mitarbeiter ihrer Abteilung versammeln würden, um Maike Anfangs noch einmal feierlich zu gedenken. Sie hatte das initiiert. Üblich war es nicht. Sogar Patrick Boger würde versuchen zu kommen, wenigstens kurz, auch zwei, drei andere aus dem Vorstand, soweit sie sich gerade in Köln aufhielten. Das Täubchen hatte hinzugefügt, daß sie morgen im Stadtanzeiger eine Traueranzeige geschaltet hätten. Das würde sie schon alle sehr beschäftigen, hatte sie gesagt. Ja, mich auch, hatte ich erwidert. Dann hatten wir alle drei geschwiegen, bestimmt eine Minute. Es war gut gewesen, daß Korinna von der Trauer um Maike Anfang nicht zu Bogers Abschiedsfeier zurückgekehrt war, für alle eine Erleichterung, glaube ich. Vielleicht hatte sie selbst den Fehler eingesehen, Fräulein Lider mitgebracht zu haben. Ich hatte überlegt, wie wir sie nach Abschluß des Geschäftstermins loswerden könnten. Korinna sah heute glänzend aus – die elegante Variante mit Stöckelschühchen und kurzem Rock stand ihr besser als die bemühte Nonchalance. Dazu die Haare, die sie nach hinten gesteckt hatte – glänzend, eindeutig glänzend. Ich würde es ihr hinterher sagen, sobald (und sofern) wir allein wären. Fräulein Lider war bemüht gewesen, nichts zu sagen oder zu zeigen, was unangebracht gewesen wäre. Sicherheitshalber hielt sie einfach den Mund. Und ja, das war es, unser Schweigen, das Korinna darauf gebracht hatte, daß sie das Leben anders sehe, seit sie vor drei Jahren von einem Mann mit einem Messer bedroht worden war. Das sagte sie ohne Vorlauf, ohne Anlaß, ohne Grund, irre, aber vertretbar, wie gesagt. Der Mann habe sie in einen Hauseingang gezerrt und ihr das Messer an den Hals gehalten. Ihr ganzes Leben sei an ihr vorübergezogen, wie im Film. Davon hatte ich auch schon gehört, daß bei einem Unfall die Erinnerung zurückspult an den Anfang. Aber plötzlich ein

Messer an der Kehle zu spüren ist natürlich noch etwas anderes als ein Unfall, ganz klar. Hast du in dem Augenblick gebetet? rutschte mir heraus. Nein, sagte Korinna, ich hatte keine Zeit zu beten. Das sei wahnsinnig schnell gegangen (so schnell und überraschend, wie sie auf den Überfall zu sprechen gekommen war, fiel mir ein). Sie habe nur wahnsinnige Panik gespürt und daß sie nicht sterben wollte. In dem Augenblick habe sie nur gedacht, daß der Mann alles mit ihr machen könne, wenn er sie nur am Leben ließ. Sie habe nur leben wollen, leben leben leben. Korinna selbst wiederholte das Wort dreimal. Und gleichzeitig sei der Film an ihr vorübergezogen. In den letzten Tagen habe sie so oft an diese Szene denken müssen, sagte sie – wie schnell das gehen könne, wie zerbrechlich alles sei, Wahnsinn. Zack, fügte ich in Gedanken hinzu, zack, und du bist ausradiert. Daß der Mann mit der anderen Hand an ihre Brust griff (es ging also wirklich um Vergewaltigung, verstand ich), habe sie gleichgültig gelassen, ebenso sein Atem, der nach Alkohol roch. Sie habe nur auf das Messer geachtet. Mein Handy meldete sich mit dem Grunzen, das den Empfang einer SMS anzeigt. Es lag noch immer auf dem Tisch und schüttelte sich auch kurz. Scheiße, dachte ich, nicht jetzt. Es tat mir leid. Wenn es geklingelt hätte, hätte ich den Anruf wegdrücken können. Bei einer SMS hingegen kann man nicht einmal den guten Willen zeigen. Die Störung ist da. Alle schauen hin. Du hast eine SMS, sagte Korinna, wahrscheinlich erleichtert, das Thema zu wechseln. Mir fiel nichts Besseres ein, als ja zu erwidern, kein Problem. Natürlich war es ein Problem. Natürlich ließ ich das Handy liegen. Und dann? fragte Fräulein Lider. Nichts, sagte Korinna: Jemand habe oben im Flur Licht angemacht und sei die Treppe heruntergekommen. Der Mann sei sofort aus dem Haus gerannt. Sie sei auf den Boden gesackt. Dort sei sie von der Frau, die das Licht angeschaltet hatte, entdeckt worden. Eigentlich sei gar nichts passiert, nur der Schock, der hänge ihr nach. Im nachhinein sei die Situation nicht so dramatisch gewesen. Daß der Mann sie wirklich umgebracht hätte, das würde sie nicht annehmen. Das mache man anderswo, nicht wenn jeden Augenblick jemand die Treppe runterkommen oder das Haus betreten könnte. Er habe sie erschrecken wollen, einschüchtern, begrapschen (Macht ausüben, dachte ich). Aber in dem Augenblick denkst du

nicht an so etwas, sagte Korinna. Du denkst nur an das Messer. So wie du das schilderst, war es gefährlich, sagte ich. Sie könne es nicht mit Bestimmtheit sagen, erwiderte Korinna. Im Gefühl habe sie, daß der Typ nicht zugestochen hätte. Aber er war doch betrunken, beharrte ich, wer weiß? Korinna zuckte nur mit den Schultern. Es war schon irritierend, daß Korinna so etwas Persönliches erzählte, aber das ist eben so, wenn jemand stirbt. Das ist keine normale Situation. Damit muß man erst mal zurechtkommen. Das ist wie mit den Polizisten oder der Frau an der Rezeption des Gerichtsmedizinischen Instituts: Man fühlt sich miteinander verbunden, menschlich, meine ich, dem Alltag irgendwie entrückt. Die Fremdheit ist für einen Augenblick aufgehoben, so daß man Dinge sagt und tut, die unter gewöhnlichen Umständen zu intim wären oder zu zärtlich, ja zärtlich. Auch Fräulein Lider nahm die ernste Wendung wahr, die unser Geschäftsessen genommen hatte, bevor wir überhaupt bestellt hatten. Sie schien ein bißchen bleich geworden zu sein. Vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Sie war schon in Ordnung, nur nicht mein Typ. Aber wir würden schon zurechtkommen. Korinna hingegen war mir in dem Augenblick näher denn je. Ohne Scham hatte sie genau das offengelegt, was sie bewegt und neuerlich erschüttert hatte, während wir schwiegen. Ich fand das super, das Gegenteil von abgebrüht. Korinna hatte solche Momente auch vorher schon gehabt, immer wieder mal, wenn sie ihre Traurigkeit gestand, das Ungenügen, das sie mit sich und ihrem Leben in der Kommunikation und Öffentlichkeit empfand. Allein, solche Stimmungen hat jeder und geben die meisten zu, wenn man mit ihnen allein ist. Bei Geschäftspartnerinnen gehört Ungenügen beinah zum guten Ton eines privaten Gespräches – als Zeichen dafür, daß es privat geworden ist. Ich kitzele es auch hervor. Es beruhigt mich zu sehen, daß hinter der Fassade etwas ist, selbst wenn es genau betrachtet nichts ist, nur die übliche Wehleidigkeit, die mich an mir selbst langweilt. Das hier aber war existentiell. Von der eigenen Vergewaltigung zu sprechen in einer beinah öffentlichen Situation (ich hatte nicht den Eindruck, als wäre das Täubchen eine Freundin wie Maike Anfang), erforderte Mut oder war von solcher Unmittelbarkeit, daß ich Korinna am liebsten in den Arm genommen hätte, sie zu streicheln, zu

trösten und ihr danke zu sagen. Ich habe eine nicht so gute Nachricht, sagte sie. Sie wollte das Thema wechseln, ganz klar. Das mußten wir respektieren. Ins Bett bekommen würde ich sie heute nacht nicht mehr, nicht nach so einer Geschichte. Das mußte ich ebenso respektieren. Was denn? fragte ich. Sofort tippte ich darauf, daß jemand aus dem Vorstand Einwände gegen mein Konzept erhoben hatte, wahrscheinlich weil es zu unkonventionell war, zu leutselig, zu viel Rock 'n' Roll. Es gebe Probleme, sagte Korinna. Was denn für Probleme? wollte ich wissen. Es konnte nur so ein Apparatschik sein, so ein scheißdeutscher Beamtenfuzzi, dem das Konzept nicht gefiel. Korinna schaute mich an, als müsse sie mich gleich entlassen. Jetzt erschrak ich doch, immerhin war es ein großer Auftrag. Gut, der Vertrag war schon unterschrieben, aber mir lag auch an der Sache selbst. Wie ich das Programm angelegt hatte, könnten wir es auf eine Seite 3 in der Süddeutschen Zeitung bringen oder mindestens auf eine Story in der Bunten. Ein abgebrochenes Projekt hingegen macht sich nie gut. Das spricht sich herum. Sie könnten die Abschiedsfeier für Patrick Boger nicht so aufwendig machen, fuhr Korinna fort. Nicht so aufwendig? Ja, antwortete Korinna, sie müßten ein bißchen bescheidener bleiben. Wegen des Todesfalls, dachte ich spontan und fragte nach dem Grund. Korinna blies die Backen auf und ließ die Luft entweichen. Dann runzelte sie die Stirn. Sie hätten diese Woche vom Vorstand erfahren, daß im Herbst eine umfassende Sanierung verkündet würde, mit dem Wegfall von mehreren tausend Arbeitsplätzen, darunter vielen in Köln. Da könnten sie im November kein rauschendes Fest veranstalten. Sie hatte natürlich recht: Wenn so viele Menschen ihren Job verlieren, verbietet sich eine pompöse Feier. So pompös wollte ich es zwar gar nicht haben, aber durchaus spektakulär und öffentlichkeitswirksam, mit Einfällen, die unvergeßlich blieben. Das funktionierte jetzt nicht, ganz klar. Auch das gebot der Respekt. Gibt es denn auch betriebsbedingte Kündigungen? fragte ich. Ich hatte gedacht, daß die großen Konzerne es nach Möglichkeit vermieden, ihre Leute auf die Straße zu setzen, allein schon, um keinen Konflikt mit der Gewerkschaft zu riskieren. Das sei noch nicht raus, antwortete Korinna. Das hänge von den Gesprächen mit der Gewerkschaft ab, die jetzt bald einsetzten. Der Gewerkschaft sei es doch gleichgültig, ob Jobs neu besetzt

würden oder nicht, meinte ich: Die verträten ohnehin nur jene, die bereits auf einer Arbeitsstelle hockten, Besitzstandsdenken, Spießertum. Korinna zuckte wieder mit den Schultern. Es sei eine sehr sehr traurige Situation, die alle sehr bedrücke, machte Fräulein Lider sich sehr bemerkbar. Euch vielleicht, dachte ich: Herrn Boger und seinen Apparatschiks ist das genauso gleichgültig wie den Gewerkschaften – na, dann werden wir seinen Abschied eben im kleinen Kreis feiern. Die Seite 3 könnte ich mir dann natürlich aus dem Kopf schlagen – egal, bei Tausenden Entlassungen relativieren sich die eigenen Probleme, auch sie eine andere Liga. Ich hätte vermutet, daß es Ford vergleichsweise gutgehe, sagte ich: Diese kleinen Kas sehe man doch überall. Bei denen sei die Gewinnmarge minimal, erklärte Korinna, der Absatz außerdem rückläufig. Ihr Problem sei ohnehin die Mittelklasse, also genau die Autos, die in Köln produziert würden. Gut, wenn ich einen Mittelklassewagen kaufen wollte, käme ich auch nicht auf Ford, überlegte ich. Der Ka war ganz witzig, noch dazu als Cabrio, aber diese größeren Fords – ich konnte mich nicht einmal erinnern, wie sie aussahen oder hießen. Die haben ein echtes Imageproblem, dachte ich. Fiel das nicht in den Aufgabenbereich von Korinnas Abteilung? Dann hätte sie vielleicht auch ein persönliches Problem, obwohl ihr niemand die Schuld geben konnte, daß ihr Konzern langweilige Autos produziert. Und was heißt das für uns? fragte ich. Wie gesagt, daß wir die Abschiedsfeier abspecken müssen, antwortete Korinna. Stimmt, das hatte sie bereits gesagt. Sie selbst fühle sich verarscht, weil sie, die alles gebe für den Konzern, täglich mit ansehe, für welchen Müll man Geld ausgebe – und jetzt so etwas. Manche Leute im Vorstand seien schlicht und ergreifend unfähig – wehe, wenn jemand anfinge zu recherchieren, dann wäre die Kacke am Dampfen. Ich stellte mir irgendwelche Bordellgeschichten vor wie bei VW, fragte jedoch nicht nach, welche Skandale Korinna mit der Andeutung meinte. Ohnehin wunderte ich mich mehr über die Wendung in ihrer Sprache. So vulgär hatte ich sie noch nie gehört. Ich fand es in Ordnung, daß sie es zuließ – angesichts einer solchen Situation muß man die Gefühle einfach fließen lassen. Fräulein Lider nickte. Statt Bonuspunkte einzufahren mit einer begeisternden Abschiedsparty für den begeisterten Patrick Boger, stand dem

Geschäftsbereich Kommunikation und Öffentlichkeit ein Herbst voller Hiobsnachrichten bevor. Und dein Patrick Boger? fragte ich. An ihm habe es nicht gelegen, soweit sie das beurteilen könne, aber ganz durchschauen würde sie es natürlich nicht. Da sei einfach ein unheimlicher Kostendruck, speziell in Deutschland, und das Mutterhaus sitze ihnen im Nacken. Ich hätte es richtig gemacht. Am liebsten würde sie auch in so ein Cadaqués fliehen, einen kleinen Laden aufmachen oder ein Restaurant. Korinna nahm ich ab, daß sie sich um die Menschen sorgte, denen die Arbeitslosigkeit bevorstand. Gut, daß Maike Anfang das nicht mehr erleben mußte, ging mir durch den Kopf. Ob er die Bestellung entgegennehmen dürfe, fragte der Kellner, dabei mußte er bemerkt haben, daß wir noch nicht einmal in die Speisekarten geschaut hatten. Nein, noch nicht, fauchte ich ihn an und kippte meinen Pastis hinunter: Noch einen bitte. Die Gläser von Korinna und dem Fräulein Lider waren noch halb voll. Boger werde alles daransetzen, betriebsbedingte Kündigungen zu vermeiden, sagte Korinna, diesmal zu ihrer jungen Kollegin gewandt. Ob sie doch etwas mit ihm hatte? Das glaube ich auch, meinte Fräulein Lider: Boger habe gewaltige Umstrukturierungsmaßnahmen durchgeführt, und zwar erfolgreich durchgeführt – da werde er sich nicht mit Massenentlassungen verabschieden wollen. Das Wort *Umstrukturierungsmaßnahmen* klang obszön in ihrem Mund, wie nachgeplappert. Wenn Korinna nicht dagewesen wäre, hätte sie wahrscheinlich auch noch betont, daß Boger den Konzern fit gemacht habe für die Zukunft. Korinna sollte sie gleich nach dem Essen in ein Taxi setzen zu Mama. Ich wollte allein sein mit Korinna, was immer sich daraus entwickelte. Sie war ehrlich heute, das entsprach meiner Stimmung. Immerhin saßen wir hier, weil jemand gestorben war. Das ist eine harte Woche für dich, sagte ich zu Korinna, erst das mit Maike Anfang, dann die Nachricht aus dem Vorstand. Ja, es kommt immer alles zusammen, sagte sie und nahm die Speisekarte. Fräulein Lider tat es ihr nach. Ich nahm das Handy, um die SMS zu lesen: *Bist du in köln? Natascha*

10

Maike Anfang hatte jetzt auch die Augen zu, nur daß sie sie nicht mehr öffnen würde. Das war wahrscheinlich der ganze Unterschied. Aber was ging dahinter vor, hinter den Augen? Nichts? Gut, hinter den Augen sicher nichts, das hätte sich wahrscheinlich sogar wissenschaftlich beweisen lassen, Nervenströme et cetera. Das verfiel ja auch alles, der Körper, der vergeht. Selbst die Augen? Sicher, oder hatte ich schon einmal ein Skelett mit Augen gesehen? Wenigstens würden sich die Augen länger halten als Muskeln und Innereien. Das machte es auch nicht appetitlicher: Augäpfel ohne Lider und Wimpern, in der Form von Äpfeln eben, wie das Wort schon sagt, längs geschnitten, oder nein, rund, wenn ich mich richtig erinnerte, wirklich rund, rund wie Äpfel. Aber wo blieben dann die Wimpern? Wimpern waren doch Haare, die blieben ein Weile. Würden sie abfallen, sobald keine Haut mehr da wäre, in der sie wurzeln? Verdammte Hacke, war das makaber, ekliger als Zombies, weil real. Maike Anfang lag jetzt in diesem Kühlfach, bereits mit den Spuren eines warmen Kölner Sommertags am Körper und in Wartestellung, um endgültig zu verfaulen. Von Natascha, Korinna oder mir unterschied sie sich nur darin, eine Position weiter nach vorne gerückt zu sein. Ich konnte mich nicht von der Vorstellung des Kühlfachs losreißen, in dem Maike Anfang nach menschlichem Ermessen nicht fror. Herr Haubner hatte gesagt, daß der Bestatter die Leiche heute morgen aus der Gerichtsmedizin abgeholt hatte, ungefähr zu der Zeit, als ich in Bergneustadt gewesen war. Also lagerte Maike Anfang in diesem Moment irgendwo in der Nähe des Kölner Hauptbahnhofs, vermutlich im Keller des Bestattungsinstituts. Für die Beerdigung hatte ihre Mutter einen Termin am Montag erhalten, was bedeutete, daß Maike Anfang noch eine Fahrt auf der

A4 vor sich hatte, etwa sechzig Kilometer, und ich noch fünf Tage in Köln. Selbst die Knochen lösten sich auf, dauerte nur länger. Wie lange wohl? In Deutschland werden Gräber nach fünfzehn bis zwanzig Jahren freigegeben, sofern man ihre Nutzungsdauer nicht verlängert, hatte Korinna gesagt. Daß einer ihrer Angehörigen bereits gestorben war, hatte sie nicht erwähnt. Zwanzig Jahre – das hieß doch wohl, daß nach zwanzig Jahren nichts mehr übrig ist, nichts als Staub. Man würde wohl kaum die Knochen aufsammeln, wegkehren mit einem Besen, um Platz zu schaffen. Man mußte sich also aufgelöst haben. Und der Staub? Der war etwas, nicht nichts. Selbst Luft war etwas. Selbst die Leere war etwas. Wir konnten nicht nichts werden. Fragte sich nur, wo wir blieben. Es war unmöglich, daß wir einfach aufhörten. Was war also hinter den Augen? Hinter Nataschas Augen, die neben mir leise schnarchte, waren Träume, banales Zeug, von ihrer Arbeit, ihren Eltern, ihren Freundinnen, von mir, ihrem vorigen Typen oder dem nächsten. Maike Anfangs Augen interessierten mich mehr. Ich malte mir aus, wie ich in das Bestattungsinstitut einbräche, um zu ihr in die Kühlkammer zu kriechen und in ihren Schädel zu blicken. Ja, ich hätte ihren Schädel mit einem Skalpell aufgeschnitten (wie ein Grabschänder, nur ohne Grab, einer von der schnellen Sorte, mit Bergarbeiterlampe und Handschuhen), ich hätte den Schädel durchgeschnitten, aufgeklappt und hineingeschaut. Aber da wäre nichts gewesen, nur Blut, Gehirn und dergleichen, Materie. Ich hätte einen steifen Nacken bekommen, weil es so eng gewesen wäre und kalt. Hinterher hätte ich mir einen Tee gemacht in der Teeküche des Bestattungsinstituts, mit einem Teebeutel, den ich mitgebracht hätte. Die letzten Nächte hatte ich gut geschlafen, normal. Heute nacht würde mir das nicht mehr gelingen, das sah ich schon. Ich schaltete die Leselampe an. 2:28 Uhr auf dem Funkwecker Nataschas, die mir ihren offenen Mund hinhielt; Donnerstag, 14. Juli 2005, 21.4 Grad Celsius, Weckzeit 7:43 Uhr. Weil der Wecker kein Klingelzeichen anzeigte, schloß ich, daß Natascha morgen keinen Dienst hatte. Ich schaute mich nach einer Flasche Mineralwasser um. Auf dem Nachttisch war nur der Wein. Wenn es vorhin richtig abgegangen wäre, hätten die Gläser jetzt auf dem Boden gelegen. Die Weinflecken oder Scherben wären gleichgültig gewesen, so stellt man sich das vor. So war es auch ein-, zweimal bei uns

gewesen. Bei dem Lärm würde ich definitiv nicht mehr einschlafen können. Es ist nicht die Lautstärke. Es ist der bloße Umstand, daß jemand schnarcht, während man selbst wacht. Das ist tödlich, na ja, nicht tödlich, sondern das Gegenteil, man bleibt eben wach. Als der Abend nach dem Geschäftsessen keine Fortsetzung gefunden hatte (Korinna hatte irre viel zu tun wegen der Entlassungen, dazu die Andacht morgen früh, für die sie verantwortlich war, und sie war auch nicht gut drauf, wie sie sagte, das verstand ich natürlich, wie lang ich in Köln bliebe?, auf jeden Fall bis zur Beerdigung, schön, dann sehen wir uns ja noch auf alle Fälle, Margarita bleibt mit dir in Kontakt, ja, wunderbar, mach's gut, war schön, ja), hatte ich Natascha angerufen. Schnell waren wir uns einig gewesen, daß ich noch auf einen Wein bei ihr vorbeischaute. Ich meine, wenn sie mir schon eine SMS schickt, muß ich kein schlechtes Gewissen haben. Die Verhältnisse zwischen uns waren klar, da war nichts mehr, darauf konnte man aufbauen. Sie hängt noch an mir, in Ordnung, aber ich mag sie auch. Sie hatte mich nur genervt am Schluß, die unausrottbare Eifersucht, dazu das Schnarchen. Vor dem Schnarchen war es gewöhnlich ganz gut gelaufen, nicht so kompliziert wie mit deutschen Frauen, Künstlerinnen und Kulturtussis vor allem, die sich schämen, sexy zu sein, und es also nicht sind. Natascha war lediglich mit meiner Weigerung, mich festzulegen, nicht zurechtgekommen. Für sie war es logisch gewesen, daß ich es bin für ewig. Na gut, sie sagte das nicht so, aber ich spürte, daß sie es dachte. Erwogen hatte ich, mich darauf einzulassen. Allein, es wäre eine Frage der Zeit gewesen, bis wir dem Club der kaputten Ehen beigetreten wären – allenfalls daß wir uns mit Swinger-Partys Trost verschafft hätten, Erleichterung, Erfrischung, Bestätigung, was immer man dort findet. Als Exoten hätten wir geglänzt. Jeder Deutsche möchte mal eine Orientalin ficken, noch dazu, wenn sie kostenlos ist. Die Gattin würde derweil ihrer Neugier auf einen echt muslimischen Terrorschwanz nachgehen dürfen, vollkommen gefahrlos, versteht sich, weil man den Bombengürtel ja am nackten Körper sähe. Ich war noch nie im Swinger-Club, ich nehme das nur an, daß man dort nackt an der Bar anstößt. Pornos schaue ich mir nicht an, das ist mir zu blöd. Ich halte mich lieber an die Realität, grundsätzlich. Daß es mit meinen Grundsätzen nicht weit her ist, davon zeugt meine Neigung

zum Disneyland für Individualisten. Dabei hatte es viel gegeben, was Natascha und mich verband, nicht nur Iran und Sex, ebenso der Wunsch, Kinder in die Welt zu setzen. Ich hatte nur nicht einsehen wollen, daß es eilte. Am Ende war sie durchgedreht und hatte mir eine Szene gemacht wegen weiß schon nicht mehr warum. Ich war auf dem Absatz umgekehrt. Das war's, in nuce. Weder war es ihr um weiß nicht mehr warum gegangen noch mir um die Szene. Es war für beide eine Gelegenheit gewesen, adieu zu sagen, oder *chodâ hâfez,* wie es bei uns heißt, Gott mit dir. Seitdem hatte ich sie nicht mehr gesehen. Sie hatte noch zwei, drei Mal gesimst, ich hatte noch zwei, drei Mal angerufen – oder umgekehrt. Keiner hatte ein Treffen vorgeschlagen, nur abgewartet, ob der andere es täte. Heute abend hatte ich dann nicht lang gefackelt. Hi, wie geht's gut danke dir auch gut danke bist du zu Hause ja dann schau ich mal kurz vorbei o.k.? ja o.k. soll ich wein mitbringen nee hab ich da o.k. bis gleich ja bis gleich freu mich *chodâ hâfez chodâ hâfez.* Sie hatte die SMS geschickt, also was soll's? Früher auf den Single-Partys ging es auch nicht romantischer zu. Mittlerweile vermied ich die einsamen Herzen schon deshalb, um mich nicht den Blicken auszusetzen: ein Araber. Die Mauer des Mißtrauens brach zwar angesichts der bleichen Konkurrenz schnell ein – aber hatte ich das nötig? Sollen sie sich eben mit einem Blondschwanz zufriedengeben, wenn sie in jedem Araber den Terroristen fürchten. Dabei bin ich überhaupt kein Araber, nicht einmal Türke. Mit Natascha hatte ich die Probleme nicht, das war schon mal ein Vorteil. Da mußte ich nicht erst beweisen, normal zu sein. Andere Vorteile hatte Natascha auch: sah ordentlich aus, ehrlich, geradezu klug im Vergleich zu den einsamen Herzen, und im Bett eben, wie gesagt – eigentlich nicht schlecht. Keineswegs sicher, ob ich eine Passendere fände, war mir durch den Kopf gegangen, als ich zu ihr ging, zu Fuß, denn sie wohnte nicht weit vom Restaurant, in dem ich Korinna und ihre Kollegin getroffen hatte. Vielleicht sollte ich doch die Südstadt verlassen, als Symbol für mich selbst sozusagen, Aufbruch, Stufen, Zauber. Nataschas Wohnung in der Nordstadt wäre allerdings zu klein für uns beide. Von dem Häuschen in Hürth oder Bensberg, auf das sie zusteuerte, würde ich sie schon abbringen können. Wir könnten uns auf Bayenthal einigen oder meinetwegen Klettenberg, wird

schon nicht so schlimm sein, und wenn doch, fahre ich zur Arbeit nach Cadaqués. Als ich ihren Slip auszog, sagte ich, daß ich keine Kondome dabei hätte. Ich hätte, lächelte ich, nicht ahnen können, daß ich sie noch treffe. Sie behauptete, ebenfalls kein Kondom zu haben. Beides war Lüge, aber egal. Es war geradezu innig: Sie wußte, daß ich in meiner Geldbörse immer zwei, drei Kondome mit mir trug. Ich wußte, wo sie die Schachtel mit den Kondomen aufbewahrte, und beide wußten wir, daß der andere es wußte. Genau betrachtet, kam es einem Ja-Wort gleich. Sie hatte mir natürlich voraus, berechnen zu können, ob sie überhaupt empfänglich war. Insofern hatte möglicherweise nur ich mein Ja-Wort gegeben – wie unangenehm. Daß sie nicht abtreiben würde, verstand sich von selbst. Man vernichtet kein Leben. Außerdem sind Kinder groß, ganz groß. Wie groß, das war mir nie so bewußt gewesen wie jetzt. Wenn sie erst mal da wären, würde ich mich schon einrichten mit der Mutter. Und wenn es nicht mehr ginge, blieben die Kinder. Man mußte nur aufpassen, sich ohne böses Blut zu trennen, dann wäre es tragbar für alle. Für meine Eltern wäre Natascha tragbar gewesen. Ihre hätten ein bißchen schlucken müssen, wenn die Tochter plötzlich schwanger geworden wäre, aber dank der Aussicht auf einen Enkel hätten sie sich mit der moralischen Verlotterung des Westens abgefunden. Hauptsache wir würden heiraten, bevor ihr Bauch dick würde, Hauptsache ein Fest für die Verwandten, die reicher sind als meine und im Rudel aus Amerika anreisen würden. Was soll's: Wenn das Kind erst mal da wäre, würde alles andere nebensächlich sein, sogar ihre Eifersucht, ihr Schnarchen, ihre Spießigkeit, selbst die Sticheleien von Minu, die meinte, ich bräuchte eine starke Frau, eine, die mir ihr eigenes Leben entgegensetze und nicht nur meines übernähme. Ach Gott, ja. Wie gut, daß Minu nicht das Leben ihres fränkischen Scheichs übernimmt, sondern sich ihm gleich in Anbetung unterwirft. Ich zog das Laken unter Nataschas Bauch: Wäre schon nett, darin mein Kind heranwachsen zu sehen. Ich würde mein Ohr anlegen und horchen. Es würde mich hören, wenn ich sänge. Ich würde mit dem Baby sprechen. Das ist es, was zählt, nichts anderes – daß es weitergeht. Daß man etwas geschaffen hat, das bleibt. Daß man selbst bleibt. Aber war Maike Anfang jetzt unglücklicher, daß sie kein Kind hinterlassen hatte?

Schlimmstenfalls machte es keinen Unterschied, nicht einmal das. Ich strich mit dem rechten Zeigefinger über Nataschas Bauch. Auf und nieder wogte er. Ihre eine Hand lag auf der Brust, die andere rücklings neben dem Kopf. Vielleicht hätte ich mich einfach ergreifen lassen sollen und Schluß. Das Schnarchen hörte nicht auf. Daran sollte es nicht scheitern. Wenn wir zusammen wohnen, haben wir zwei Zimmer, dann ist das Problem gelöst, überlegte ich; wäre ohnehin besser. Jede Nacht neben der gleichen Frau einschlafen muß Horror sein. Beide sind Zeugen, wie der andere vergilbt, die Falten, die Geräusche, die Gerüche, nicht schön, genausowenig wie die Pillen, Schmerzen und Ticks, die man sich zulegt. Nicht einmal wichsen kann man noch in Ruhe. Ich kannte das von meinen Eltern. Sosehr ich sie achtete und liebte, machte es mich traurig zu beobachten, wie sie sich in ihrem Verfall einrichteten – allein schon das Nachtkästchen meiner Mutter mit den Tabletten, Tropfen und Cremes, das will man als Lebensendgefährte nicht sehen. Solange Natascha nur Geliebte war, konnte man schlecht in getrennten Betten schlafen. Schnarchen war tragbar. Es war ohnehin nicht laut, mehr ein Säuseln. Auch Bayenthal könnte ich ertragen. Schwieriger war es mit der Langeweile. Ohne Rahmenprogramm langweilte mich Natascha nach durchschnittlich fünfundvierzig Minuten, immer dieselben Gespräche, ihre unheimlich große Familie, ihre unheimlich internationalen Freundinnen, ihre unheimlich unerträglichen Kollegen bei den *Achtzigern, Neunzigern und dem Besten von heute,* wo sie Redakteurin ist, Horror. Viel mehr existierte nicht in ihrem Leben, einmal die Woche Kino mit Henriette, nicht einmal Sport. Für das, was noch fehlte, war ich vorgesehen – herzlichen Glückwunsch zum Hauptgewinn. Die CD, die ich in Bergneustadt gehört hatte, kehrte zurück in mein Ohr und stimmte mich sanft. Das Laken mit sich schleifend, schlich sich mein Finger nach unten. Als er die ersten Haare erreichte, bekam ich einen Steifen. Sie mochte es, wenn ich in sie eindrang, während sie schlief, sie mochte es, mit mir drin aufzuwachen. Genau betrachtet, war sie im Bett prima. Wenn ihr Kollege Musikredakteur im Jahr nur halb so viele Zwischentöne auflegte wie Natascha bei mir in zehn Minuten, hielte ich im Auto gelegentlich durch bis zu ihren Moderationen, dachte ich. Ich nahm den Mittelfinger hinzu und spielte mit

den Haarspitzen. Die Haut berührte ich nicht. Sie sollte noch nicht erwachen. Ich wollte vorerst überlegen. Ich zog das Laken ganz beiseite, so daß ich sie von Kopf bis Fuß betrachten konnte. Wie schön ist die Schöpfung, dachte ich, und also, daß es einen Schöpfer geben müsse. Warum auch nicht? Ohne Gott klappte es nicht besser. Nicht daß Natascha makellos gewesen wäre, das nicht, das Becken zu breit, die Beine zu kurz, die Brüste zu weich. Darum ging es nicht. Sie war schön in dem Sinne, wie jeder Mensch schön ist, jedes Geschöpf. Wie sie da auf dem Rücken lag, sahen die Brüste aus wie gedrückter Teig. Die Warzen schienen sich verziehen zu wollen, aus Scham oder aus Verlegenheit. Immerhin, sie punktete mit dem Gesicht und den großen, beinah schwarzen Augen. Die würden noch betören, wenn sie nach der ersten oder spätestens nach der zweiten Geburt vergaß, den Gewichtshahn zuzudrehen. Die Photos ihrer Mutter zeigten, was ich zu erwarten hatte: orientalische Weiblichkeit in Hülle und Fülle. Zwischen ihren Beinen kniend, öffnete ich Nataschas Schamlippen: Hier überall mußte mein Samen vertrocknet sein. Vergeblich versuchte ich meinen Geruch zu orten. Hätte ich eben am liebsten in Maike Anfangs Schädel geblickt, phantasierte ich jetzt, in Nataschas Muschi zu kriechen, zu überprüfen, was mit meinem Samen war. Als Statthalter schoben sich meine Finger ein. Vielleicht begann irgendwo hinter dem Schleim, der sich zu bilden begann, schon Leben, mein Leben. Wäre ich darüber froh? Ja, wahrscheinlich. Wäre das neue Leben froh? Jedenfalls hätte es Angst vorm Sterben. Letztlich war ihr Bauch ein Gefäß. In Korinnas Muschi hätten meine Finger jetzt lieber gewühlt. Mit Korinna zu leben wäre mir nicht im Traum eingefallen. Stefanie war mehr für alle Fälle. Was aus Maike Anfang geworden wäre, war nicht mehr zu beantworten. Sie hatte einen Freund gehabt, aber ich so ein Gefühl. Nun hatte sie Freund und Gefühl hinterlassen. Für den Freund war es schwieriger, aber er würde genauso darüber hinwegkommen wie mein Gefühl. Soweit das zwischen den Geschlechtern möglich ist, hatte mein Gefühl ohnehin nichts mit Sex zu tun, sondern mehr mit Vertrauen. Die Frau in Cadaqués fiel mir ein, die drei Tische weiter saß, als ich die SMS von Maike Anfangs Tod empfangen hatte. Ich erinnerte mich nicht an ihr Gesicht, nur daß es schmal gewesen war und blaß, rotblonde Haare, etwas

Dunkles am Leib, eine Hose und ein Hemd mit Trägern. Sandalen hatte sie getragen, weiß lackierte Fußnägel. Ich ging die anderen Frauen durch. Aktuell war sonst niemand. Blieb Natascha, die demnächst aufstöhnen würde im Schlaf. Ich hielt die Finger jetzt still. Natascha hatte aufgehört zu schnarchen. Wie zur Entschuldigung für meine Gedanken küßte ich sie auf den Mund, die Finger noch immer in ihrer Mitte. Als ich mich wieder aufrichtete, bemerkte ich, daß mein Schwanz schon wieder schlappgemacht hatte. Was tat ich nur hier? Am liebsten hätte ich Natascha aufgeweckt und sie umarmt. Ich hätte ihr gesagt: Egal, was ist, ich bin für dich da. Ich meine es nicht böse. Ich will dich nicht benutzen. Ich schäme mich, wie ich von dir denke. Du bist wunderbar, wirklich. Du bist ein Mensch, ein großartiger Mensch. Ich weiß nicht, ob wir glücklich miteinander würden, aber ich achte dich und danke dir für die Liebe, die du mir anbietest. Es tut mir leid, ich will dich nicht verletzen. Ich schäme mich, wie ich von mir selbst denke. Ich will das nicht, ich will nicht so sein. Schlaf jetzt, schlaf ein in meinem Arm. Morgen sehen wir weiter. Eine Freundin von mir ist gestorben, das habe ich dir noch gar nicht gesagt. Weißt du, ich denke, alle Menschen sind großartig, sie auch, sie besonders. Du hättest sie gemocht. Leg dich in meinen Arm, nein, halt mich, drück mich ganz fest. Wenn es heute passiert, bin ich für dich da, versprochen. Ich fing wieder an, mit den Fingern zu kreisen. Bis sie feucht würde, wäre mein Schwanz schon wieder steif. Ansonsten würde ich eben nachhelfen. Ich bin absolut nicht prüde. Ich finde es sogar geil, wenn mir die Frau zuschaut, genauso, wie ich gern zuschaue. Ohne zum zweiten Mal gespritzt zu haben, würde ich heute nacht nicht mehr einschlafen. Wenn sie aufwachte, würde Natascha sich freuen. Diesmal wäre ich ganz sanft. Reichte das nicht, was uns verband? Ich küßte sie wieder auf den Mund, diesmal mit geöffneten Lippen. Die Finger rieben jetzt fester, ohne zu beschleunigen. Sie öffnete kurz die Augen und meldete sich mit der Zunge. Dann wandte ich meinen Blick zurück zu ihrer Höhle, in der jetzt ein weiterer Finger steckte. Mit den drei Fingern zerrte ich ihren Arsch zu mir. Natascha zog die Knie an und drehte den Kopf zur Seite. Ihr Mund stand weit offen, als wartete er auf meinen Schwanz. Ich rubbelte schnell und kräftig zwischen ihren Beinen. Mein Schwanz war wieder soweit. Ich

entschied mich gegen ihren Mund. Keine Spielereien zu dieser Uhrzeit: Ich legte mich zwischen ihre Beine und glitt hinein. Ein bißchen mußte ich kreisen und schubsen, weil ihr Saft noch nicht angerührt war. Die Augen hatte Natascha noch immer oder schon wieder geschlossen. Ich griff in ihre Arschbacken und drückte aus beiden Richtungen gegen meinen Schwanz, damit er es enger hatte. Gleichzeitig saugte ich an ihrer linken Brustwarze, als würde ich verdursten. Schon spürte ich, wie ich kam, zu früh für Natascha, um mich zu begleiten. Egal, dachte ich, alles egal, zieh's durch. Vielleicht ist sie noch so schlaftrunken, daß es gar keinen Unterschied macht, und morgen wäre es ein netter Traum. Sicherheitshalber hielt ich meine Augen gegen ihre Brust gepreßt, obwohl es im Nacken schon weh tat. Noch ein paar Sekunden, dann wäre es vorbei. Ich lauschte auf ihre Töne, ohne viel zu hören. Ich hörte überhaupt nichts mehr außer meinem eigenen Atem, nicht einmal ein Röcheln. Ich wagte nicht aufzuschauen, bevor es vorbei war. Ihr Blick hätte mir in die Quere kommen können. Wieso kam ich denn nicht? Jetzt mußte ich mich doch aufrichten, um den Radius meiner Bewegungen zu vergrößern. Zum Glück hielt Natascha die Augen weiter geschlossen. Sie war vielleicht gar nicht wach, hoffte ich. Wahrscheinlich war das nicht, egal, alles egal, zieh's durch. Ich zog die Hände unter ihrem Arsch weg und stütze mich auf. Sechs, sieben heftige Stöße, bis ich mich endlich mit einem Grunzen erleichterte, nicht unähnlich dem Geräusch meines Handys, wenn es eine Kurzmitteilung empfängt. Natascha stöhnte auch ein bißchen, wie zum Trost. Kurz öffnete sie die Augen, ohne daß ich ihrem Blick etwas entnahm. Ich deckte sie wieder zu und trank einen Schluck Wein aus der Flasche. Ich würde immer noch nicht einschlafen können.

11

Natascha hatte ich einen Zettel hinterlassen. Blieben noch Stefanie, Korinna, Frau Anfang und Daniel, die ich benachrichtigen mußte, außerdem meine Eltern. Minu wußte gar nicht, daß ich nach Köln gefahren war. Mit Stefanie war es einfach: *Bin schon wieder weg. Sehnsucht nach meer. Kannst du bißchen aufräumen? Ging ganz schnell heute morgen. Melde mich morgen. Wenn was ist, ruf an. Danke und alles liebe, d. PS: und komm wirklich mal vorbei, wird dir gefallen.* Für Daniel sollte ebenfalls eine SMS genügen: *Lieber daniel, leider schaffe ich es doch nicht zur beerdigung. Mußte heute morgen dringend ins ausland. Wünsche dir viel kraft für die nächste zeit. War schön, dich kennengelernt zu haben. Vielleicht können wir noch mal ein kölsch trinken, wenn ich zurück bin. Würde mich freuen. Wenn was ist, kannst du mich auf dem handy immer erreichen. Herzlich, dariusch.* Hinterher könnte ich ihm noch eine Karte schreiben. Mit Korinna fingen die Schwierigkeiten an. Einerseits brauchte sie mich ebensowenig wie alle anderen. Andererseits hatte ich betont, dazusein für sie in diesen Tagen. Daß ich sie zur Beerdigung führe, hatten wir gestern abend zwar nicht mehr erwähnt – aber zuvor hatte ich es ausdrücklich angekündigt. Vielleicht rechnete sie mit mir. Nicht, daß sie nicht genausogut in ihrem Ka oder mit einer Kollegin nach Bergneustadt hätte fahren können. Das würde ihr definitiv nichts ausmachen. Ich hatte nur Scheu, es ihr zu sagen. Es war unhöflich, ein Rückzieher. Sie hätte niemals von mir erwartet, für die Beerdigung eigens von Cadaqués anzureisen. So nah stand ich ihr nicht, geschweige denn Maike Anfang. Doch jetzt, da ich nun einmal in Köln war und außerdem von mir aus, ohne Not, angeboten hatte, sie zum Begräbnis ihrer Kollegin zu begleiten, konnte sie durchaus erwarten, daß ich übers

Wochenende bliebe. So viel Dienst hätte unsere Freundschaft hergegeben. Anrufen würde ich sie nicht, jedenfalls nicht aus dem Zug. Ich wollte kein zweites Mal einen Todesfall zwischen zwei Funklöchern verhandeln. Eine SMS war allerdings zu dürftig. Außerdem eilte es nicht. Heute vormittag war sie ohnehin beschäftigt mit der Andacht, die sie für Maike Anfang bei Ford initiiert hatte; der falsche Zeitpunkt, ihr meine Abreise mitzuteilen. Entweder rief ich sie heute abend von Cadaqués aus an oder schickte ihr eine Mail. Bis Portbou hatte ich genügend Zeit, mir eine Begründung zu überlegen. Am schwersten tat ich mich, Frau Anfang Bescheid zu geben. Bei ihr käme ich um einen Anruf nicht umhin. Oder sollte ich ihr einen Brief schreiben? Die Anschrift würde sich leicht ermitteln lassen. Ich überlegte, ob ein Brief sie rechtzeitig erreichen würde. Morgen war Freitag. Montag wäre es zu spät. Mit gewöhnlicher Post käme ein Brief aus Spanien nicht innerhalb eines Tages in Deutschland an, nicht einmal per Expreß. Ich meinte mich zu erinnern, daß es in Cadaqués einen Zustelldienst gab, UPS, DHL oder etwas in der Art. Damit müßte es innerhalb eines Tages zu schaffen sein. *Bitte schau mal nach, ob du die adresse von annette anfang in bergneustadt rausfindest, danke, d.,* simste ich Stefanie und vertagte die Entscheidung, ob ich Frau Anfang morgen anrufen oder schreiben würde. Fürs erste mußte ich schlafen. Als ich die Augen schloß, merkte ich schon, daß mir das so bald nicht gelingen würde. Da war zum einen dieses absurde Abteil am Zugende, in dem ich zusammengepfercht mit fünf weiteren Fahrgästen saß, seitlich wie in einer grünen Minna, die schmalen, länglichen Fenster jeweils hinter den Sitzreihen. Wenigstens hätte die Frau am Bahnhofsschalter mich darauf hinweisen können, daß mir der 1. Klasse-Preis bis Paris eine Naherfahrung in Klaustrophobie bescherte. Da waren zum anderen die viersprachigen Ansagen im Thalys, die aus jeder Bahnhofseinfahrt ein Hörspiel machten. Und selbst wenn es mir zwischen zwei Ansagenquartetten gelänge, die Augen so lange zu schließen, bis ich einnickte, wäre es bei fünf Mitreisenden eine mathematische Unmöglichkeit gewesen, nicht von einem Handy geweckt zu werden. Also könnte ich auch gleich einen Kaffee bestellen, der im Fahrpreis inklusive war. Ich öffnete die Augen wieder. Links gegenüber saß eine recht hübsche Asiatin in Benetton

oder Esprit, Jeans und grauer Pullover, dazu die obligatorischen Converse in weiß, und las in einem Büchlein mit fremden Schriftzeichen, augenscheinlich einem Reiseführer. Offenbar konnten sich japanische Tramperinnen in Europa die erste Klasse leisten. Ich kannte solche Ausschläge der Kaufkraft: In Iran wurde aus mir ebenfalls ein reicher Mann. Daß es keine Steckdosen gab, war eine weitere Unverschämtheit. Belgien ist sowieso ein Verbrechen. Oder war das Dänemark, wo die Rechtspopulisten gewählt worden waren? Ich sollte wieder mehr Zeitung lesen. Gleichwie, die fehlenden Steckdosen würden sich nicht als tragisch erweisen. Müde wie ich war, hätte ich ohnehin nur die E-Mails in meiner Ablage bearbeiten können. Dafür reichte die Batterie. Ab Paris würde ich dann wieder Steckdose sitzen. *Vive la France!* Das beste wäre, wenn ich jetzt schliefe. Der schwarze Rimova, den die Asiatin vor die Füße gestellt hatte, deutete allerdings auf ein Leben in Deutschland oder jedenfalls in Westeuropa hin. Ich hielt es für unwahrscheinlich, daß Rimova in Japan verkauft wird. Rimova ist meine Koffermarke, nicht nur wegen der Qualität, sondern weil er in Köln hergestellt wird. Wenn schon Patrick Boger auf Lokalpatriotismus macht, kann ich mich erst recht nicht verweigern. Natürlich meine ich es nicht ernst mit den Heimatgefühlen, aber mit irgendeiner Heimat muß man sich schließlich ausweisen können. Nur der Fußball nervt mich. Karneval hingegen ist eine prima Zeit, sofern man nüchtern genug bleibt für einen Ständer, aber nicht so nüchtern, um genauer hinzusehen, worein man ihn steckt. Die Penetrationsquote unseres Fastelovends ist weder auf Single-Partys zu toppen noch in französischen Romanen. So viel Brauchtumspflege muß sein, wenn man in Köln wohnt, da würde mir Herr Boger gewiß nicht widersprechen, blendend wie er aussieht. Die Japanerin bestellte sich bei dem arabischen Steward, der sich zwischen unsere Beine gedrängt hatte, einen Orangensaft in akzentfreiem Deutsch. Also gehörte sie auch der zweiten, dritten Generation an. Das erweiterte das Gebiet der gemeinsamen Themen. Ich selbst entschied mich für einen Kaffee. Weshalb konnte ich keine schlanke junge Frau ansehen, ohne ans Vögeln zu denken? Angenommen, die Japanerin wäre aufgestanden und hätte mir in ihrem akzentfreien Deutsch ins Ohr geflüstert, sie auf die Toilette erster Klasse zu

begleiten für einen Schnellkurs in Kamasutra oder wie immer das Brauchtum in Japan heißt – ich wäre viel zu müde gewesen, um ihr zu folgen, viel zu kaputt und frustriert wegen dem, was ich mir heute nacht mit Natascha erlaubt hatte. Es wäre ein Scheißfick geworden, eine Erbärmlichkeit auf einem Klodeckel voller Bakterien. Meine heruntergelassene Hose hätte die Pisse von zehntausend Kilometern aufgewischt. Nach verfrühtem Koitus hätte ich mir beschämt die Unterhose über den nassen Schwanz gezogen und mich den ganzen Tag vollgesabbert gefühlt, unrein. Zu meinem wachsenden Bedauern halte ich wenige Gebote des Islams ein, aber duschen tue ich mich stets, nachdem ich mit einer Frau geschlafen habe – so wie der Prophet es uns aufgetragen hat. Daß ich Schweinefleisch vermeide, ist mehr eine Gewohnheit und kommt als Ausweis kultureller Identität immer gut, weil es zum Verständnis einlädt, ohne die Toleranz mit Kopftüchern, Gebetszeiten und anderen Rückständen auf die Probe zu stellen. Kein Schweinefleisch zu essen läßt die freiheitlich-demokratische Grundordnung gerade noch zu. Vielleicht sollte ich noch ein paar andere Gebote beachten. Vielleicht würde sich der Glaube dann eines Tages von selbst einstellen. Mit der Fatiha kann ich bereits das halbe Ritualgebet auswendig, das wir Schiiten nur dreimal am Tag aufsagen. Dreimal täglich kriegt man hin, dachte ich. Nur die Bewegungen und das Waschen vorher schienen mir kompliziert. Meine Eltern würden es vielleicht noch beherrschen, keine Ahnung, aber wenn ich sie fragte, würden sie sich nur lustig machen. Die sind gottloser als der Westen, dabei menschlich genauso top wie die Frommen unter meinen Verwandten – mit Religion scheint Güte also nichts zu tun zu haben, wahrscheinlich mehr mit Wohlfühlen, Orientierung und Krisenmanagement. Definitiv bietet der Glaube Halt. Nicht nur Gebete scheinen eine prima Erfindung zu sein. Manchmal ist es gut, wenn einem gesagt wird, was man zu tun und zu lassen hat. Eine Erleichterung ist das. Ich hätte vielleicht nicht direkt nachschlagen können, aber intuitiv gewußt, was richtig gewesen wäre, als ich die SMS von Korinna erhalten hatte. Ich hätte auch gewußt oder mir jedenfalls eingebildet zu wissen, was mit Maike Anfang war, und mir nicht so einen Kopf gemacht um das blöde Kühlfach. Ich hätte gewußt, daß ich am

Abend zuvor nicht zu Natascha hätte gehen sollen, daß das nicht vertretbar war. Wenn es einen Gott gegeben hätte, an den ich mich hätte wenden können, wäre ich da vielleicht noch rausgekommen. Ich hätte beten können. Ich hätte den Anstand gefunden aufzustehen. So hatte ich mich nur beschissen gefühlt. Ich war überhaupt nicht da. Ich war das nicht. Ich will nicht so sein. Ich hätte genausogut mit einer Gummipuppe ficken können, das wären auch nicht mehr Gefühle gewesen, nur daß die hinterher nicht geschnarcht hätte. Dabei war der Fick als solcher im Rahmen gewesen – aber diese Puppe war die Frau, mit der ich ernsthaft ein Kind hatte zeugen wollen. Das war die Frau, mit der ich leben würde, wenn es in ihrer Empfängnis zufällig Klick gemacht haben sollte. Ich meine, daß ich hingegangen war, verdammt, ich hatte Druck, ich war ernüchtert wegen Korinna, traurig wegen Maike Anfang und mehr noch wegen ihrer Hinterbliebenen. Es war ein harter Tag gewesen. Eine trauernde Mutter zu besuchen und einen Mann, der seine Freundin verloren hat, läßt keinen unberührt. Und dann hatte Korinna auch noch das neue Fräulein im Gepäck, um über Geschäfte zu reden. Das fand ich pervers. In Ordnung, ich bin dann zu Natascha, das war nicht astrein, aber nachvollziehbar. Ich hatte mit ihr geschlafen, ja, mein Gott, das passiert. Ich habe noch mal mit ihr geschlafen, wegen ihres Scheißschnarchens, weil ich nicht einschlafen konnte, nicht schön, okay, aber so ist es manchmal. Ihr hat es nicht geschadet. Beschmutzt hatte ich mich wegen etwas anderem gefühlt. Beschmutzt hatte ich mich, als ich meine Kondome nicht ausgepackt hatte. Gut, die Chancen, daß etwas passiert war, waren gering, eins zu zehn oder eins zu fünfzehn. Allein, dieser bloße Akt, ein Kind haben zu wollen, egal wie, nur um rauszukommen aus meinem verfickten Leben, rauszukommen aus all dem Scheiß, war nicht vertretbar. Ich rede hier über ein neues Lebewesen, ein Geschöpf, nicht über irgendeine Gummipuppe von Beate Uhse oder Fräulein Margarita. Das war wie Gotteslästerung, egal ob es Gott nun gab oder nicht. So ging man nicht um mit der Schöpfung. Eher zündet man sich an, als sie und sich so zu erniedrigen. Und einschlafen hatte ich hinterher immer noch nicht gekonnt. Immerhin war die Nacht mit Natascha ein Anlaß gewesen, mich wieder nach Cadaqués zu verabschieden. Ansonsten wäre ich sicher bis Dienstag

geblieben, obwohl niemand etwas davon gehabt hätte. Wenn Frau Anfang immer noch allein gewesen wäre, in Ordnung, dann hätte es sicher sinnvoll sein können zu bleiben – aber so? Ich meine, ich bin absolut dafür, der Toten zu gedenken, aber diese Tote lag außerhalb meiner Zuständigkeit. Daniel kümmerte sich um die Wohnung, Korinna ums Büro, Frau Anfang um die Beerdigung, Herr Haubner um Frau Anfang. Um Daniel kümmerte sich die Schwester. Korinna war ungefährdet. Andere Problemfälle lagen allem Anschein nach nicht vor. Um die Adressenliste für die Trauerfeier, die ich Frau Anfang versprochen hatte, würde sich schon einer kümmern, Daniel oder Korinna. Sie wollten ohnehin eine kleine Beerdigung haben, im privaten Rahmen, um Frau Anfang nicht zusätzlich zu belasten. Komm, sei realistisch, sprach ich mir zu, während ich am Kaffee nippte, der zugegeben besser schmeckte als in der Deutschen Bahn, du hast von vornherein einkalkuliert, vergeblich nach Köln zu fahren. Fünf Arbeitstage, die zum Teil nicht einmal komplett weggefallen sind, und fünfhundert Euro für die Fahrkarten lohnen sogar im Rückblick das gute Gewissen. Das Fahrrad fiel mir ein: Wenn das weg wäre, würde es teuer. Ich würde Stefanie bitten, es abzuholen. Vielleicht war es noch da. Selbst wenn ich in Cadaqués geblieben wäre, hätte es ein paar Tage gedauert, bis ich mich wieder hätte konzentrieren können. So hatte ich die Zeit eben im TGV, im Thalys und zwischen Köln und Bergneustadt zugebracht. Und für Frau Anfang war ich wirklich eine Hilfe gewesen, als sie es in der Wohnung ihrer Tochter nicht mehr ausgehalten hatte. Für Daniel war ich nach Bergneustadt gefahren, um den Schlüssel zu holen. Das war nicht lebensentscheidend, aber doch mehr als ein Händedruck, ja, in der Situation sicher eine reale Erleichterung, sonst hätte er mich nicht darum gebeten. Wir hatten außerdem ein gutes Gespräch gehabt. Wie lächerlich es war, ihn verdächtigt zu haben, direkt oder indirekt für den Tod von Maike Anfang verantwortlich zu sein. Korinna, gut, das war ein Reinfall. Mit Stefanie hatte ich einen angenehmen Fick. Wir hatten auch ein paar Dinge wegen Baden-Württemberg besprochen, die am Telefon mühsamer zu klären gewesen wären. Daß ich so gar nichts herausgefunden hatte über Maike Anfang, nichts Besonderes, meine ich, paßte mir nicht. Ich meine, sie war eine angenehme Person, kein Zweifel. Eine nette Mutter hatte

sie, einen herzensguten Onkel, der gewiß wunderbaren Honig herstellte. An dem Freund war realistisch nichts auszusetzen. Aber was das nun und ob es etwas gewesen war, als Maike Anfang und ich vorm Taxi unsicher waren wegen der Verabschiedung – ich hatte keine Ahnung. Wenn in diesem Augenblick die Japanerin schräg gegenüber plötzlich stürbe, würde ich mich ihr ebenso verbunden fühlen oder noch mehr, allein durch die Tatsache, daß wir im Leben die gleiche Koffermarke bevorzugten, den sogenannten Migrationshintergrund teilten und uns schon deshalb mit Sicherheit einig gewesen wären über den Faschismus der belgischen beziehungsweise dänischen Regierung. Ihr Tod hätte sogar meine Phantasie vom Thalys-Klo erster Klasse zu wehmütiger Verklärung und längerer Haltbarkeit geadelt. Ohne daß sie einen Herzinfarkt erlitte, würde ich sie hingegen schon beim Umsteigen in den TGV genauso vergessen haben wie die vier anderen Mitreisenden. Nur das viel zu enge Abteil würde ich noch länger in Erinnerung behalten und vor der nächsten Fahrt mit dem Thalys sicherheitshalber nachfragen, ob ich in einem ordentlichen Großraumabteil sitze. Das Problem war nicht nur die Beinfreiheit, die Männern meiner Größe genommen wird, sondern daß man nicht weiß, wohin mit dem Blick. Sofern das Gegenüber sich in ein Buch vertieft wie die Japanerin, ist es noch im Rahmen. Aber weder der Glatzkopf im Nadelstreifen auf dem Mittelsitz noch der Ziegenbart im popelgrünen Pullover, dessen Knie die meinen polierten, nutzten ihre Zeit für etwas Sinnvolles. Wenn ich im Zug sitze, nutze ich meine Zeit immer. Ich lese, ich arbeite am Laptop, ich höre Musik aus dem i-Pod, und in dringenden Fällen telefoniere ich leise. Jedenfalls ist mein Handy immer an. Am besten, ich schlösse wieder die Augen, egal ob ich schliefe oder nicht. Für ein paar Sekunden versuchte ich es, nur um mich über das Koffein zu ärgern, das mich wachhalten würde. Dann fiel mir ein, daß ich vorhin am Bahnhof gar nicht den Stadtanzeiger gekauft hatte, um mir die Todesanzeige von Ford anzusehen. Ich blickte mich um, als läge die Zeitung im Abteil aus oder hinge an einem Ständer. Macht nichts, dachte ich, werde ich dadurch abgehalten, sie zu lesen. Wenn man die Zeitung erst einmal in der Hand hat, ist es schon zu spät. Ich erinnerte mich an die Anschläge von London, zum ersten Mal an diesem Tag, eine gute Quote. Ich

bekomme den Dreck ja nicht aus meinem Kopf heraus. Wo man hinschaut, auf der Straße oder im Netz, sieht man Muslime gleich Zwangsheirat gleich Ziegenficken. Heute war ich seit sieben Stunden und dreiundfünfzig Minuten wach, ohne an Selbstmordanschläge gedacht zu haben. Mit dem Stadtanzeiger hätte ich keine Aussicht gehabt, die Quote beizubehalten. Vor Müdigkeit hätte ich mich noch den Berichten aus den Kölner Stadtteilen ergeben. Draußen im Gang lagen Tageszeitungen kostenlos aus, viersprachig natürlich, wie es die Gesundheitsminister der EU vorschreiben: die FAZ, außerdem Le Monde und The Guardian, wenn ich mich nicht täuschte, dazu eine belgische Zeitung. Ich wußte das, weil mir die erste Klasse im Thalys früher den Gang zum Bahnhofskiosk erspart hatte. Wahrscheinlich hatte ich deshalb vergessen, den Stadtanzeiger zu kaufen, weil ich mich für die Fahrt nach Cadaqués nie mit Zeitungen eindeckte. In dieser Hinsicht gleicht der Thalys dem Flugzeug. Obwohl, das stimmt gar nicht: Die Billigfluglinien verteilen überhaupt keine Zeitungen. Der Kiosk am Kölner Flughafen war mir daher vertraut gewesen. Nur in letzter Zeit fliege ich immer öfter ohne Zeitung. Wenn nicht mein Beruf und zumal das Festival in Baden-Württemberg gewesen wäre, hätte ich mich gänzlich der Ignoranz hingegeben. Immerhin hatte ich Stefanie beauftragt, die wenigen relevanten Artikel zu sammeln. Was mich erreichte, genügte, um für immer in Cadaqués bleiben zu wollen. Sollte ich mich eines Tages umbringen, würde ich mir einen geeigneten Platz suchen, nicht wo Zivilisten sind, ich bin kein Mörder, aber nachts einen kleinen Sender in die Luft sprengen oder Spiegel oder Springer, das wäre cool. Den Pförtner würde ich vorher evakuieren, klar. Beim Moderator war ich mir schon nicht so sicher. Es mußte halt irgendwo sein, wo es bedeutsam ist. Live auf Sendung, das wäre das Beste. Aber ein Selbstmordattentat ohne unschuldige Opfer war unrealistisch. Das war ja das Vertrackte: Bedeutung hat es erst ab dem Massenmord. Sich nur selbst zu töten ist völlig sinnlos. Insofern verstand ich die Jungs vom 11. September. Mehr Wirkung kann man gar nicht erzielen. Mit einer einzigen Aktion hatten sie sich in die Ewigkeit gesprengt. Nur daß sie lauter Zivilisten mitgenommen hatten, war nicht akzeptabel. An Verschwörungstheorien glaube ich nicht, das ist mir zu simpel. Und ich war

auch alles andere als ein Selbstmordkandidat, trotz der verkorksten Nacht mit Natascha und der überflüssigen Reise nach Köln. Ich mußte nur nach Cadaqués gelangen, dann würden sich die Gefühle schon einrenken, bei einem Glas Wein an der Strandpromenade und einer Pasta mit Meeresfrüchten. Ich würde einfach weitermachen, als wäre nichts gewesen, hoffend, daß wirklich nichts gewesen war (ich meine, mit Blick auf Nataschas Empfängnis). Als Cadaqués konserviert, konnte Europa so angenehm sein. Ich nahm mein Handy aus der Hosentasche und ging die SMS durch, die gespeichert waren. Schnell hatte ich mich zu der Nachricht geklickt, die ich bestimmt schon zum achtzigsten Mal las: *Tut mir leid, es dir so zu sagen, kann jetzt aber nicht anders. Meine kollegin maike anfang ist gestorben, die mit uns noch whisky trinken war. Einfach so. Ich weiß gar nichts mehr. Liebe grüße, korinna.* Ich hatte das Bedürfnis, Korinna zu schreiben, doch fiel mir kein Text ein. Was ich empfand, paßte nicht zu der Abreise, die ich ihr hätte gestehen müssen. Während ich noch überlegte, grunzte das Handy. Mit Sicherheit blickten alle fünf Mitreisenden auf meine Hand. Ohne mich umzusehen, schob ich die Mundfalten zur Entschuldigung nach oben. *Kannst du heute um 3 nach niehl kommen? Herr Boger würde dich gern kennenlernen. Wichtig! Viele grüße, korinna.* Es war 7:58 Uhr. Woher kannte Korinna um diese Uhrzeit Patrick Bogers Wünsche und Pläne? Ich hielt es für unwahrscheinlich, daß der Tag in den höheren Etagen von Ford schon so früh begann, mochte Korinna selbst bereits an ihrem Schreibtisch sitzen. Das Wohlwollen, mit der sie ihren Chef porträtierte, hatte mich schon in Cadaqués mißtrauisch gemacht. Das war mehr gewesen als Respekt oder Sympathie. Das war Verzückung. Vom Restaurant aus war sie zu ihm gefahren und hatte mit ihm über mich gesprochen. Wie echte Künstler trennen sie nicht zwischen Privat und Arbeit. Bevor er sie fickte, hatte sie ihm vorgeschlagen, mich heute zu treffen, um die Änderungen am Ablauf der Abschiedsfeier zu besprechen. Dabei hatte sie in Cadaqués behauptet, daß es sich um eine Überraschung handelte, von der Boger nichts ahnte. Wie konnte ich nur so naiv sein, ihr das abzunehmen? Als würde ein Perfektionist wie Boger den eigenen Abschied dem Zufall überlassen beziehungsweise seinem Geschäftsbereich Kommunikation und

Öffentlichkeit. Und ausgerechnet heute, nachdem ich drei sinnfreie Tage in Köln verbracht hatte, saß ich im Thalys nach Cadaqués. Ich überlegte, in Aachen kehrtzumachen. Natürlich war es wichtig, wenn der Vorstandsvorsitzende der Ford AG Deutschland einen treffen wollte; das hätte Korinna nicht eigens erwähnen müssen. Ach, verpißt euch: *Tut mir leid, korinna. Bin schon auf dem weg nach spanien. Mußte dringend weg. Melde mich morgen. War schön gestern. D.*

12

Mein Freund,

heute hat die Sonne in Cadaqués den Winter endgültig bezwungen. Beim Spazierengehen am frühen Morgen mußte ich noch Jacke und Fleecepulli tragen, aber das leuchtende Blau des Meeres und der Glanz auf den Wellen, wenn sie sich brechen, gehören schon einer anderen Jahreszeit an, dem neuen Leben, das erwacht. Noch nie war ich im Winter so lange in Cadaqués. Noch nie fühlte ich mich hier so aufgehoben. Im Sommer ist Cadaqués eine angenehme Kunstwelt. Im Winter begnügen sich die Restaurants mit den Standards, die in Spanien nicht üppig sind. Die pittoresken Läden haben fast alle geschlossen. Nicht einmal die Maler, die in ihren Ateliers halböffentlich Dalí und Picasso nacheifern, trifft man an, geschweige denn schöne Frauen. Im Sommer hat Cadaqués viel mehr zu bieten. Im Winter bietet es die Wirklichkeit. Theoretisch wußte ich das. Praktisch war mir der Winter immer zu kalt. In Cadaqués ist er nicht mild wie sonstwo am Mittelmeer. Der stete Wind, die ausgeblichenen Farben und die feuchte Kälte, die in alle Knochen kriecht, zehren an den Sinnen, bis sie unempfindlich werden, beinah tot. Heute beginnt der Frühling, und ich weiß, daß ich ihn so intensiv erleben werde wie noch keinen zuvor.

Als angehängte Zip-Datei schicke ich Dir einen Text, den ich letzten Sommer geschrieben habe. Leicht fällt es mir nicht, dabei warst Du so etwas wie ein Adressat. Es ist nichts darin, was Dich überraschen oder bestürzen könnte, dennoch schäme ich mich vor Dir. Es ist mir unangenehm, wie ich früher dachte, wie ich von Menschen sprach, von mir. Zugleich bin ich mir bewußt, daß die Scham ein Teil der Erfahrung ist, die mich mir selbst näherbringt. Der Text gehört zu dem Menschen, der ich nicht mehr bin. Ich

würde ihn schon gern veröffentlichen, wäre mein erstes Buch. Den Kontakt zu einem Publikumsverlag hat mir ein Freund bereits vermittelt, aber vielleicht ist es schwierig, weil die Personen real sind und sich benutzt fühlen könnten. Außerdem könnten die bei Ford etwas dagegen haben. Sag mir bitte, was Du darüber denkst, wenn Du Zeit hast, es zu lesen.

Es sind elf Kapitel, beginnend mit der Nachricht von Maike Anfangs Tod. Es hört auf mit der SMS an Korinna, in der ich ihr schrieb, daß ich schon unterwegs nach Spanien sei. Alles, was danach geschah, ist Dir bereits offenbar. Während ich noch zusah, wie mein Handy die SMS verschickte, wußte ich bereits, daß ich umkehren mußte, umkehren zu dir, zu mir. Nein, ich will ehrlich sein, auch jetzt. Ich bin umgekehrt, weil ich spürte, daß die SMS von Korinna etwas bedeutete. Ich spürte, daß es kein Zufall war, daß Du mich kennenlernen wolltest – daß mich etwas hinderte an der neuerlichen Flucht. Ich spürte, daß ich vor eine Entscheidung gestellt war, die weiter reichte als nur bis zum nächsten Termin oder Deiner Abschiedsfeier. Fast hätte ich mich falsch entschieden. Ich dachte, es ginge um meinen Beruf. Ehrlich, ich dachte, es ginge um die Karriere. Ich war enttäuscht und beschämt wegen des vorangegangenen Abends und überhaupt der Woche in Köln (ist alles in dem Text beschrieben, so genau, wie ich konnte), daß ich mir beweisen wollte, einen Termin mit dem Vorstandsvorsitzenden der Ford AG Deutschland ausschlagen zu können. Ich wollte die Achtung vor mir selbst zurückgewinnen. Sofort merkte ich, wie eitel das war und wie lächerlich. In Aachen stieg ich aus dem Thalys, um den ersten Zug zurück nach Köln zu nehmen. Als ich nachmittags Dein Büro betrat, war ich sofort gebannt von Deiner Ausstrahlung. Wenn Du noch länger geblieben wärst, hättest Du sicher den gesamten Konzern angesteckt mit Deiner Tugend, sogar Deine Kollegen aus dem Vorstand und die Herren aus dem Aufsichtsrat, über die sich Margarita und Korinna oft ärgern. Ich habe mich sehr über Dein Lob gefreut; das waren so persönliche, ans Herz rührende Worte. Ich finde es absolut bewundernswert, wie Du auch später, unter widrigsten Umständen, Deine Heiterkeit und Deinen Großmut bewahrt hast.

Ich selbst merke schon, wie gut Deine Grundsätze funktionieren, nach so kurzer Zeit. Es sind nicht Deine Grundsätze, klar. Aber Du hast sie uns

lebendig gemacht. Ja, der wahre Sinn des Lebens liegt darin, für andere dazusein. Indem Du mir den gesunden Altruismus vorgelebt hast, hast Du mich gelehrt, nicht nur mein Potential auszuschöpfen, sondern auch das meiner Sekretärin und überhaupt der Menschen, mit denen ich zusammenarbeite. Den Respekt, den ich ihnen entgegenbringe, und die Großzügigkeit, die ich ihnen zeige, geben sie mir doppelt und dreifach zurück durch Einsatz und Ehrlichkeit. Es ist genau, wie Du sagst: Eine Handlung, die anderen Menschen hilft, nützt nicht nur den anderen, sondern bringt auch mir wahre Befriedigung. Das Festival in Baden-Württemberg, von dem ich Dir erzählt hatte, lief ebenfalls großartig, so schwer mir das Thema Islam hätte fallen müssen. Das Ministerium wollte nun einmal etwas Positives. Wenn es nötig war, haben alle bis tief in die Nacht gearbeitet, noch die schläfrigsten Beamten. Früher hatte ich für die Funktionäre in den Ministerien, Kulturämtern und Volkshochschulen nur Verachtung übrig. Jetzt entdecke ich, wie wertvoll jeder einzelne von ihnen ist. Ich muß nur hinschauen. Wieviel Anstrengung es mich gekostet hatte, die Verachtung zu überspielen! Wie leicht es ist, sie zu Höchstleistungen zu motivieren!

Alles erscheint auf einmal so leicht. Ich hatte angenommen, daß es ein Riesenschritt sei, die eigene Tradition zu verlassen. Es war eine Kleinigkeit. Alles geht so mühelos, seit ich aus Arkansas zurück bin. Manchmal bedauere ich, nicht tiefer im Islam verwurzelt gewesen zu sein. Dann wäre die Erleichterung vielleicht noch größer. Der Islam ist eine grausame, blutige Religion. Er bringt keinen Frieden, er erzeugt keinen Respekt, sondern immer nur neuen Terror. Schau Dir an, wie sie auf die Karikaturen reagiert haben, auf harmlose Karikaturen (habt Ihr das überhaupt mitbekommen in Amerika?). Jetzt wollen sie diesen armen Afghanen umbringen, der zum Christentum übergetreten ist. Da ist nur Haß. Ich wundere mich nicht mehr über die Zustände in Iran und sonstwo. Wo so viel Intoleranz und Aggression ist, kann sich die Gesellschaft nicht positiv entwickeln. Erst wenn die Menschen dort zu einer wahrhaften, zu einer angstfreien Spiritualität gelangen, werden sie Frieden und Wohlstand finden. Der Islam muß verschwinden. So wie ich das verstanden habe, werden es noch mehr Muslime verstehen. Sie müssen sich nur vergleichen mit anderen Menschen, dann

werden sie den Grund ihrer Zurückgebliebenheit erkennen. Was jetzt ist, all die Grausamkeiten, ist sein Endkampf, ist sein Tod, ist die Geburt von etwas Neuem. So wie jeder Mensch verantwortlich ist für sein eigenes Geschick, so ist jede Gesellschaft verantwortlich für ihr eigenes Schicksal. Weder glaube ich an einen Gott im Himmel, der alles zum Guten wendet, noch an die bösen Amerikaner, die alles zugrunde richten. Im Gegenteil: Dein Land ist das Zentrum des neuen, uralten Geistes. Wie tief habe ich das in Arkansas gespürt. Und ich hoffe und bete, daß die negative Energie, die auch die Politik Deines Landes erfaßt hat, sich umkehren wird. Mit Menschen wie Dir, mit vielen erfüllten Menschen kann die Welt Frieden finden. Ich habe meinen Frieden schon gefunden. Andere werden mir folgen. Meine Sekretärin ist schon dabei, ebenso Korinna. Sogar das Verhältnis zu meiner Schwester Minu, die ihr Glück im Sufismus sucht, hat sich verändert. Ich glaube nicht an ihre Version des Islams, aber endlich gelingt es mir, das Suchen meiner Schwester zu respektieren. Vielleicht hat sie recht. Vielleicht bietet auch der Islam im Sufismus Ansätze für den inneren Frieden. Es heißt ja, daß alle Religionen im Grundsatz die gleiche Botschaft vermitteln, Altruismus, Liebe, Mitgefühl. Bei mir ist die negative Prägung zu stark, als daß ich den Islam objektiv beurteilen könnte. Oder ich bin noch zu ergriffen von dem Neuen.

Schon jetzt merke ich, nach so wenigen Monaten, wie das Geschäft anzieht, weil die Leute spüren, daß ich es ehrlich meine. Sie ahnen nicht, wovon ich beseelt bin – aber sie spüren meine Seele, an die ich selbst nicht mehr geglaubt hatte. Endlich stehe ich hinter dem, was ich sage und tue, hinter jedem Wort, hinter jedem Tag. Und weil ich begeistert bin, vermag ich andere zu begeistern. Nur meine Sekretärin weiß von der Berufung und noch einige Freunde. Du hast recht, man braucht die Leute nicht einzuweihen. Man muß mit ihnen umgehen, als wären sie geweiht, dann leuchten sie von innen, dann verkehren sich die negativen in positive Prägungen. Nicht was sie glauben, ist wichtig, sondern was sie tun. Sie wachsen über sich selbst hinaus, wenn man ihnen nur Raum gibt, Lob, Zuwendung. Es ist so einfach, erfolgreich zu sein – und so gut. Ja, es ist so gut, gut zu sein. Wenn ich nächste Woche nach Köln zurückkehre, gebe ich richtig Gas. Ich habe noch jemanden eingestellt, einen jungen Mann, der sich um das Marketing

kümmert. Die Website, die er neu gestaltet hat, sieht glänzend aus, kein Vergleich zu früher. Die Besucherstatistik ist unglaublich. Früher krebste ich bei zwölf oder fünfzehn Zugriffen rum, jetzt sind es täglich sechzig, siebzig, wenn ich wieder neu verlinkt worden bin, oft hundert oder mehr. Das Verlinken ist das A und O, hat mich der Mitarbeiter gelehrt, genau wie im realen Leben. So jung er noch ist, selbst von ihm kann ich noch lernen. Nur wer gut verlinkt ist, klettert ganz hoch bei google.

Klar, ich habe schon einen Namen, aber um langfristig in die erste Liga aufzusteigen, muß ich so verlinkt sein, daß die Leute mich bei bestimmten Stichworten automatisch finden. Das ist das, was die Technik leisten muß, das Marketing, der Auftritt. Entscheidend wird natürlich immer bleiben, was danach geschieht, im zwischenmenschlichen Bereich. Nur wenn das stimmt, wenn die Leute spüren, daß man aufrichtig ist, wird der Erfolg von Dauer sein. Ich will es richtig machen, von vornherein, verantwortungsvoll, ethisch absolut korrekt. Jeder Auftraggeber muß das Gefühl haben, ich würde nur für ihn arbeiten. Bei mir wird immer das Individuum im Mittelpunkt stehen. Ich war immer so klein im Geist, so ängstlich, so geizig. Wie soll etwas zurückkommen, wenn man nichts gibt? Wie soll man etwas gewinnen, ohne den Verlust riskiert zu haben? Ein Fernziel habe ich schon, Du wirst lachen: die WM 2010! Die ersten Kontakte habe ich bereits geknüpft. Der Vorteil ist, daß die in Südafrika noch gar nicht richtig mit den Planungen begonnen haben und jetzt rasch etwas vorweisen müssen. Vielleicht erwische ich den richtigen Moment. Stell Dir mal vor, das wäre gigantisch. Und ich würde es richtig gut machen, nicht so überdimensioniert wie in Deutschland, statt dessen mit unheimlich viel Charity und so, daß es die Menschen an der Basis erreicht, mit möglichst vielen einheimischen Künstlern.

Ich werde schuften bis zum Gehtnichtmehr. Nur den einen Tag werde ich mir eisern freihalten, den Mittwoch wahrscheinlich. Auch die Übungen und all das befolge ich strikt. Und definitiv kein Alkohol und keine Frauengeschichten mehr. Stefanie, meine Sekretärin, mit der ich immer wieder mal etwas hatte, habe ich gesagt, daß unsere Beziehung sich fortan auf die Arbeit und die Freundschaft beschränken würde. Als ich sah, wie erleichtert sie war, begriff ich erst, wie unanständig ich mich verhalten hatte.

Ehrlich, ich dachte, sie wäre enttäuscht, als ich ihr sagte, daß wir nicht mehr miteinander schlafen sollten. Aber sie schaute mich an, lächelte und sagte nur, ja, finde ich auch. Sie ist ebenfalls ein wunderbarer Mensch, ganz groß. Sie hat oft Fehler gemacht, ja, aber nicht, weil sie unzuverlässig ist, sondern weil ich durch mein Mißtrauen die Fehler schon antizipiert habe. Jetzt, da ich sie wie eine Partnerin behandele, arbeitet sie so verantwortungsbewußt wie eine Partnerin. Nie wieder werde ich einen Menschen mißbrauchen.

Auch mit Natascha, der letzten Freundin von mir (11. Kapitel, wenn Du die Geschichte tatsächlich nachlesen möchtest), werde ich nichts mehr anfangen. Ich werde sie respektieren, ich werde ihr ein Freund sein, wenn sie mich braucht, aber ich warte jetzt, bis ich der einen Einzigen begegne. Da sind zu viele negative Prägungen zwischen uns, das kriege ich nicht mehr umgepolt. Unser Verhältnis ist jetzt endgültig bereinigt. Wir sind ein paar Mal essen gegangen, wir haben uns ausgesprochen, wir haben gelacht. Aber wir haben beide verstanden, daß es keinen Zweck hat, neu zu beginnen. Sobald wir die Möglichkeit nur andeuteten – ein schelmischer Blick, eine anzügliche Geste –, war da eine negative Energie im Raum, von beiden.

Wie ist es bei Dir? Als wir im Center waren, hat mir Margarita einmal gestanden, daß sie sich ein Kind von Dir wünscht. Sie wäre bestimmt eine gute Mutter. Wir haben oft zusammen meditiert, außerhalb der festen Zeiten, meine ich. Wir sind den Hügel hinterm Center hinaufgegangen bis zu der Lichtung und haben uns ins Gras gesetzt, das Gesicht einander zugewandt. Dann haben wir die Augen geschlossen. Man lernt sich kennen in der Stille, besser als durch Worte. Sie ist es wert, die Mutter Deines Kindes zu werden. Und Du selbst bist so jugendlich im Geist, so unverbraucht und neugierig, daß Du nochmals Vater werden solltest. Ich weiß schon, es ist anmaßend, so etwas zu schreiben. Ich will nur sagen, daß Margarita von einer Güte, Verläßlichkeit und Bescheidenheit ist, die ich ganz selten getroffen habe. Ich fasse es selbst nicht, daß ich sie am Anfang so geringgeschätzt habe.

Von einer Angelegenheit muß ich Dir noch berichten. Vorgestern erreichte mich eine Mail von Daniel Schmidt. Das war der Freund von Maike Anfang. In meinem Text habe ich über ihn geschrieben, auch darüber, wie ich ihn

getroffen habe in einem Café. Ich kopiere Dir seine Nachricht in diese Mail hinein, dann wirst Du gleich sehen, worum es geht.

hallo dariusch,

korinna hat mir deine e-mail-adresse gegeben. hätte dir schon längst schreiben sollen, aber konnte nicht. habe es nicht über mich gebracht. nach der beerdigung habe ich mich um die wohnung von maike gekümmert. für die mutter war das alles zuviel. die ist bei der beerdigung total zusammengeklappt und mußte erst mal behandelt werden. die war völlig fertig. ich habe die sachen von maike geordnet und aussortiert, was weg konnte. die freunde von maike sind vorbeikommen, um sich ein erinnerungsstück mitzunehmen. was wertvoll war, habe ich der mutter gegeben oder für mich selbst aufbewahrt. den rest habe ich zur müllkippe gebracht, vier wagenladungen voll. war alles schon hart genug. aber dann habe ich den computer von maike angeschaltet. wollte sehen, ob ich die festplatte komplett löschen konnte oder ob was wichtiges draufstand, oder was privates. war ein bißchen so, wie wenn ich ihre tagebücher gelesen hätte. na ja, ich bin die ordner durchgegangen. da war ein ordner »träume«, den habe ich natürlich geöffnet. und da war nur eine datei drin, eine einzige, und die hieß »dariusch«. ich dachte, ich falle um. als ich die datei öffnete, brach erst mal alles für mich zusammen. ich hätte es dir längst schicken sollen, aber konnte einfach nicht. hatte gedacht, da wäre vielleicht etwas über mich auf dem computer, und dann finde ich diesen brief. lies ihn, du wirst sehen. vielleicht hatte sie ihn dir auch schon geschickt, aber das glaube ich nicht, denn die datei wurde erstellt am 8.7.05. Das war der tag, als maike und ich zusammen essen waren, und hinterher habe ich sie nach hause gebracht, und sie ist gestorben. kurz vorher muß sie diesen brief geschrieben haben. jetzt, da ich das schreibe, kommt alles wieder hoch, deshalb höre ich lieber auf. ich glaube nicht, daß du ihn schon hast, denn er ist offenkundig noch nicht fertig. jedenfalls schicke ich ihn dir. tut mir leid für die verzögerung. ich konnte einfach nicht.

mach’s gut, daniel

ps: hab mich durch deine neue website geklickt. beeindruckend. hatte mich gefragt, ob der hinweis auf maike noch dort steht. hätte mich gefreut oder

auch nicht.

Ich muß gestehen, daß die Nachricht mich einigermaßen aus der Bahn geworfen hat. Ich habe die Datei heruntergeladen, aber ich konnte mich nicht überwinden, sie zu öffnen. Ich dachte, wenn ich sie öffne, kehrt mein altes Leben wieder zurück. Ich fürchte mich davor. Ich habe Angst, daß ich noch nicht stabil genug bin, um Maike Anfangs Text zu lesen, noch nicht weit genug auf dem Weg. Ich habe Angst, daß dann alles wieder hochkommt, wie es bei dem Freund hochgekommen ist, Angst vor der negativen Energie. Ich dachte, die Sache mit Maike Anfang, von der ich bis heute nicht verstanden habe, was sie eigentlich war, wäre vorbei, aber offenbar hatte ich mich getäuscht. Und offenbar habe ich mich auch vollkommen getäuscht in ihr, in dem, was zwischen uns war. Ich dachte, da wäre nichts gewesen, und war letztendlich froh darüber. Was denkst Du, was ich tun soll mit der Datei? Möchte sie nicht lesen, aber vielleicht muß ich es. Vielleicht ist es ein Teil der Erfahrung.

Es ist wahrscheinlich gar nicht so wichtig, mit wem man zusammenlebt. Ich möchte dahin gelangen, allen fühlenden Wesen nahezustehen. Die Liebe soll sich nicht beschränken auf die eigenen Freunde, die eigene Familie. Jeder Mensch ist liebenswert. Natürlich, ich bin kein Asket, meine Frau soll schon attraktiv sein, fürsorglich und nicht dumm. Im Zug nach Aachen – also als die SMS mich erreichte, daß Du mich sehen möchtest – saß mir eine junge Asiatin gegenüber (steht alles im Text, letztes Kapitel). Manchmal denke ich, sie könnte es gewesen sein, die eine Einzige. Sie wäre genausogut gewesen wie jede andere. Wesentlich ist die eigene innere Entwicklung. Die Ehe gehört ebenso der äußeren Welt an wie der Beruf. Sie muß heil sein, gesund, damit sich die innere Wirklichkeit entfalten kann. Ich werde sie nicht vernachlässigen, im Gegenteil: Jetzt, da ich begonnen habe, das Wesentliche zu erkennen, kann ich mich um so befreiter auch der äußeren Welt widmen.

Hoffentlich sehen wir uns bald wieder. Mir ist klar, wie beschäftigt Du bist. Aber vielleicht schickst Du mir eine kurze Mail, wenn Du absiehst, wann Du das nächste Mal wieder im Center bist. Ich versuche dann, auch dazusein. Am schönsten wäre es natürlich, wenn Du mich tatsächlich einmal in

Cadaqués besuchtest, Du und Margarita. Du wirst es mögen, im Sommer und noch mehr im Winter. Danke für alles. Viel, viel Liebe, Dariusch.

PS: Ich weiß, was Du mir raten wirst. Indem ich Dir diese Mail schrieb, ist mir auch dies klargeworden: Ich öffne den Ordner downloads, *in dem die Dateien nach dem Datum der letzten Änderung aufgelistet sind. Die dritte Datei von unten, das ist sie:* Dariusch. *Größe: 41 KB. Typ: Microsoft Word-Dokument. Geändert am: 12. März 2006 22:11. Das muß der Abend gewesen sein, an dem Daniel mir die Mail geschickt hat. Er muß sie vorher nochmals gelesen und neu abgespeichert haben. Vielleicht hat er etwas an dem Text verändert. Ich will nicht wieder anfangen zu spekulieren. Das ist jetzt vorbei. Ich habe gefunden. Ich gehe mit dem Curser auf die Datei, klicke auf die rechte Maustaste, gehe auf Löschen und klicke auf die linke Maustaste.* Möchten Sie »Dariusch« wirklich in den Papierkorb verschieben? Ja/Nein. *Ich klicke auf* Ja. *Um sicherzugehen, klicke ich mit der rechten Taste den Papierkorb an:* Sollen diese 38 Elemente wirklich gelöscht werden? Ja/Nein. *Wieder* Ja. *Aber das reicht noch nicht. Ich gehe ins Internet und klicke mich durch bis zu den gelesenen Nachrichten. Daniels Mail steht nicht mehr dort. Ich kann sie nicht mehr zurückholen.*

Editorische Notiz

Alle vier Bücher erschienen zuerst im Ammann Verlag, Zürich: *Das Buch der von Neil Young Getöteten* 2002, *Vierzig Leben* 2004, *Du sollst* 2005 und *Kurzmitteilung* 2007. Sie wurden für diesen Band durchgesehen. In *Du sollst* hat der Autor den Text nach dem ersten Gebot, »Ich bin dein Gott«, ausgetauscht. Der neue Text beruht auf der Bibelübersetzung von Martin Luther in der Fassung von 1912. Der Autor dankt dem Ammann Verlag und seinen Mitarbeitern, insbesondere dem Verleger Egon Ammann und der Lektorin Stephanie von Harrach.

1 Den Kummervollen, den du im Vorübergehen streifst, trifft blendend die Gesundheit, die als Helle von deinen Armen und Schultern strahlt (Baudelaire, Übersetzung von Friedhelm Kemp)

2 Gemächlich auch im Glauben, schlendere ich am Rande meines Lebens./Ich schreite langsam nur, wie einer, der von so weither herkommt, daß er nicht hofft, ans Ziel zu gelangen. (Jorge Luis Borges, Jactancia de quietud)

Über den Autor

Navid Kermani, geboren 1967, lebt in Köln. Für sein akademisches und literarisches Werk wurde er vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Kleist-Preis und dem Joseph-Breitbach-Preis. Bei Hanser erschienen die Romane *Dein Name* (2011) und *Große Liebe* (2014) sowie seine Frankurter Poetikvorlesungen *Über den Zufall* (Jean Paul, Hölderlin und der Roman, den ich schreibe, 2012).